

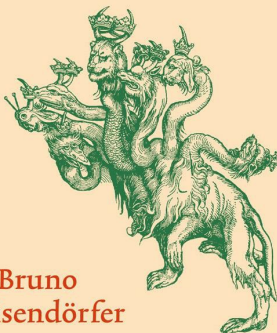
Bruno
Preisendörfer

Als unser Deutsch erfunden wurde

Reise in
die Lutherzeit



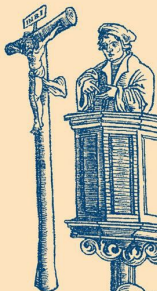
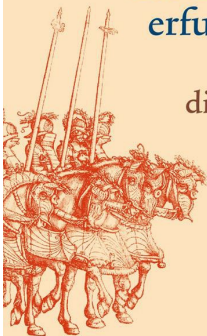
Galiani
Berlin



Bruno
Preisendörfer

Als unser Deutsch erfunden wurde

Reise in
die Lutherzeit



Galiani
Berlin

Bruno Preisendörfer

*Als unser Deutsch
erfunden wurde*

Reise in die Lutherzeit

Galiani Berlin

Kurzübersicht

- > Buch lesen
- > Titelseite
- > Inhaltsverzeichnis
- > Über dieses Buch
- > Über Bruno Preisendörfer
- > Impressum

Inhalt

Titelseite

Kurzübersicht

Inhaltsverzeichnis

Über dieses Buch

Widmung

Motto

Einleitung

1. Weltlage und deutsche Beschwerden

Anfang und Ende

Der Kosmos weitet
sich, der Mensch wird
winzig klein

Wo der Pfeffer wächst
oder Die Welt auf
einem Nürnberger
Erdapfel

Die Konquistadoren
von Venezuela

Lantstrassen durch
das Romisch reich

»Beschreibung
Teutscher Nation«

Deutsche
Beschwernisse

Die deutsche Sprache

Deutsche Bibeln und
deutsche Drucke

2. Die Herren des Reichs

›Männleinlaufen‹:
Kaiser und Kurfürsten

Plackerei statt Ewiger
Landfriede

Götz von Berlichingen
entführt Nürnberger

Kaufleute

Lob der Obrigkeit

Martin Luther schreibt
Hans Kohlhase einen
Brief

Des heyiligen
Römischen Reichs
peinlich gerichtss
ordnung

Reisläufer und
Landsknechte

Gebrauchsanweisung
für Spießgesellen

Die Schweizergarde

Schertlin von
Burtenbach erlebt die
Plünderung Roms

Die Macht aus den
Kanonenrohren

Die Macht aus den
Münztruhen

3. Geldleute

Das silberne Zeitalter

Etwas über Erdöl

Tanz der Patrizier

Macht Geld traurig?

Welche Geschäfte sind

schmutzig?

Die Post geht ab

Etwas über Hanse und
Hering

Rechnen nach Adam
Ries

4. Auf der Burg und in der Stadt

Götz von Berlichingen
wird belagert

Von der Burg zur
Residenz

Claus Narr von Torgau
will nicht in den

Himmel

Mauern und Tore

Nürnberg: Unter der
Veste und am
Tiergärtnertor

Die Tiere der
Stadtmenschen

Die humanistische
Universität

Studentenunruhen

Der ›Pöfel‹, die
Lebensnot und der
›Gemeine Kasten‹

Was ist ein

›Pfennigbrot‹?

Das ›tolle Jahr‹ in
Erfurt

5. Vom Handwerk

Die Tuchmacher von
Görlitz revoltieren

Die Meisterstücke der
Schneider von
Nürnberg

Ständeordnung

Wasser auf die Mühlen

Eisen im Feuer

Holz und Haus

Die Zeit in einem
Nürnberger Ei

Die Erfindung des
Fleißes oder
Nirgendwo ist
Schlaraffenland

6. Unter Bauern

Angst vor der Arbeit
Zittern vor den Herren
Gottesfurcht
Wetternöte
Im Bauernheer
Die Schlächtereie bei

Frankenhausen

Jörg Ratgeb wird
gevierteilt

7. Himmel, Hölle, Alltag

Menschliche

Bestimmung, göttliche
Gnade

Faust fährt zur Hölle

Der Teufelspakt

Hexenjagd

›Wiedertäufer‹ und

›Sakramentierer‹

Vom Predigen

Der Streit um die
Bilder

Nothelfer

Reliquienglauben

Milch aus der
Muttergottesbrust

Trost und Gesang

8. Häuslichkeit

Inventare in Versen

Eine wunderliche
Rechnung

Im Haushalt der
Katharina von Bora

9. Ernährung

Zu Tisch bei Doktor
Martinus

Wie Fürsten tafeln,
Bauern essen und
Bürger speisen

»Von bereytung der
speis«

Vom Abnehmen
Korn

Ochsenwege

Salz wächst nicht auf
dem Acker

Honigsüß

Das ›Reinheitsgebot‹
für Bier

Die deutsche
SaufereiHinweis

10. Kleidung

Kleiderordnungen

Der Streit um den
Sturtz

Was Bürgerinnen in
der Truhe haben

Etwas über die Bruch

Waschen und pflegen

Die Sünden des

Hosenteufels

Barchent und böse
Sachen

11. Frauen, Männer, Kinder

›Wollüsterey‹ und
Gattenliebe

Kurze Meldung über
einen Nürnberger
Bordellsturm

Die Ehe im Recht und
das Recht in der Ehe

Die Scheidung

›Weibermacht‹

Vom Kinderkriegen
und Kinderverlieren

Apfel und Rute

Lesenlernen mit
Valentin Ickelsamer

12. Leiblichkeit

Laus und Leute

Kloaken oder »wie
Ulenspiegel in die
Stuben schi«

In der Badestube

Die Pest

»Frantzosen« und

›Englischer Schweiß‹

Der Guajakbaum und
die Fugger

Paracelsus

Milzweh und Marzipan

Anatomie

Hausapotheke für
Zeitreisende

13. Alter, Tod und
Auferstehung

Der Madensack

›Altenteil‹

Ein Abschnitt über

Sterbehilfe

Letzte Ölung

Sterben im Stil der 95
Thesen

Begräbnisse

Das Jüngste Gericht

Anhang

Nachweise

Abbildungsnachweis

Quellen- und
Literaturverzeichnis

Zeitgenössische Werke

Werke ohne

Verfasserangaben

Autorenwerke

Nachschlagewerke,
Quellensammlungen
und digitale

Dokumentationen

Gesamtdarstellungen

Biografien und
personenbezogene
Darstellungen

Weitere Literatur

Wortgewalt – Sprache,
die wehtun soll. Mit
Schimpfexempeln und

einem Schimpfwort-
ABC

Kleines Latinum für
Zeitreisende

Bündnisse,
Institutionen,
Bekenntnisse, Erlässe
und Kampfschriften

Gruppenbilder

Humanisten

Reformatoren

Päpste

Kaiser

Könige

Fürsten und Kurfürsten
Maler und Holzbildner
Komponisten
Schriftsteller
Drucker
Gruppenbild der
Damen
Danksagung
Personenregister

Über Bruno Preisendörfer
Fußnoten
Impressum

Über dieses Buch

**Mit Luther auf die
Wartburg und mit
Berlichingen auf Raubzug
...**

Martin Luther lag erst ein gutes Jahr in der Wittenberger Schlosskirche im Sarg, als im Frühling 1547 von den Türmen seiner alten Predigtkirche, der Stadtkirche St. Marien, die Aufbauten von den Türmen genommen wurden. Auf die

freigemachten Plattformen sollten Kanonen gehievt werden, mit denen man die Landsknechte Karls V. vom Sturm auf die Stadt abhalten wollte. Letztendlich wurde die Stadt friedlich übergeben; Wittenberg wurde nicht geplündert. Luthers Leichnam wurde nicht aus dem Grab geholt und verbrannt, um noch posthum die Reichsacht an ihm zu vollstrecken – obwohl es Stimmen gab, die dies forderten. Die Türme bekamen neue Spitzhelme – und erst ein halbes Jahrtausend später (bei

Restaurierungsarbeiten im Jahr 1910) fand man eine von Philipp Melanchthon handschriftlich verfasste Chronik der Zeit – einer Zeit, die bewegter, aber (für Deutschland) auch zukunftsformender kaum hätte sein können.

Bruno Preisendörfer schaut Luther und vielen seiner Zeitgenossen über die Schulter, wir erleben ihr öffentliches Wirken, aber auch ihren Alltag. Mit Götz von Berlichingen überfallen wir Nürnberger Kaufleute und

werden selbst von
Nürnbergern belagert. Wir
sehen den Fuggern in ihrem
Augsburger Kontor auf die
Finger und machen uns mit
den Welsern bei der
Ausbeutung Venezuelas die
Hände schmutzig. Albrecht
Dürer lernen wir beim Malen
kennen, Hans Sachs beim
Verseemachen und Luthers Frau
Katharina bei der
Haushaltsführung – bis wir mit
ihr vor der Pest aus Wittenberg
fliehen. Wir erleben, wie
mühsam die
Alltagsverrichtungen sind, vom

Zubereiten der Mahlzeiten bis
zum Beschaffen der Kleidung.
Wir reihen uns in
Landsknechte-Haufen ein,
proben mit fränkischen und
thüringischen Bauern den
Aufstand, lauschen brav den
Predigern und fürchten uns vor
dem Jüngsten Gericht.

Für meine Frau, »die Più«

»Da alle Menschen
innewerden, dass sie sterblich
und hinfällig sind, dürstet
dennoch jeder nach
Unsterblichkeit hier auf Erden.
Früher suchten die Könige
durch den Bau von Pyramiden
unsterblich zu werden, wie
jetzt durch große Dome und
Kirchengebäude. Die Soldaten
jagen dem Siege nach, und die
Schriftsteller suchen durch
Herausgabe ihrer Bände einen

*ewigen Namen, wie wir es jetzt
auch vor Augen sehen. Ach, wir
sind elende Leute.«*

Martin Luther, Tischreden

Einleitung

Martin Luther lag erst ein gutes Jahr in der Wittenberger Stiftskirche (heute Schlosskirche) im Sarg, als im Frühling 1547 von den Türmen der Stadtkirche, in der er so oft gepredigt hatte, die steinernen Aufbauten entfernt wurden. Auf die frei gemachten Plattformen wollte man

Kanonen hieven, um mit ihnen das Gebiet vor den Stadtmauern zu bestreichen. Es ging darum, zu verhindern, dass die Landsknechte Kaiser Karls V. nach dem Sieg über das kursächsische Heer bei Mühlberg zum Sturm auf Wittenberg ansetzten.

Die Steinpyramiden hätten auf den Türmen bleiben können. Der sächsische Kurfürst Johann Friedrich geriet in die Gefangenschaft des Kaisers, Stadt und

Residenz wurden kampflos übergeben. Wenigstens kam es nicht zur Plünderung wie 1527 in Rom. Damals hielten sich die kaiserlichen Landsknechte, darunter auch solche aus deutschen Ländern, für ihren ausgebliebenen Sold an den Reichtümern der Ewigen Stadt schadlos, die gerade ihre Wiedergeburt aus den antiken Ruinen erlebte. Die Pracht der Renaissance wurde mitfinanziert von den Ablassgeldern, gegen die

Luther zehn Jahre vor der Plünderung Roms seine Thesen – nein, nicht an die Schlosskirchentür genagelt, sondern einem Brief an den Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg beigelegt hatte. Das Schreiben an Albrecht trug das Datum des 31. Oktober und war außerdem das erste Dokument, das der geborene Luder mit Luther unterzeichnete.

Wittenberg wurde 1547 nicht geschändet, aber die

Landsknechte verheerten die Dörfer, Felder und Gärten um die Stadt herum. Der Kaiser zog mit kleinem Gefolge in Wittenberg ein und widersetzte sich sogar dem Vorschlag seiner katholischen Räte, den Leichnam des Mannes, der ihm 1521 auf dem Reichstag zu Worms entgegengetreten war, aus dem Sarg zu holen, um noch posthum die Reichsacht über Luther zu vollstrecken und ihn als Häretiker verbrennen zu lassen.

1556, im Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden – gewissermaßen der historische Abschluss der Lutherzeit –, wurden Spitzhauben auf die Turmplattformen der Stadtkirche gesetzt und mit ihnen eine von Philipp Melanchthon auf Latein verfasste handschriftliche Chronik der Stadt. Nahezu ein halbes Jahrtausend lagen die großformatigen, eng beschriebenen Blätter unentdeckt in einer Kapsel in

einem der Turmknäufe, bis sie
1910 bei
Restaurierungsarbeiten
wiedergefunden wurden. Aus
ihren Zeitkapseln befreit und
ans Vitrinenlicht der
Geschichte gebracht, hängen
sie heute im Melanchthonhaus
in Wittenberg.

Geschichtsschreibung fand
mit Papier und Tinte statt. Die
Geschichte selbst ließ Gräber
und Knochen zurück. 1994
stieß man in Leipheim nahe
Ulm bei Bauarbeiten auf

Skelettgruben. In Leipheim hatte am 4. April 1525 die erste große Schlacht des Bauernkrieges stattgefunden. Sie endete mit der verheerenden Niederlage des Bauernheeres, der weitere folgen sollten bis zum schrecklichen Gemetzel am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen in Thüringen. Bei Leipheim wurden die Fliehenden zu Aberhunderten von nachsetzenden Reitern mit Spießen niedergestochen oder

»erlegt und in der Thonau
ertrenkt«, wie einer der Sieger
meldet. Als seien die Bauern
gewesen wie das Wild, das die
Aristokraten erntevernichtend
über die Felder zu jagen
pfl egten, einer der Gründe für
den Aufstand. Mit der ersten
großen Niederlage der Bauern
begann, was Luther vom
»christlichen Adel« gefordert
hatte: Schlagt die
Aufständischen, mordet sie,
schlachtet so viel wie möglich
von ihnen ab, damit nie wieder

ein Untertan es wagt, die Hand gegen die Obrigkeit zu erheben oder auch nur die Faust in der Tasche zu ballen.

Mitunter kann man der Geschichte auch im Zoo begegnen. Im Oktober 1999 wurde im Nürnberger Tiergarten ein Panzernashorn geboren und auf den Namen Albrecht getauft. Im Jahr 1515 hatte Dürer ein »Rhinoceron« gezeichnet und eigenhändig vermerkt, man habe dem »küng van portigall gen lisbona

procht ein solch lebendig tir
aws India«. Der König von
Portugal wollte das Nashorn
Papst Leo schicken,
gewissermaßen als
Werbegeschenk für die
allerkatholischste Absegnung
seiner Kolonialpolitik. Das
Transportschiff ging unter. Das
Rhinozeros wurde gleichwohl
als Kadaver nach Rom
geschafft, ausgestopft und zur
Schau gestellt. Später schickte
der König von Portugal dem
Nashorn einen Elefanten

hinterher, der tatsächlich lebend in Rom ankam. Hinweis

Eine Zeichnung des ausgestopften Panzernashorns wurde zur Vorlage der dürerschen Arbeit. Rhino Albrecht gelangte nicht nach Rom, nur ins französische Lisieux, wo er für die Arterhaltung zuständig ist. Er sieht nur entfernt so aus wie sein unglücklicher römischer Kollege auf dem von Dürer gefertigten Porträt, das ja insofern gar keines war, als der

Meister sein Können an einem Objekt unter Beweis zu stellen hatte, das er selbst nie zu Gesicht bekommen hatte. Dürer ging es ähnlich wie Geschichtsschreibern und Zeitreiseführern, die das, worüber sie berichten und wovon sie erzählen, auch nicht selbst erlebt – gerochen, gespürt, gesehen – haben. Sogar Luther fragte sich in einer zeitreisenden Anwendung beim Predigen, wie wohl das Tuch ausgesehen

habe, in das Maria ihr Kind gewickelt hat.

Im Unterschied zu Dürer, der sich auf eine Vorlage verlassen musste, kann für die Reise in die Lutherzeit, die für Kunsthistoriker (und natürlich für Nürnberger) eher die Dürerzeit ist, auf eine Fülle unterschiedlichster Zeugnisse zurückgegriffen werden. Dazu gehören Texte Hinweis, Bilder (gemalte, geschnittene, gedruckte) und Gebrauchsgegenstände. Diese

Gegenstände, die heute unberührbar in Museen drapiert sind, gingen zu Luthers Zeit von Hand zu Hand, bevor sie auf irgendeinem Dachboden oder in einem Scheunenwinkel vergessen wurden. In den Städten wurden manche von ihnen, zerbrochene Krüge zum Beispiel, nachlässig in Fäkaliengruben ›entsorgt‹. Archäologen holten sie Jahrhunderte später ans Licht der Gegenwart und entfernten

mit äußerster Sorgfalt die Krümel der Geschichte.

Ohne Dürer würde Nashorn Albrecht nicht Albrecht heißen, und ohne Dürer gäbe es keine Dürerzeit. Ohne Luther wiederum hätte es die Lutherzeit nicht gegeben, so wenig, wie es eine Lutherbibel ohne Luther geben kann. Aber Dürer war nicht der einzige Meister der deutschen Renaissance und Luther nicht der einzige Hassprediger gegen die Bauern. Selbst die

Bibel hat er nicht allein übersetzt. Nur auf sich gestellt macht niemand Epoche, weder auf einem Reichstag in Worms noch in einer Studierstube auf der Wartburg. Auch Menschen wie Melanchthon waren von größter Bedeutung für diese Zeit, die wir nach dem zornigen Mönch aus dem Mansfeldischen nennen, der 1483 als Martin Luder geboren wurde und 1546 in Eisleben starb.

In dieser Lebensspanne

vollzog sich ein
Epochenumbruch. Auf jeder
Ebene kam es zu dramatischen
Veränderungen: auf der
persönlichen, familiären,
lokalen, europäischen und
globalen. Und doch lebte
zwischen dem Neuen überall
das Alte fort. Eroberer und
Kaufleute stießen zu neuen
Welten vor, Theologen zu
neuen Glaubensvorstellungen,
Wissenschaftler zu neuen
Erkenntnissen, Techniker zu
neuen Konstruktionen. Aber

gleichzeitig war die Mehrheit der Bauern ihren Herren leibeigen, die Mehrheit der Handwerker von ihren Zunftmeistern abhängig und die Gesamtheit der Tagelöhner ihren Auftraggebern ausgeliefert. Es loderten die Scheiterhaufen, und die größte Hexenjagd der abendländischen Geschichte stand erst noch bevor.

Luther selbst blies noch einmal die mittelalterliche Hölle an mit seinem

Predigeratem, geradezu
besessen vom Teufel. Der
Leibhaftige war für ihn keine
Allegorie des Bösen, sondern
dessen Verkörperung. Luther
sah sich in persönlicher
Feindschaft mit ihm verstrickt,
wehrte sich mit Tinte – nicht
mit dem Tintenfass, wie die
Wartburger Fremdenführer
erzählen – und schrieb
unermüdlich gegen den
Widersacher an, in öffentlichen
Angelegenheiten wie bei
privaten Anfechtungen: »Wohl

an, frisst der Teufel mich, so soll er, ob Gott will, eine Purgation Hinweis fressen, die ihm Bauch und Arsch zu eng machen soll.«

Die epochale Mittelstellung Luthers und seiner gesamten Gegenwart lässt Historiker heute abwechselnd von ›Spätmittelalter‹ und ›Früher Neuzeit‹ sprechen. Mögen sich derartige Riesenbegriffe bei näherem Hinsehen auch als die Windmühlen historiografischen Fleißes und musealer

Betriebsamkeit erweisen, so ist es doch nicht ratsam, gegen deren Flügel anzustürmen. Wie sonst nur noch die Goethezeit ist die Lutherzeit historischer Projektionsraum und Mythenreservoir der deutschen Geschichte. Man steht davor und staunt und kann nicht anders. Sogar in Rom trägt seit September 2015 ein Platz seinen Namen. Das bis dahin unbenannte Fleckchen in der Nähe des Kolosseums heißt nun Piazza Martin Lutero.

Die Zeitreise, die in diesem Buch unternommen wird, ist nicht als Sightseeingtour zu den historischen Monumentalereignissen angelegt, sondern als Naherkundung einer Welt, in der die Neuzeit, die in unserer eigenen Gegenwart mitunter recht gebrechlich wirkt, noch jung gewesen ist.

1. Weltlage und deutsche Beschwerden



*Anfang und Ende – Der
Kosmos weitet sich, der
Mensch wird winzig klein –
Wo der Pfeffer wächst oder*

*Die Welt auf einem
Nürnberger Erdapfel – Die
Konquistadoren von
Venezuela – Lantstrassen
durch das Romisch reych –
»Beschreibung Teutscher
Nation« – Deutsche
Beschwernisse – Die
deutsche Sprache –
Deutsche Bibeln und
deutsche Drucke*

Anfang und Ende

Zu Beginn der Lutherzeit erschien in Nürnberg eine Chronik der Menschheitsgeschichte von Adam und Eva bis zum Jüngsten Gericht. Das zum großen Teil von Hartmann Schedel kompilierte und mit Hunderten von kolorierten Holzschnitten verzierte Werk

verließ 1493 die Pressen des Druckers Anton Koberger, wenige Monate nachdem im Vorjahr Rodrigo de Triana Amerika entdeckt hatte. Nicht Columbus, sondern dieser junge Matrose im Mastkorb der *Pinta* erblickte als Erster die Inseln vor der Küste jenes Landes, das Columbus für einen Teil Indiens hielt und das der Globenbauer und Geograf Martin Waldseemüller im Jahr 1507 nach dem Seefahrer Amerigo Vespucci als ›America‹

bezeichnete. Hinweis Die Spanier indessen nannten die ›Neue Welt‹ weiter ›Las Indias‹, und deren Ureinwohner blieben bis heute ›Indianer‹.

Von der Entdeckung dieser ›Neuen Welt‹ weiß Schedels Chronik noch nichts. Sie handelt von der Alten. Nach dem Bericht von Gottes sechstägiger Schöpfung führt die etwa 7000 Jahre währende Menschheitsgeschichte über sechs Weltalter zum siebten,

»dem letst alter« der Gegenwart, der Zeit des Untergangs. Dieses sehr kurze Kapitel besteht aus drei Teilen (»Von dem Anticrist«, »Von dem tod und endschaft der ding«, »Von dem iungsten gericht und ende der werlt«), jeder davon geschmückt mit einem kunstvoll gearbeiteten und lustvoll den Schrecken feiernden Holzschnitt: apokalyptischer Kampf mit dem Antichrist, Auferstehungstanz der Gerippe, Absturz der

Verdammten in die Hölle und zugleich Eingang der Geretteten durch die Himmelpforte. Den Antichrist der *Apokalypse* identifizierten schon vor Luthers Angriffen auf des ›Teufels Sau in Rom‹ viele Gläubige mit dem Papst, der den Stuhl Petri usurpiert und die Kirche als ›Gemeinschaft der Heiligen‹ entweiht habe.



Wie sie sich freuen! Beim Totentanz
aus der Schedelschen Weltchronik
handelt es sich nicht um eine
Untergangsvision, im Gegenteil: es
ist der Freudentanz der

Auferstehung.

Fünf Jahre nach der Veröffentlichung der *Weltchronik* entlieh Albrecht Dürer **Hinweis** von seinem Taufpaten Kohberger die Lettern, mit denen sie gedruckt worden war, ließ mit ihnen einmal auf Deutsch, einmal auf Lateinisch die *Apokalypse* des Johannes setzen und illustrierte den Text mit Holzschnitten. Sie machten den jungen Meister schnell berühmt. Seit einem

halben Jahrtausend sind die
»Vier apokalyptischen Reiter«
im kulturellen Bildgedächtnis
gegenwärtig. Ihr alles
niedergaloppierender Furor
entsetzt noch heute die
Betrachter. Und blickt man
dem Alten auf dem Klepper im
Vordergrund ins irre Auge,
beginnt einem das Herz
schneller zu schlagen, als wolle
es, wenn schon nicht dem
letzten Tag der Welt, dann
doch dem eigenen letzten
Schlag entgegenpochen.

Ein gutes Vierteljahrhundert später, im Februar 1524, fand am Himmel eine große Versammlung statt: Die fünf Planeten und Sonne und Mond trafen sich im Sternbild der Fische. Daraus folgerten Wanderprediger und Flugblattpropheten, eine neue Sintflut stehe bevor und die Konjunktion der Planeten werde »ungezweifelt wunderbarlicher ding geperen«. So wird es auf dem Titelblatt eines Nürnberger

Drucks von 1523 vorhergesagt und ins Bild gesetzt. Ein riesiger Fisch schwebt in der Luft, unten auf der Erde schwingen mit Sensen und Flegeln bewaffnete Bauern die Fahne der Revolte und stürmen auf Fürsten, Bischöfe und Äbte zu.

In einem zeitgenössischen Bericht von 1524 wiederum heisst es: »Viel Schnee gab im Frühling grosses gewesser welches sehr gefährlich gewesen. Umb Pfingsten fiel

unversehener Frost ein [...] Man sah auch fast aller orthten in Francken drei Sonnen mit einem runden Regenbogen und schiene die rechte als ein feurige Kugel so etliche Tage gewehret, worauff hernach der Bauernkrieg gefolget.«

Im Jahr des Bauernkriegs, in einer Pfingstnacht des Jahres 1525, träumte Dürer von einer großen Flut »mit einer solchen grausamkeit mit einem ueber grossen rauschen und gesprützen und ertrenckett das

gantz lant«. Die Sätze schrieb
Dürer am Morgen nach dem
Albtraum, als ihm noch der
»leichnam zitrett«, unter ein
Aquarell, auf dem zu sehen ist,
wie »fill grosser wasser vom
himell fillen«. Im August 1527
wurde der Weltuntergang
schließlich auf Pfingsten 1528
festgesetzt. So verkündete es
Hans Hut, der Täuferprophet.
Dass wieder einmal der
Untergang nicht eintrat –
ebendies hatten die
apokalyptischen Bewegungen

in den Jahrzehnten um 1500 mit den frühen Christen gemeinsam -, erlebte Hut nicht mehr. Ende 1527 verbrannte er in einer Augsburger Gefängniszelle. Hut war stark von Thomas Müntzer beeinflusst und konnte, im Unterschied zu Müntzer, nach der Schlacht von Frankenhausen der Rache der aristokratischen Sieger an den Bauern entkommen. Müntzer selbst gehörte zu den wortgewaltigsten (und

wortgewalttätigsten) Ausrufern
des Untergangs. Noch beim
Lesen meint man den Jubel zu
hören, der in ihm aufbrauste in
Erwartung des Weltgerichts:
»O ho, wie reiff seynt die faulen
opffel! O ho, wie morbe synt
dye außserwelten worden! Dye
zceyt der ernde ist do!«

**Practica vber die grossen vnd man-
nigfaltigen Coniunction der Planeten/die im
Jat.M.D.XXiiij.erscheinen/vñ vns
gezweiffelt vil wunderbarerlicher
ding geperen werden.**

Zus Rô.Ray.May.Gnaden vnd Freyhaiten/Hüt sich meniglich/dyß meine Pra-
ctica in zweyen Jaren nach zûrucken/bey verliung.4.Marck lörtige Golde.



Der Leviathan aus dem biblischen
Buch Hiob »verachtet alles, was hoch

ist«. Unter diesem Zeichen sagte eine Flugschrift von 1523 den Bauernaufstand vorher.

Apokalyptische Stimmungen rütteln durch Entsetzen auf, zugleich sind sie durchzittert von einer rasenden Vorfreude auf den Untergang, auf den ersehnten Tag des Jüngsten Gerichts, in dem sich der göttliche Heilsplan erfüllt und das menschliche Verlangen nach Abrechnung seine Befriedigung findet.

Apokalyptik ist immer rachsüchtig. Auch für Dürer, der doch kein Eiferer war, verstand sich das von selbst. Im Tagebuch seiner Reise in die Niederlande notierte er 1521: »Apokalypsis. Das sind die Erschlagenen, unter dem Altar Gottes liegend, und schreien um Rach«.

Sogar wenn die Hasen den Jäger fangen und Hasengericht halten, tun sie dem Jäger an, was der Jäger ihnen und ihren Kindern angetan hat: Sie

fangen ihn, sie binden ihn, sie quälen ihn. Und seine Hunde zerhacken sie zu Brocken und pökeln sie ein. Das zeigt um 1535 ein Holzschnitt von Georg Pencz. Der ehemalige ›Malknecht‹ Dürers war während des Bauernkrieges wegen seiner Sympathien für Müntzer als ›gottloser Maler‹ aus der Stadt gewiesen worden. Später konnte er zurückkehren und stieg als Nachfolger Dürers sogar zum Ratsmaler auf.

Der Anfang, den das Ende erzeugen sollte, war für viele Menschen nicht auf die Zukunft orientiert, sondern auf die Wiederherstellung einer noch nicht korrumpierten Vergangenheit, auf Wiedergeburt (>Wiedererwachsung< nennt es Dürer) statt auf Neuanfang, auf Ursprung statt auf Zukunft. Dieser Zeitstimmung konnte sich niemand entziehen, der mit den Gegenwartsverhältnissen

unzufrieden war. Sie erfüllte die Bauern mit ihrer Forderung nach Rückkehr zum ›göttlichen Recht‹, die Humanisten mit ihrer zur Marotte gesteigerten Antike-Verehrung, die Reformatoren mit ihrer Kritik an einer die Ursprünge verleugnenden Kirche. »Denn die Welt ist ans Ende gekommen«, ließ Luther im April 1529 drucken. »So dünkt mich jetzt auch: weil das römische Kaisertum fast dahin ist, sei Christi Kommen vor der

Tür, und der Türke sei das Ende dieses Reichs«. Dabei hatte Sultan Süleyman mit dem Feldzug nach Westen, der sein Reiterheer bis vor die Stadtmauer Wiens führen sollte, noch gar nicht begonnen.



Dem Täuferregiment in Münster
wurde im Juni 1535 nach
anderthalbjähriger Belagerung ein
Ende gemacht.

Als Hans Hut in seiner Zelle verbrannte, konnte er nicht ahnen, dass als ›Wiedertäufer‹

Hinweis

geschmähte Untergangsgläubige im Februar 1534 in Münster die Macht übernehmen und knapp anderthalb Jahre behalten würden. In der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1535 ging allerdings nicht die Welt unter oder das Heilige Römische Reich, sondern das Täuferregiment. Die Führer wurden öffentlich hingerichtet

und ihre Leichname in eisernen Käfigen außen an die Türme der Lambertikirche gehängt. Dort prangen die Käfige bis heute. Als Zeitreisender kann man auf dem Prinzipalmarkt den Kopf in den Nacken legen und sich vorstellen, wie hoch oben die zerfetzten Körper der hingerichteten Täufer verwesten.

Der Kosmos weitet sich,
der Mensch wird winzig
klein

Die göttliche Schöpfung gerät
aus den Fugen, wenn Gericht
gehalten wird am Tag des
Zorns. Dann stürzt der
Sternenhimmel ein wie auf
einem der Holzschnitte von
Dürers Untergangszyklus zu
sehen und wie in der von

Luther übersetzten
Offenbarung des Johannes zu
lesen: »da ward ein großes
Erdbeben / und die Sonne
ward schwartz wie ein harin
Sack / und der Mond ward wie
Blut / und die Sterne des
Himels fielen auff die Erden«.

Das menschliche Weltbild
wiederum geriet aus den
Fugen, als 1543 in Nürnberg
die Abhandlung eines gerade
verstorbenen Domherrn
gedruckt wurde. Sie setzte in
ihrem Titel und in den Köpfen

der Leser die Planeten in Bewegung: *De revolutionibus orbium coelestium* - Über die Bewegung der Himmelskörper. Das ›Revolutionäre‹ an dieser Schrift war nicht die Auffassung von der Erdgestalt. Seit zweieinhalb Jahrtausenden hielten Philosophen und Astronomen die Erde nicht mehr für eine Scheibe, sondern für eine Kugel - was sie nicht ist, eher eine verbeulte Kartoffel. Für Platon und Aristoteles war die Erde eine

Kugel in der Kugel und hing in der Mitte des Kosmos. An der Innenseite der kosmischen Kugel waren die Sterne fixiert und kreisten in Bilder gebannt um die Erde wie auch Sonne und Mond. Dass dem entgegen die Erde sich um die Sonne drehen sollte, darin bestand die Provokation der Himmelskörperschrift des Nikolaus Kopernikus, dieses »dahergelaufenen Astrologen«, wie Luther ihn nannte, »der beweisen will, daß sich die

Erde dreht und nicht der Himmel und die Sonne und der Mond. Das ist, wie wenn jemand, der in einem fahrenden Wagen oder Schiff sitzt, annehmen wollte, dass er unbeweglich sei und Erde und Bäume sich bewegten. Heutzutage ist das jedoch so Sitte: wer klug sein will, muss notwendig etwas Eigenes produzieren, was unbedingt das Beste sein muss, weil er es produziert hat. Der Narr wird noch die ganze Astronomie auf

den Kopf stellen.«

Für Zeitreisende, die in der Schule die einsteinsche Relativitätstheorie durchgenommen (wenn auch, wie der Verfasser, nicht wirklich verstanden) haben und die sich ganz selbstverständlich mit Navigationssystemen bewegen, die von Satelliten gesteuert werden, die sich um die Erde bewegen, die sich um die Sonne bewegt, die sich in der Milchstraße bewegt, die sich in irgendetwas noch

Größerem bewegt – für uns Alltagsgalileos ist der Narr natürlich nicht Kopernikus. Aber die moderne Binsenweisheit vom ›heliozentrischen Weltbild‹ war im 16. Jahrhundert ein mathematisch ausgeklügelter Irrsinn, der nicht nur der Heiligen Schrift widersprach, sondern auch dem gesunden Menschenverstand.

Das Verstörende der ›kopernikanischen Wende‹ bestand darin, dass sie weder

zur jahrtausendealten Erfahrung noch zum tagtäglichen Augenschein passte. Gerade die Empirie – Passion und Mythos der modernen Wissenschaft – widersprach der Hypothese ebendieser neu entstehenden Wissenschaft. Dennoch behielt die Hypothese recht, genauer gesagt: Sie bekam recht, als Johannes Kepler, ein evangelischer Theologe, den kopernikanischen Irrtum von der Kreisbahn der Planeten

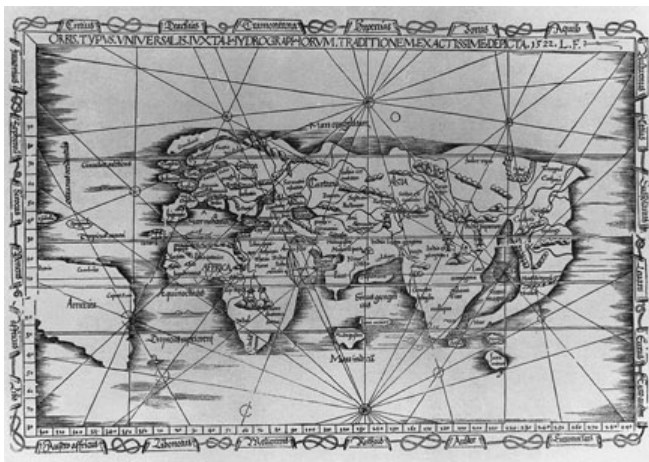
elliptisch korrigierte und so eine mathematische Spielerei in eine pyhsikalische Wahrheit verwandelte. Kepler hätte über Luthers nährische Narrenbeschimpfung mit Nachsicht hinweggesehen, war er selbst doch Theologe genug, um seinerseits nicht über die gefährdete Position der Erde hinwegsehen zu können. Mochte sie im neuen Weltbild ihren Platz im Zentrum des Sonnensystems verloren haben, ihren alten Stellenwert

in der Mitte der Schöpfung behielt sie auch für Kepler.

Aber der Kosmos hatte sich geöffnet. Seit den Tagen des Kopernikus wird er umso weiter, je größer die Augen werden, mit denen der Mensch in den Himmel schaut. Galileo setzte selbst geschliffene Linsen ans Auge, wir errichten Weltraumteleskope oder schicken Weltraumsonden auf große Fahrt, die wir auf den Namen des Mannes mit dem Fernrohr taufen. Aber die

›kopernikanische Kränkung‹,
über die wir längst
hinweggekommen sind, wurde
allenfalls in Theologenseelen
empfunden. Wer hätte im
Alltagsleben auch gekränkt
sein sollen? Luther auf dem
Bollerwagen, der sieht, wie die
Bäume an ihm vorüberziehen!
Oder der Bauer, der ›im
Märzen die Rösslein anspannt‹
und hinter dem Pflug übers
Feld tritt, bis hinter den
Wipfeln des nächsten Waldes
die Sonne untergeht? Oder

Rodrigo de Triana, der in seinem Matrosenleben so oft gesehen hat, wie der goldene Ball am Horizont im Meer versinkt? Ihnen wäre die Schrift des Domherrn so gleichgültig wie unverständlich gewesen, Gelehrtenzeug eben, mit dem praktisch nichts anzufangen ist.



Lehrutensilien aus der Lübecker Stadtschule: Wachstafeln, Griffel, Rechensteine und ein Pritschholz zum Hinter-die-Ohren-Schreiben. Auf dieser Karte von 1522 ist das neu entdeckte Amerika links neben das altüberlieferte Weltbild gemalt. Noch

schwimmt »die neue Welt« etwas
unbeholfen am Rand herum.

Wenn der europäische
Mensch sich auf einmal winzig
vorkam auf der Erdkugel im
Kosmos, lag das nicht so sehr
an der Weite des Alls, sondern
vor allem an der Ausweitung
der Welt durch die Seefahrer
und Abenteurer, die
Gewürzhändler und
Goldsucher, die Eroberer und
Zerstörer. Die Sterne stürzten
trotz aller

Untergangsstimmung nicht ein,
sondern folgten getreu ihrer
Bahn wie seit Anbeginn der
Zeiten: »Und Gott sprach / Es
werden Liechter an der Feste
des Himels / und scheiden tag
und nacht / und geben /
Zeichen / Zeiten / Tage und
Jare / und seien Liechter an der
Feste des Himels / dass sie
scheinen auff Erden«. Die
Navigatoren orientierten sich
an diesen
Beleuchtungskörpern und
ließen sich von den Sternen

den Weg um die Welt weisen.

Im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts wurden dafür von vielen Seefahrern die *Ephemeriden* des Regiomontanus benutzt, eine tabellarische Übersicht der für die Jahre 1475 bis 1506 vorausberechneten Stellungen der Himmelskörper. Und ab 1493 konnte man auf einem Himmelsglobus von Johannes Stöffler in die Sterne gucken. Stöffler erregte zu seiner Zeit mit einer Vorhersage der

1524er Planetenversammlung
im Sternbild der Fische
Staunen und Bewunderung.
Heute ist eine astronomische
Uhr augenfälliger, die unter
seiner Leitung angefertigt
wurde. Man sieht sie im
Ziergiebel des Tübinger
Rathauses prangen, gewiss ein
schönerer Anblick als die
Täuferkäfige zu Münster. Im
Landesmuseum Württemberg
wiederum kann man sich über
Stöfflers Himmelsglobus
beugen, bis einem von

Sternbewegungen und
Weltbildrevolutionen der Kopf
schwindelt.

Wo der Pfeffer wächst oder Die Welt auf einem Nürnberger Erdapfel

Etwa zur selben Zeit, als
Stöffler seinen Himmelsglobus
fertigen ließ, wurde in
Nürnberg an einem Erdglobus
gearbeitet. Geldgeber war der
Nürnberger Rat,
Gedankengeber Martin
Behaim, ein aus Nürnberg

gebürtiger Seefahrer auf portugiesischen Schiffen. 1485 war er bis zur Kongomündung an der afrikanischen Westküste vorgestoßen – jedenfalls behauptete er das, obwohl auf dem von ihm inspirierten ›Erdapfel‹, wie der Rat das Objekt nannte, die Mündung des Flusses um 18 Grad nach Süden verschoben ist. Auch sonst erweist sich Behaims Weltkugel als nicht eben zuverlässig. Die eurasische Landfläche nimmt mit drei

Vierteln der Globusoberfläche zu viel Platz ein, und die atlantische Distanz zwischen Europa und Asien ist zu gering. Aber diese Fehleinschätzung teilte Behaim mit Columbus. Die Welt schien kleiner, als sie in Wirklichkeit war, nur gut 28000 Kilometer im Umfang. Für Columbus lagen China und Europa bloß 4000 Kilometer auseinander, und der tatsächliche Abstand zwischen den Kanaren und Zipangu, dem Land, das wir heute Japan

nennen, ist nahezu fünfmal so groß wie von ihm angenommen. Hätte Columbus die Entfernungen richtig eingeschätzt, wäre er womöglich gar nicht losgefahren. Oder er hätte in Madrid trotz ausreichenden Wagemuts das Geld und die Leute für die Expedition nicht zusammenbekommen.

Die Flächen-, Distanz- und Lagefehler auf Behaims Globus werden aus unserer Perspektive, die wir trockenen

Fußes im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg um das Gebilde herumspazieren können **Hinweis**, durch seine abenteuerlichen, für die Zeitgenossen jedoch überaus vielversprechenden Beschriftungen noch hervorgehoben. Diese Beschriftungen zeigen in der für Handelseroberer typischen Mischung aus Neugier, Wissbegier und Profitgier, worum sich alles dreht überall auf der Welt. Beim »konick

Mormelli«, dem nackt auf die Kugel gemalten König der Schwarzen, »wechst daß golt, dz der konick von Portogal lest holen«. An anderen Stellen wird vermerkt: »do findt man vil Edelgestains«, »do wachst mancherley Speceri«, »do wachst moscat«. Und ins Land von König Furfur im heutigen Benin kommt, wer dahin geht, wo der Pfeffer wächst.

Die ›Pfeffersäcke‹ von Nürnberg sollten noch zu spüren bekommen, was es

bedeutet, beim Wettlauf um die Welt zu langsam zu sein. Als Vasco da Gama 1503 von seiner vierten Indienfahrt zurückkehrte und die Hafenträger die wirklichen Pfeffersäcke tonnenweise aus den Schiffsbäuchen schleppten, verfielen die Handelspreise für Gewürze in Augsburg und Nürnberg. Die deutsche Ausgabe von Vascos Reisebericht wurde gleichwohl in Nürnberg gedruckt.

Vascos erste Fahrt von 1497

bis 1499, auf der er den Seeweg nach Indien um Afrika herum gefunden hatte – die erste Umseglung der Südspitze durch portugiesische Schiffe unter Bartolomeu Diaz lag erst ein gutes Jahrzehnt zurück –, war zu sechzig Prozent mit deutschem und zu vierzig Prozent mit italienischem Geld finanziert gewesen. Aber obwohl weder spanisches noch portugiesisches Risikokapital im Spiel war, begann mit Vascos Expedition die

portugiesische Vorherrschaft
über den Gewürzhandel
zwischen Europa und Indien.
Die arabischen Händler, deren
Warenwege über Land an die
Küste des Mittelmeers führten,
und die venezianischen
Kaufleute, die den
Schiffstransport nach Europa
organisierten, verloren in den
folgenden Jahren und
Jahrzehnten ihre
Monopolstellung. Antwerpen
wurde zum wichtigsten
Umschlagplatz des

portugiesischen Pfeffers, auch die Fugger deckten sich nun dort mit dem kostbaren Gewürz ein und leiteten ihrerseits große Mengen des Kupfers aus ihren Bergwerken, den sie bisher nach Venedig geliefert hatten, nach Antwerpen. Erst in den 1530er-Jahren weiteten die Fugger den Kupferhandel über Venedig wieder aus, Antwerpen sank bis Mitte des 16. Jahrhunderts von der gesamteuropäischen

Handelszentrale zum westeuropäischen Marktplatz ab.

Was kommerziell als ›Pfeffer‹ gehandelt wurde, ist botanisch nicht unbedingt als solcher zu verstehen. Neben piper nigrum, dem aus Indien stammenden botanisch ›echten‹ Pfeffer, wurde beispielsweise auch Paprika als Pfeffer bezeichnet. Das *New Kreutterbuch* des Leonhart Fuchs von 1543 zeigt eine Paprikapflanze (capsicum

annuum) mit der Beschriftung »Calechutischer Pfeffer«, also Pfeffer aus Kalikut, jener von Vasco da Gama angelaufenen Hafenstadt an der indischen Westküste.

Das Wissen, wo der Pfeffer wächst, und die Frage, wem die Welt gehört, hingen unmittelbar zusammen. Die ›global player‹ der Zeit um 1500 waren Portugal und Spanien. 1493 teilte Papst Alexander VI. in einer Bulle die Welt in Besitz- und

Einflussphären zwischen den beiden katholischen Mächten auf. Diese globale Aufteilung musste immer wieder neu verhandelt werden, etwa nachdem im Jahr 1500 eine portugiesische Schwadron in das riesige Gebiet des heutigen Brasilien vorgedrungen war. Es dauerte bis zum Vertrag von Saragossa 1529, bis die Trennlinie die ganze Welt umspann.

Hinweis

Gewürze, Gold, Silber und Sklaven waren die

Hinweis

wichtigsten Handelsartikel in der Urphase der Globalisierung, die zugleich – wenn man es so ausdrücken will – die ›Inkubationsphase‹ der kapitalistischen Akkumulation gewesen ist, die Phase einer schatzräuberischen Anhäufung von Gold und Geld durch List, Betrug und ungezügelter Gewalt.

Wie die Europäer untereinander, mit den Arabern und mit anderen

moslemischen Machthabern im Gewürzhandel konkurrierten, so konkurrierten sie mit ihnen auch im Menschenhandel. In der organisierten Ausbeutung der Sklavenarbeit allerdings kam es zu neuen Dimensionen. Die 1500 Europäer, die Columbus bei seiner zweiten Reise als Siedler auf die Insel Hispaniola in der Karibik brachte, nahmen den einheimischen ›Indianern‹ das von ihnen gewonnene Schwemmgold ab und

›rationalisierten‹ die Gewinnung des Goldes durch Sklavenarbeit. Mit diesem Gold, nicht etwa mit Geld aus Spanien, wurden die spanischen Vorstöße von den Inseln aufs Festland und weiter ins Innere des Kontinentes finanziert. Die erste Verschiffung schwarzer Sklaven in die Karibik, die ›Indianer‹ stellten sich als nicht ›robust‹ genug für die Arbeitsbedingungen heraus, erfolgte 1510, ein knappes

Jahrzehnt vor der Gründung Panamas, der ersten spanischen Stadt in der Neuen Welt. Die Portugiesen wiederum hatten bereits das ganze 15. Jahrhundert über von Westafrika Sklaven auf die Zuckerplantagen ihrer atlantischen Inseln verschleppt.

Die durch die Erforschung des Himmels und der Sternbilder möglich gewordene Erfahrung des Globus unter gesetzten Segeln, die Eroberung der entdeckten

Welten und die Unterwerfung
der dort angetroffenen
Bevölkerungen waren
militärisch und politisch eine
Sache der Portugiesen und der
Spanier. Doch war viel
deutsches Geld im Spiel, und
der Nürnberger mit dem
Erdapfel blieb nicht der einzige
aus deutschen Gegenden, der
sich aufmachte, die Welt zu
erkunden. Im Jahr 1505 ging
Balthasar Springer auf
Indienfahrt. Er begann die
Reise im damaligen

europäischen Handelszentrum Antwerpen (oder Antorf, wie er es nannte), um an der westindischen Küste Pfeffer und auf den Molukken Muskat und Nelken einzuhandeln. Sein Bericht von dieser Reise wurde 1509 gedruckt: *Die Merfart un erfarung nuerer Schiffung und Wege zu viln onerkanten Inseln und Kuenigreichen*. Springer war im Auftrag der Welser unterwegs, dem Augsburger Handelshaus und ewigen Konkurrenten der Fugger. Die

Fugger waren die Hauptfinanciers der Wahl des jungen spanischen Königs Karl im Jahr 1519 zum deutschen König, Voraussetzung für die Würde eines Kaisers des Heiligen Römischen Reiches

Hinweis. Die Welser wurden in den folgenden Jahrzehnten die wichtigsten Konzessionäre des Kaisers bei der Ausbeutung Venezuelas: Geld gegen Land, Kredit gegen Gold, bare Münze in Truhen gegen die Spekulation auf riesige

Gewinne in der Zukunft, auf die
der Kaiser wegen seiner
tagtäglichen
Zahlungsverpflichtungen nicht
warten konnte. Hinweis

Die Konquistadoren von Venezuela

Neu-Nürnberg hat zwei Millionen Einwohner, liegt traumhaft an einem karibischen Meerbusen, heißt heute Maracaibo und ist die zweitgrößte Stadt Venezuelas. Als die Stadt im September 1529 von Ambrosius Ehinger im Auftrag der Welser

gegründet wurde, kam bei Kämpfen mit Ureinwohnern ein Häuptling mit Namen Maracaibo ums Leben. Ehinger selbst starb knapp vier Jahre später am Gift eines ›Indianerpfeils‹, der seinen Hals getroffen hatte, als es bei einer Expedition ins Landesinnere zu weiteren Scharmützeln mit Ureinwohnern kam. Ehinger war nicht der Einzige, der auf der Suche nach Reichtum, Macht und Glück seinen Hals

riskierte. Im *Fortunatus* von 1509, einem der ersten deutschen Abenteuerromane, erklärt der Held: »Ich byn jung / starck und gesund / ich will gan in frembde land und dienen. Es ist noch vil glücks in diser welt«.

Sein Glück machen hieß Beute machen. Das muss als Hauptantrieb der Handelsabenteurer angesehen werden, so, wie das Beutemachen der Hauptantrieb der Schweizer

Söldner Hinweis war, die aus ihren Tälern in die Heere fremder Herren liefen, von deren Zielen und Interessen sie nichts begriffen und auch nichts begreifen mussten.

Die Größe der Beute richtete sich nach dem Rang der Beutenden, das galt beim Plündern einer von Landsknechten erstürmten Stadt wie bei dem eines ganzen Kontinents durch Kolonisten und deren Financiers in Venedig oder Nürnberg,

Lissabon oder Augsburg. Der einfache Auswanderer in Ehingers Tross konnte auf ein paar Hektar Land rechnen, die Welser spekulierten mit Gebieten von der Größe heutiger Staaten. Aber auch sie setzten ihr Leben aufs Spiel, wenn sie das Kontor verließen und den Fuß auf fremden Boden setzten. So wurde im Jahr 1546 Bartholomäus Welser in Venezuela ermordet. Der Sohn des gleichnamigen Firmenpatriarchen befand sich

mit dem Reiterhauptmann
Philipp von Hutten und einer
bereits dezimierten Schar von
Gefolgsleuten auf dem
Rückmarsch einer
ergebnislosen Suche nach dem
sagenhaften Goldland El
Dorado, als sie nicht etwa von
>Indianern<, sondern vom
Trupp eines spanischen Rivalen
überfallen und mit Macheten
niedergemetzelt wurden.
Zeitgenössische Berichte
heben mit deliziösem Entsetzen
hervor, dass die Macheten, mit

denen man Hutten und Welser die Köpfe abschnitt, stumpf gewesen seien. Der Wahrsager Jörg Faust Hinweis, wie er sich selbst nannte, soll Hutten schon Jahre zuvor das Scheitern des venezulanischen Abenteuers vorhergesagt haben.

Trotz des Fiaskos der Expedition nach El Dorado hat sich alles in allem das venezulanische Abenteuer für die Welser gelohnt. Man nahm den Ureinwohnern den

Goldstaub weg, raubte
Goldschmuck aus ihren
Gräbern, erpresste Goldstücke
als Lösegeld; und man brachte
deutsche Bergleute mit, um die
Minen tiefer zu treiben.
Außerdem siedelte man
Kolonisten an und verschleppte
vier- bis fünftausend schwarze
Sklaven dorthin. Klein-
Nürnberg allerdings war schon
zehn Jahre vor dem Tod des
Augsburger Eroberers wegen
der Angriffe der Ureinwohner
wieder aufgegeben worden.

Die deutsche Partnerstadt des heutigen Maracaibo ist weder Augsburg noch Nürnberg, sondern Bremen.

Lantstrassen durch das Romisch reych

Alle Wege führen nach Rom. So ist es auf einer im Jahr 1500 als kolorierter Holzschnitt veröffentlichten Landkarte für Pilger zu sehen: *Das ist der Rom-Weg von meyen zu meyen mit puncten verzeychnet von eyner Stat zu der andern.* Die Punktabstände

auf dieser von Erhard Etzlaub entworfenen Karte geben die Entfernungen an: eine deutsche Meile, 7400 Meter für jeden Abstand. Die Karte ist gesüdet. Ihr zufolge ging Luther nach ›oben‹ über die Alpen und den halben Stiefel hinauf, als er im November und Dezember 1510 mit einem weiteren Augustinermönch wegen eines Ordenskonfliktes nach Rom marschierte. Seine Reise führte ihn auch über Nürnberg, wo Etzlaub ein Jahr

nach den ›Romwegen‹ einen
weiteren Kartendruck
veröffentlicht hatte: *Das sein dy
lantstrassen durch das Romisch
reych; von einem Kunigreich
zw dem andern dy an Tewtsche
Land stossen von meilen zu
meilen mit puncten
verzeichnet.* Auch diese Karte
ist gesüdet. »Das gros
Teutschmer«, die Nordsee,
liegt unten rechts, das
»Pomerischmer« unten links.
Entsprechend sind Polen,
»Hungern« und »Osterrig« und

darunter das Königreich »Behem« (Böhmen) auf der linken Seite eingezeichnet und »Burgundia« und »Francia« auf der rechten. Auch die Schweiz ist zu sehen, die formal zwar noch zum »Romisch reych« gehörte, aber ihre faktische Selbstständigkeit gegen einen Kriesgzug des Schwäbischen Bundes 1499 verteidigt hatte.

Das »Hailig Reyh und Teutsch Nacion« selbst war erst auf dem Reichstag in Frankfurt 1486 in der

Landfriedensordnung offiziell auf diese Formel gebracht worden. Es blieb bei der feierlichen Verkündung des Landfriedens **Hinweis** durch den von den Kurfürsten zum ›deutschen König‹ gewählten Maximilian, tatsächlich durchgesetzt werden konnte er nicht. Auch der auf dem Reichstag zu Worms 1495 verkündete ›Ewige Landfriede‹ ließ sich nicht verwirklichen. Um die gewalttätigen, halbkriegerischen

Auseinandersetzungen
zwischen Rittern, Grafen und
Städten wenigstens
einzudämmen, wurde das
Reichskammergericht
eingerrichtet, jene auf
schriftlichen Verhandlungen
beruhende Instanz, deren
Entscheidungsfindungen von
einer geradezu
rechtskünstlerischen
Umständlichkeit war. Trotzdem
– oder vielleicht deshalb –
bestand diese Institution über
Jahrhunderte fort, noch Goethe

absolvierte an dem seit 1693 in Wetzlar tagenden Gericht sein juristisches Referendariat.

Im Jahr 1508 nahm Maximilian den Titel eines »römischen Kaisers« an: Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Sein Enkel und Nachfolger wiederum, Karl V., verstand sich als Erneuerer der christlichen Universalmonarchie. 1519, im Jahr seiner Wahl durch die deutschen Kurfürsten, schrieb ihm sein Großkanzler

Mercurino Gattinara, »da Euch Gott diese ungeheure Gnade verliehen hat, Euch über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu erhöhen zu einer Macht, die bisher nur [...] Karl der Große besessen hat, so seid Ihr auf dem Wege zur Weltmonarchie, zur Sammlung der Christenheit unter einem Hirten.« Die Territorien Karls umfassten Spanien mit Aragon, die Niederlande, Teile von Süddeutschland, Österreich, Böhmen, Ungarn, Kroatien, die

Franche-Comté, Sizilien, Sardinien, die Balearen, die Kanaren, Mailand, Neapel, Genua und Florenz. Von den alten italienischen Stadtstaaten gehörte nur Venedig nicht zu seinem Herrschaftsgebiet.

Der bei seiner Wahl erst neunzehn Jahre alte Karl sah so wenig wie sein erfahrener Kanzler voraus, welche verheerende Folgen die Thesen des Wittenberger Mönchs für die Wiedererrichtung der christlichen

Universalmonarchie haben sollten. Mochte wegen der überseeischen Besitzungen in Karls Reich die Sonne nicht untergehen, sein eigener Stern sank, und die Einheit der Christenheit zerbrach unter seinem Kaisertum Hinweis. Gegen Ende seines Lebens schlich er resigniert aus einer nur scheinbar universellen Macht und setzte sich in einem spanischen Kloster zur Ruhe, die Reichsinsignien mit dem Rosenkranz vertauschend.

Die reformatorische Bewegung war nicht der einzige Grund für das Scheitern einer katholisch gedachten und habsburgisch geführten europäischen Zentralmacht. Auf den Meeren wurde sie von den Portugiesen angefochten, auf dem Kontinent von Frankreich, dieser im Aufbau eines zentralisierten Staates am weitesten fortgeschrittenen europäischen Monarchie. Die Machtkonkurrenz zwischen

Karl und Franz I. von Frankreich führte zu vier Kriegen und wurde trotz der Gefangennahme von Franz während der Schlacht von Pavia 1525 nie abschließend entschieden. Frankreich verfügte – und dieses ›Verfügen‹ ist militärisch und ökonomisch wörtlich zu nehmen – in Europa mit etwa 19 Millionen Menschen über die größte Bevölkerung innerhalb eines Staatsgebietes, das Karls Kaiserreich ja nicht

einmal war. Paris galt mit heute auf 100000 bis 150000 geschätzten Einwohnern als größte europäische Stadt.

»Beschreibung Teutscher Nation«

Das Reich war in zehn Kreise eingeteilt: Franken, Schwaben, Bayern, Oberrhein, Westfalen, Niedersachsen und des Weiteren seit 1512 unter Einschluss der kurfürstlichen Territorien und der habsburgischen Erblande des Kaisers in Burgund, Österreich,

Kurrhein und Obersachsen. Die kulturellen Gepflogenheiten, die familienpolitischen Machtvernetzungen und die ökonomischen Interessenverbindungen waren je nach Kreis verschieden. Auch die Interessen der deutschen Kurfürsten stimmten weder untereinander noch im Verhältnis zu dem von ihnen ›erwählten‹ Kaiser überein. Nicht einmal die Bedrohung durch die osmanischen Reiterarmeen konnte das

Auseinanderdriften der
katholischen und
protestantischen Gebiete
verhindern, geschweige denn
eine Art nationaler Einigkeit
erzwingen. Militärische
Gegenwehr kostete Leute und
Geld, und beides stellten die
Kurfürsten, die an der
Konsolidierung ihrer eigenen
Territorialherrschaften
arbeiteten, dem ohnehin
beargwöhnten Habsburger nur
ungern zur Verfügung. Das hat
sogar Luther, den

religionspolitischen Gegner des Kaisers, aufgebracht. In seiner Schrift *Vom Kriege wider die Türken*, gedruckt 1529 unmittelbar vor Sultan Süleymans Zug nach Wien, forderte er, »daß wir den Türken nicht für zu gering halten und uns so anstellen, wie wir Deutschen zu tun pflegen: Wir kommen daher mit 20 oder 30 Tausend Mann gerüstet; und wenn uns gleich ein Glück beschert würde, daß wir gewinnen, haben wir

keinen Nachdruck, setzen uns
wiederum nieder und zechen
einmal, bis wieder Not wird.«
Und nach dem für das Haus
Habsburg und das Reich
glücklichen Abbruch der
Belagerung Wiens empörte er
sich in der *Heerpredigt wider
den Türken*: »Und kenne ich
meine lieben Deutschen recht,
die vollen Säue, so sollen sie
wohl, ihrer Weise nach, sich
wiederum niedersetzen und
mit gutem Mut in aller
Sicherheit zechen und gut

leben«.

Im Westen befand sich das Heilige Römische Reich im Dauerkonflikt mit dem christlichen Frankreich, dessen Herrscher sich nicht scheute, Bündnisse mit ›dem Türken‹ gegen Kaiser Karl zu schließen. Im Osten lag das riesige Territorium der Jagiellonen-Dynastie, die in Personalunion die Oberhoheit über das Königreich Polen und das Großfürstentum Litauen innehatte. Dieses Gebiet war

mehr als doppelt so groß wie Frankreich. Das 1525 aus dem Deutschordensstaat in ein Herzogtum umgewandelte Preußen mit der Hauptstadt Königsberg war ein polnisches Lehen.

Rom lag weit weg für die Menschen im europäischen Osten, dort war die Symbolfigur der politischen Macht nicht der Kaiser, und die Symbolfigur der religiösen Autorität war nicht der Papst in Rom, sondern der orthodoxe

Metropolit in Kiew, auch wenn die Litauer in einer Distanzierungsbewegung gegen die polnische Elite begannen, sich am Luthertum zu orientieren.

Zwischen Frankreich im Westen, den Jagiellonenreich im Osten, den drei skandinavischen Königreichen Dänemark, Norwegen und Schweden im Norden und dem von Franz und Karl umkämpften Oberitalien lag das deutsche Kerngebiet des

Reichs mit schätzungsweise
zwanzig Millionen Menschen
und mit dem Gewimmel aus
rund zweieinhalbtausend
regionalen und lokalen
territorialen Obrigkeiten, aus
geistlichen und weltlichen
Kurfürstentümern,
Herzogtümern, Pfalz- und
Markgrafschaften,
Reichsstädten, Rittergütern,
Erzbistümern, Bistümern und
Klosterherrschaften. Die weit
überwiegende Mehrzahl der
Reichsstädte lag in dem

vergleichsweise kleinen Gebiet zwischen Main und Donau, im Westen vom Rhein begrenzt, und mit Regensburg als einer der östlichsten Reichsstädte. Die größten Städte waren Köln, Augsburg und Nürnberg mit jeweils zwischen 40000 und 50000 Einwohnern, nicht zu verwechseln mit der sehr viel geringeren Zahl an Männern mit Bürgerrecht, das an Hausbesitz und Steuerpflicht geknüpft war.

Auf

Etzlaubs

›Lantstrassenkarte‹ von 1501 macht die Überfülle der Beschriftungen das Orientieren nahezu unmöglich. **Hinweis** Auf einer in Schedels *Weltchronik* von 1493 veröffentlichten Deutschlandkarte ist das anders. Sie stammt von Hieronymus Münzer und gilt als die erste im Buchdruck publizierte Karte Deutschlands überhaupt. Sie ist genordet, recht hübsch und sehr unbrauchbar. Nach Osten – am rechten Kartenrand steht

»Orient« – dehnt sich
weitgehend unbeschriftet
»Polonia« aus, im Westen
beschweren Berghaufen,
größer als die Alpen,
»Burgundia«, Berlin kommt gar
nicht vor (was nicht am
Unvermögen des
Kartenzeichners lag, sondern
an der Bedeutungslosigkeit des
bewohnten Flecks im
märkischen Sand) und »Menu
fl«, der Fluss Main, hat weder
Viereck noch Dreieck wie auf
unseren Karten, sondern

windet sich irgendwie verlegen über das Blatt.

Wie Küstenkonturen eine Herausforderung für Seefahrer und Meereskartografen waren, so waren Flussläufe eine für reisende Kaufleute, Wegbeschreiber und Landkartenzeichner. Noch ein halbes Jahrhundert nach der Deutschlandkarte in der *Weltchronik* lässt der Datensammler Sebastian Münster in der »Beschreibung Teutscher Nation« seiner

Cosmographia die Spree direkt in die Ostsee münden statt in die Havel.

Die schiffbaren Flüsse hatten eine ähnliche Bedeutung wie die großen Handelsstraßen, über die auf Bollerwagen mit zum Teil noch speichenlosen Scheibenrädern die Waren von Messestadt zu Messestadt und von Marktfleck zu Marktfleck geschafft wurden. Eine Tagesleistung von zwanzig Kilometern war beachtlich, eine von dreißig nur selten

erreichbar. Dabei mussten sich die Kaufleute im Wortsinn auf ihre Erfahrung verlassen, auf ihr Wegegedächtnis, gestützt durch eigene Aufzeichnungen. Wobei diese Kenntnis der Verkehrslage nicht nur den Verlauf, sondern auch den Zustand der Wege und Straße einbeziehen musste, außerdem zusätzliche Hindernisse, besonders gefährliche Abschnitte, sowie Lage und Zustand von Furten und Brücken.

Zu den wichtigsten Handels- und Verkehrsknotenpunkten um 1500 zählten Köln am Rhein, Augsburg und Nürnberg im Südwesten Deutschlands, Hamburg und Lübeck im Nordwesten, Stettin und Danzig (preußisch unter polnischer Oberhoheit) im Nordosten, außerdem Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder und das mitteldeutsche Leipzig dazwischen. Donau- und Mainregion wurden durch eine

Straße von Regensburg über
Nürnberg nach Würzburg
verknüpft.

Viele deutsche Städte waren
stolz, reich und berühmt, viele
deutsche Landstriche anmutig
und fruchtbar. In der
Erläuterung zu Münzers
Deutschlandkarte in Schedels
Weltchronik heißt es:
»Germania ist ein edle gegent
vornemlich da sie mit fluessen
befeuchtet wirdt. dann alda ist
grosse und selige
wolluestigkeit. gemassigter

luft. fruchtpere felldug.
wunnsame berg. dicke welde
und allerlay getrayds
uberflussigkeit.«

Woher kam dann bei den
Bewohnern und
Bewirtschaftern von
Germaniens blühenden
Landschaften das Gefühl der
Bedrängnis, des
Ausgeliefertseins und der
Abhängigkeit von fremden
Mächten? Warum wurden in
der lateinisch erschienenen
Litanea Germanorum von 1521

reihenweise die Heiligen
angerufen, für Deutschland zu
beten? »Sancta Agnes, ora pro
Germanis. Sancta Lucia, ora
pro Germanis. Sancta Cecilia,
ora pro Germanis.«

Deutsche Beschwernisse

Luther urteilte in einer seiner *Tischreden* ganz ähnlich über Deutschland wie Münzer, schickte jedoch, wie es seine Art war, gleich die Kritik hinterher: »Deutschland ist ein sehr gutes Land, hat alles genug, was man haben soll, dies Leben reichlich zu

erhalten. Es hat allerlei Früchte, Korn, Wein, Getreide, Salz, Bergwerk usw. und was aus der Erde zu kommen und zu wachsen pflegt; allein mangelt's an dem, daß wir's nicht achten noch recht brauchen, wie wir billig sollten, Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nutz«. Vielleicht lag das am Frankfurter Loch? In Luthers Schrift *Von Kaufhandlung* heißt es: »England sollte wohl weniger Gold haben, wenn Deutschland

ihm sein Tuch ließe, und der König von Portugal sollte auch weniger haben, wenn wir ihm seine Gewürze ließen. Rechne du, wieviel Geld während einer Messe zu Frankfurt ohne Not und Ursache aus deutschem Land geführt wird, so wirst du dich wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller in deutschen Landen sei. Frankfurt ist das Silber- und Goldloch, durch das aus deutschem Lande herausfließt, was nur bei uns quillt und

wächst, gemünzt oder
geschlagen wird.«

Über Frankfurt floss das Geld
nach West- und Südeuropa,
durch die im Land
umhergetragenen Truhen
flossen die Ablassgelder nach
Rom. Der Handel mit
Fegefeuerzeit finanzierte die
römische Renaissance und
drohte zugleich die Wirtschaft
der deutschen Territorien zu
ruinieren. Nicht nur die
evangelische Sorge ums
unverkäufliche Seelenheil

stachelte den Protest gegen den Ablasshandel an, sondern auch die landesherrliche Furcht vor einem monetären Ausbluten des eigenen Gebiets.

Aber vielleicht lag Deutschlands Beschwernis nicht nur am europäischen Kaufhandel in Frankfurt und am Ablasshandel für Rom, vielleicht lag sie auch an der germanischen Wildheit. Luther meinte, »dass unser deutsches Volk ein wüstes Volk ist, ja es schier halb Teufel halb

Menschen sind«. Man möchte beinahe für die Herrschaft der Türken sein: »Sie trinken nicht Wein, saufen und fressen nicht so, wie wir tun, kleiden sich nicht so leichtfertig und kostbar, bauen nicht so prächtig, prangen auch nicht so, schwören und fluchen nicht so, haben großen, trefflichen Gehorsam, Zucht und Ehre gegenüber ihrem Kaiser und Herrn, und haben ihr Regiment äußerlich so geordnet und im Schwang, wie wirs gerne in

deutschen Landen haben wollten.«

Melanchthon hatte bei seiner Wittenberger Antrittsvorlesung 1518 noch gehofft, »dass Deutschland an einigen Stellen wieder aufzublühen beginnt, offensichtlich friedlich und gleichsam zahm zu werden durch die Sittlichkeit und den Gemeinsinn der Menschen, Deutschland, von dem einst, weil durch barbarische Lehren verwildert, ein sonderbarer Hauch des Grausigen und

Unkultivierten auszugehen pflegte.« Knapp anderthalb Jahrzehnte später konstatierte Luther: »Es ist kein verachteter Nation den die Deutsch. Italia heist uns bestias; Franckreich, Anglia spott unser und alle andere lender.« Den *Christlichen Adel deutscher Nation* hatte er schon 1520 mit der Nase darauf gestoßen, dass Titel und Tatsachen zwei verschiedene Sachen sein können: »Wir haben des Reiches Namen, aber der Papst

hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele und alles, was wir haben.«

Die antirömische Stoßrichtung der Beschwerde hatte Tradition. Seit 1476 kursierte in zahlreichen deutschen Drucken die bereits Ende der 1430er anonym verfasste Schrift *Reformatio Sigismundi* Hinweis, in der Ideen zur Reichs- und Kirchenreform niedergelegt waren. Der Text war scharf romfeindlich und sprach sich für die

Säkularisierung von Kirchengut, die Priesterehe und die Abschaffung der Leibeigenschaft aus. Die Effizienz und Schnelligkeit, mit der die Reformation mancherorts den religionspolitischen Umbau der Gemeinden vorantrieb, hatte damit zu tun, dass diesem Umbau durch die *Reformatio* ein rechtliches, theologisches und ideologisches Fundament gelegt worden war.

Im Jahr 1510 stellte der

Humanist Jakob Wimpfeling im Auftrag Kaiser Maximilians die Beschwerden (>Gravamina<) der >Teutschen nacion< an den >stul zu Rom< zusammen. Wimpfeling betonte, seit vielen Jahren hätten »die land und lewt Teutscher nacion [...] mergklich beschwerung und nachtheil an leib und gut in mancherley weyß emphangen und gelitten«, hätten »auffrur, krig und verwustung der land, [...] kranckheit, sterben und vergeen der lewt, [...]

mißwachs, hagel, tewrung,
hunger und mangel an allem
[...] dulden und leiden«
müssen.

Als 1518 auf dem Augsburger Reichstag päpstliche Abgesandte auf finanzielle und militärische Hilfe gegen die Türken und die Eintreibung einer ›Türkensteuer‹ drangen, wiesen die Reichsstände die Forderungen mit Hinweis auf die Gravamina zurück. Die deutschen Beschwerden zeigen, wie stark das deutsche

Nationalgefühl aus
antirömischem Ressentiment
gespeist war. Nicht die
Formulierung näher
bestimmter gemeinsamer
Interessen, die es eigentlich
gar nicht gab, sondern die
Artikulation diffus bleibender
Abwehrgefühle kennzeichnen
das, was man die Anfänge eines
nationalen Bewusstseins
nennen könnte. Luther wurde
dabei zur Projektionsfigur, zum
»Hercules Germanicus«, der
keulenschwingend zwischen

das römische Pfaffengewimmel fährt. So zeigte es 1523 ein Holzschnitt von Hans Holbein dem Jüngeren.

Das Selbstverständnis Luthers wurde damit recht gut wiedergegeben. Er sagte gern von sich, er sei für seine Deutschen geboren, und in seiner Hand wurde die Feder wirklich zur Keule. Außerdem konnte er selbst wüst werden wie ein alter Germane, wenn es darum ging, seinen wüsten Deutschen den Kopf zu

waschen oder sie gegen wirkliche und eingebildete Bedrängnisse zu verteidigen – nicht gegen Bedrängnisse durch ihre eigenen Herren, sondern durch die des Teufels und seiner ›Sau‹ in Rom.

In diesem Kampf hielt man einander Spiegelbilder vor, die selbst schon gespiegelte Bilder waren. Die rauen, aber aufrechten, sittsamen, treuen, tapferen und gemeinsinnigen Germanen wurden bekanntlich von Tacitus erfunden, einem

über die römischen Zustände
entsetzten römischen Senator.
Er ist nicht von germanischen
Kriegern durch den
Teutoburger Wald gejagt
worden und wohl nie in
>Germania< gewesen. Er
idealisierte um die erste
Jahrhundertwende nach
Christus das Waldvolk nördlich
der Alpen, damit seine
dekadenten Zeitgenossen in
diesem Spiegel die eigene
Verkommenheit erkannten. Als
der Text im Kloster Hersfeld

wiederentdeckt und 1455 nach Rom gebracht wurde, war Rom schon wieder dekadent. 1470 wurde ›der Tacitus‹ von einem deutschen Drucker in Venedig publiziert, 1473 auch in Nürnberg. Für Humanisten wie Conrad Celtis, der das Werk 1500 in Wien edierte und kommentierte, wurde es zu einem Spiegel, in den ein von Rom verachtetes und ausgebeutetes Germanien hineinschauen sollte, um als erwachender Riese

herauszuschauen. Celtis plante eine *Germania illustrata*, die über Vorarbeiten jedoch nicht hinauskam. Der Elsässer Jakob Wimpfeling wiederum, Maximilians Beschwerdeführer von 1510, ließ 1505 in Straßburg *Epitome rerum germanicarum* drucken, ein Blendspiegel diesmal, der gegen Frankreich gerichtet war.

Die deutschen Beschwernisse flossen auch in die Wahlkapitulation ein, die Karl

V. zur Unterzeichnung
vorgelegt wurde. Die
Kurfürsten waren bereit, gegen
das Geld aus den Truhen der
Fugger ihre Stimmen
abzugeben, nicht aber ihre
Macht. In dem vom sächsischen
Kurfürsten Friedrich »dem
Weisen« entworfenen
Dokument versicherte Karl:
»Und in allweg sollen und
wellen wir die Teutsch nation,
das heilig Römisch reiche und
die churfursten [...] und ander
fursten, grafen, herren und

steende bei iren [...] wurden,
rechten und gerechtigkeiten,
macht und gewalt, jeden nach
seinem stand und wesen,
beleiben lassen on unser [...]
verhindernus.« Da Macht
verwaltet werden muss, und da
es zum Verwalten einer
Sprache bedarf, musste der
nicht Deutsch sprechende
Habsburger außerdem
zusichern, »in schriften und
handlungen des reichs kain
ander zunge oder sprach
gebrauchen zu lassen, wann

die Teutsch oder Lateinisch zung«.

Noch gehörten für die Mächtigen und Gebildeten im Reich das Deutsche und das Lateinische zusammen. Als Ulrich von Hutten im Jahr nach Karls Zungenbekenntnis in einem seiner Pamphlete das Publikum ermahnte, »erinnert euch, daß ihr Deutsche seid«, tat er das auf Latein. Nicht lange darauf folgte die gegen den Papst gerichtete *Clag und Vormanung*, Huttens erste

deutsche Publikation. Und jetzt
bricht es aus ihm heraus:
»Latein ich vor geschriben hab,
/ das was eim yeden nit
bekandt. / Yetzt schrey ich an
das vatterlandt, / teutsch
nation in irer sprach, / zu
bringen dißen dingen rach.«

Die deutsche Sprache

Schon im Paradies wurde Deutsch gesprochen. Jedenfalls behauptet das eine anonyme Colmarer Handschrift. Hätte der lateinisch denkende und dichtende Humanist Celtis dieses Manuskript gekannt, wäre wohl cäsarischer Zorn in ihm aufgestiegen. Für ihn war Deutsch eine Barbarensprache,

ein »barbarus sermo«. Der bayerische Humanist Johannes Turmair wiederum, genannt Aventinus, fand bei Tacitus den Germanengott Tuisto erwähnt, den er auf Turmairisch als Tuitsch bezeichnete und genealogisch auf einen der Söhne Noahs zurückführte. Dem Humanisten war es wichtig, seine Landsleute nicht einfach aus germanischen Eichenwäldern hervorbrechen zu lassen, sondern sie schöpfungshistorisch zu

etablieren in der Stammvaterschaft des Mannes mit der Arche, die Luther übrigens einfach nur »Kasten« nannte. So liest sich die Bibel, wenn der HERR auf Lutherdeutsch mit Noah spricht: »Mache dir einen Kasten von tennen Holtz und mache Kammern drinnen und verpiche sie mit Bech inwendig und auswendig.«

Mochten Adam, Eva (»Heua« bei Luther), Noah und ihr Schöpfer Deutsch gesprochen

haben oder nicht, die Priester an den Altären, die Gelehrten auf den Kathedern und die Studenten am Biertisch sprachen Latein. Bei den organisierten studentischen Besäufnissen hatte man lateinisch zu lallen. Wer seine Zunge nicht im Zaum hielt und ins Deutsche zurücktaumelte, bekam den Fliegelwedel in die Hand gedrückt: Wenn »einer ein deutsches wort redte oder auff eine Frage Ja antwortet, so musste er die Fliegen

abtreiben«.

Die Gelehrten hielten ihre Vorlesungen und führten ihre Disputationen auf Latein, schrieben ihre Bücher und ihre Briefe auf Latein. Die Priester murmelten bis zur Reformation ihre Messen lateinisch, segneten lateinisch, taufte lateinisch und sprachen auf Lateinisch von den Sünden los: »ego te absolvo«. Selbst die *Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst* von Laurentius Albertus war trotz ihres Titels

in Latein verfasst. Sie erschien 1573 als eine der ersten gedruckten deutschen Grammatiken. Eines der ersten deutschen Wörterbücher war 1561 erschienen: *Die Teutsch Sprach. Alle Wörter, Namen und Arten zu reden in hochdeutscher Sprach, dem ABC nach ordentlich gestellt*—dann folgt der Titelzusatz *und mit gutem Latein ganz fleißig vertolmetscht*. Ein renitentes Genie wie Paracelsus allerdings verbreitete seine Wahrheiten

›auff Teutsch‹. Er hielt in Basel medizinische Vorlesungen in der Muttersprache und verfasste etliche seiner Schriften auf Deutsch, etwa *Die große Wundartzney* von 1536

Hinweis .

Wie fern dem Volk die Priester- und Gelehrten-Sprache war und wie unbeirrt es sich sprachliche Symbole den eigenen Bedürfnissen anverwandelte, beweist die Inschrift, die bis heute in katholischen Gegenden am

Dreikönigstag von verkleidet
umherziehenden Kindern, den
Sternsängern, mit Kreide über
die Haustüren gemalt wird: C
+ M + B, umrahmt von der
zweigeteilten jeweiligen
Jahreszahl. Die drei
Buchstaben, in Lateineraugen
zu lesen als Abkürzungen für
»Christus Mansionem
Benedicat« (»Christus segne
dieses Haus«), werden von den
Laien im unerschütterlichen
Bedürfnis nach Konkretion und
Personalisierung auf die

Heiligen Drei Könige bezogen:
Caspar und Melchior und
Balthasar.

Luther hat diesen
sprachlichen Bedürfnissen des
Volkes im Wortsinn ent-
sprochen und von 1525 an fast
ausschließlich auf Deutsch
geschrieben. Er ging von der
Volkssprache aus, um
sprachlich auf das Volk
zugehen zu können. Die
berühmte Stelle über das
Volkmaul findet sich im
Sendbrief vom Dolmetschen:

»Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man deutsch reden solle, [...] sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; da verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.« Beispielsweise rechtfertigte er die Ablehnung

der Formel »Maria, voll der Gnaden« beim »Ave Maria«, dem Gruß des Verkündigungse Engels aus dem Lukasevangelium, damit, die schwangere Muttergottes sei schließlich kein Fass Bier: »Wo redet der deutsche Mann also: ›Du bist voll ›Gnaden‹? [...] Er muss denken an ein Fass voll Bier oder Beutel voll Geldes, darumb hab ichs verdeutscht: ›Du holdselige‹ [...]. Aber hie wollen die Papisten toll werden über mich, daß ich den

Englischen Gruß verderbet habe.«

Luthers Sprache, heute als Frühneuhochdeutsch bezeichnet, hat trotz der von ihm herausgestellten Orientierung an der Redeweise des ›gemeinen Mannes‹ mehr mit dem Schriftdeutsch in den Kanzleien zu tun als mit dem Volksmaul auf den Marktplätzen. Die Meißener Kanzleisprache hatte sich seit dem späten 13. Jahrhundert herausgebildet, lag seit 1490

den Reichstagsbeschlüssen zugrunde und normierte auch die Verwaltungssprachen in Prag und Wien. Luther verleugnete den Rückgriff auf diese Schriftsprache nicht. Er wollte verstanden, und zwar überall verstanden werden: »Ich habe eine allgemein verständliche Sprache und keine besondere; daher kann man mich in Nieder- und Oberdeutschland verstehen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, der alle deutschen

Fürsten folgen«.

Luther strebte nach dieser ›Allgemeinverständlichkeit‹ zur Verbreitung seiner Botschaft in sämtlichen deutschen Gegenden mit Selbstbewusstsein, Energie und Ausdauer. Nicht nur metaphorisch lässt sich sagen, dass er und seine Mitarbeiter jenes Deutsch erfunden haben, das unserer heutigen Sprache zugrunde liegt. Seine Bibelübersetzung konnte deshalb sprachnormierende

Kraft entfalten, weil regionale und dialektale Wendungen im Interesse überregionaler Verständlichkeit vermieden wurden. Der ›gemeine Mann‹, der sich in jedem Kirchspiel, auf jedem Marktplatz anders ausdrückte und dessen Äußerungen immer lokal gefärbt waren, kann zwar als Adressat, aber eben gerade nicht als Normgeber für Luthers Spracharbeit gelten.

Wie Luther dem Dialekt auswich, so vermied er das,

was man als ›Soziolekt‹ bezeichnen könnte. Ausdrücke der Militär- und der Hofsprache waren für ihn wegen ihrer exklusiven Verständlichkeit ebenso unbrauchbar wie Berufsjargons und jede Art von Spezialistenvokabular.

Zu den stilistischen Vorlieben, die seine Sprache eingängig und leicht merkbar machten, gehörte das Reimen (›Rat und Tat‹) und die Alliteration (›Stecken und

Stab<). Außerdem ließ er das Verb im Satz häufig nicht hinten stehen (wie hier), sondern zog es nach vorn, der feierlichen Wirkung willen. Zu den Worten, die uns noch heute geläufig über die Lippen kommen, weil Luther sie, trotz seiner diesbezüglichen Vorbehalte, aus Regionalsprachen wie dem Niederdeutschen übernommen und zum Allgemeingut gemacht hat, gehört eben die ›Lippe‹ selbst, aber auch ›Almosen‹,

›Hügel‹ und ›Kahn‹. Zu seinen
Eigenprägungen, jede kostbar
wie eine bissfeste Silbermünze,
zählen die Substantive
›Lückenbüßer‹, ›Feuereifer‹,
›Herzenslust‹, die Adjektive
›friedfertig‹, ›kleingläubig‹,
›gottselig‹, die Verben
›überschatten‹, ›beben‹,
›erregen‹.

Luther war ein großer
Prediger Hinweis, ein
Volksredner von oben herab,
ein gewaltiger Abkanzler. Aufs
Sprechen kam es ihm an, nicht

aufs Schreiben. Jedenfalls hat er das – geschrieben: »Es ist ein groß Unterschied, etwas mit lebendiger Stimme oder mit toter Schrift an Tag zu bringen.« Und doch hing Luthers ungeheurer Einfluss von seinen Schriften ab und die Verbreitung seiner Schriften wiederum vom Buchdruck. Die ›tote Schrift‹ verbreitete sein lebendiges Wort in ganz Deutschland, zum Beispiel nach Nürnberg. Anfang 1520 schrieb Albrecht Dürer an

Georg Spalatin in Wittenberg:
»Und ich bitt [...], wo Doktor
Martinus etwas Neus macht,
das tewczsch ist, wollt mirs um
mein Geld zusenden.«

Deutsche Bibeln und deutsche Drucke

Luther schrieb abfällig über die Schrift, und im *Narrenschiff* des Sebastian Brant, einem der erfolgreichsten gedruckten Bücher der gesamten Epoche, wird schon in der Vorrede über das Bücherdrucken hergezogen: »All land syndt yetz voll heylger geschrifft /

Und was der selen heyl antrifft
/ Bibel der heylgen vaetter ler /
Und ander der glich buecher
mer.«

Zwischen der
gedruckten Verspottung des
Drucks, mit dem das 1494 in
Basel publizierte *Narrenschiff*
seine lange Erfolgsfahrt durch
das Büchermeer begann, und
der Mainzer Erfindung der
Methode, die diesen Erfolg
überhaupt erst möglich
machte, lag nicht einmal ein
halbes Jahrhundert.
Gutenbergs Leistung bestand

aus der Kombination einer ganzen Reihe technischer Neuerungen: die Herstellung einzelner, wiederverwendbarer Lettern aus einer Zinn-Blei-Legierung; das Aneinandersetzen der Lettern zu Zeilen und das Zusammenfügen der Zeilen zu Spalten oder Seiten; die Verwendung einer zähflüssigen, schnell trocknenden Druckfarbe; das Auftragen der Farbe auf den Satz mit einem ledernen,

rosshaargefüllten Ballen; die Übertragung der Farbe vom Metallsatz auf den Papierbogen mittels einer gleichmäßig Druck ausübenden Holzpresse.

Das Referenzwerk zur ›Erfindung des Buchdrucks‹ ist bis heute die Mitte der 1450er-Jahre in einer Stückzahl von 180 Exemplaren erschienene ›Gutenberg-Bibel‹. Sie folgte im Text der Vulgata, der von Kirchenvater Hieronymus, dem Heiligen mit dem Löwen, überlieferten lateinischen

Bibel. Die kostbar illustrierten Prachtexemplare in zwei Bänden mit 648 und 634 Seiten zu (in der Regel) je 42 Zeilen pro Seite ahmten im Schriftbild noch die mittelalterlichen Handschriften und im Format die mittelalterlichen Kodices nach. Aber die neue Drucktechnik überwand und überwältigte die alten Verbreitungsmethoden des Wissens und führte schließlich dazu, dass dieses althergebrachte Wissen erst

seine Exklusivität verlor und dann generell infrage gestellt wurde.

Der gelehrte Sebastian Brant verhöhnte den Büchernarren, der sammelt, ohne das Gesammelte zu verstehen, noch als lateinernen Dummdeutschen: »Ob ich schon hab eyn groben synn / Doch so ich by gelerten bin / So kan jta sprechen jo / Des tütschen orden bin ich fro / Dann jch gar wenig kan latin«. Die nahezu gleichzeitige

Weltchronik indessen gießt
gerade wegen des Buchdrucks
Lob und Preis über die
Deutschen aus: Wer könne
ermessen, »mit was lob, preyse,
ehren und ruhm die teutschen
ze erheben seyn, die auß ihrer
erleuchten sinnreichen
schicklichkeit ertrachtet und
erfunden Diese kunst der
truckerey, durch die der lang
verschlossen prunn
unaußsprechlicher weißheit
menschlicher und auch
göttlicher kunst in die gemayne

außergeleitet wird.«

Gutenberg ist finanziell an seinen Projekten gescheitert, erst Johannes Mentelin gelang es, die Technik gewinnbringend einzusetzen, Gott, Geist und Geld miteinander zu verbinden. Die in seiner Straßburger Werkstatt 1466 hergestellte Bibel gilt als die erste vollständig auf Deutsch gedruckte überhaupt. Sie bestand aus einer schlecht überarbeiteten, mehr als

hundert Jahre alten und
ihrerseits schon schlechten
Übersetzung der Vulgata des
Hieronimus. Aber es war eben
eine deutsche Bibel, und sie
hatte Erfolg.

Bis 1522, dem
Erscheinungsjahr von Luthers
Übersetzung des Neuen
Testaments, erschienen
außerdem vierzehn
oberdeutsche und vier
niederdeutsche Bibeln, des
Weiteren eine niederrheinische
und eine niedersächsische.

Eine der oberdeutschen Bibeln (in Philologenzählung die »neunte deutsche Bibel«) war die des Nürnberger Druckers Anton Koberger von 1483, der 1498 *Die Heimlich Offenbarung Iohannis* mit den Holzschnitten Dürers folgte Hinweis.

Luther war weder der Erste noch der Einzige, der den Bedarf einer deutschen Bibel begriffen hatte. In Zürich arbeiteten während der 1520er-Jahre Zwingli und seine Mitarbeiter ebenfalls an einer

deutschen Bibel. Sie konnte bereits 1531 abgeschlossen werden, also vor dem Druck der ersten Vollbibel Luthers im Herbst 1534. Im selben Jahr erschien eine vom Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg in Auftrag gegebene Übersetzung aus katholischem Geist. Drei Jahre später folgte die in einem baierisch-oberdeutschen Dialekt gehaltene Übersetzung von Luthers altem Gegner Johannes Eck.

Trotz der historisch
unhaltbaren Legende von
Luthers Übersetzung als
isoliert stehender
Einzelleistung ragt sein Werk
über alle Vorgänger- und
Konkurrenzunternehmen
hinaus: wegen der
brutalpoetischen Wortgewalt,
wegen der
sprachschöpferischen
Erfindungskraft und wegen des
zornigen Prophetengeistes. Es
handelt sich um einen
>babylonischen Turm< aus

Worten, mit denen Luther zum Himmel hinauf baute, ohne von seinem Gott dafür mit Sprachverwirrung gestraft zu werden. Und doch verhält sich das Deutsche zum Hebräischen wie der Kuckuck zur Nachtigall – meint Luther: »Was ist das für ein großes, beschwerliches Werk, die hebräischen Schriftsteller zu zwingen, deutsch zu reden. Wie sträuben sie sich, da sie ihre hebräische Ausdrucksweise nicht verlassen und sich dem

groben Deutsch nicht anpassen wollen, gleich, als ob man eine Nachtigall zwänge, den Kuckuck nachzuahmen«.

Das Sprachwerk Luthers ist zeitlich gleich weit entfernt von der staufischen Klassik um 1200 und der Weimarer Klassik um 1800. Jeweils drei Jahrhunderte trennen ihn von Walther von der Vogelweide und von Johann Wolfgang von Goethe. Aus unserer Zeitperspektive wiederum, mit dem halben Jahrtausend, das

zwischen uns und Luther liegt,
sieht sein geschriebenes
Deutsch weniger nach
Goethezeit aus als nach
Mittelalter, auch wenn wir
höflich genug sind, es
›frühneuzeitlich‹ zu nennen.
Die Fremdheit von Luthers
Deutsch, unabhängig davon,
wie es in seinem Mund
geklungen haben mag, fällt
sofort ins Auge, wenn man eine
Seite seiner Bibeln betrachtet.
Eine Lutherbibel ist für uns
nahezu unlesbar. Es fällt

schwer, die Buchstaben zu identifizieren, die Buchstabenreihen mit schnellem Blick als Worte zu erkennen und die Worte flüssig zu Sätzen zu verbinden, die Sätze wiederum zu Absätzen, die Absätze zu Kapiteln und die Kapitel zu einem Text. Der Weg, den der Schriftsinn von den Buchstaben auf dem Blatt zum Denken im Kopf zurücklegen muss, ist bei uns einfach zu weit. Das liegt nicht nur an Luthers Sprache, die

wir nicht mehr ohne Weiteres sprechen, und an der Druckschrift, die wir nicht mehr ohne Weiteres lesen können, sondern auch daran, dass wir – möglicherweise – den allmählichen Abschluss jener Epoche des Buches erleben, die vor einem halben Jahrtausend erst in Mainz und dann auf einer mittelalterlichen Burg eröffnet wurde.

Luther fertigte seine erste Übersetzung des Neuen Testaments während des

Winters 1521/22 auf der Wartburg an. Vom Heiligen Geist erfüllt und von satanischen Blähungen gequält, stellte er mit fliegender Feder in elf Wochen das Textgebilde her. Er benutzte die von Erasmus von Rotterdam edierte und kommentierte griechische Urfassung, die erstmals 1516 in Basel erschienen war, ergänzt durch eine lateinische Übersetzung Hinweis. Auch die Vulgata des Hieronymus stand

Luther zur Verfügung,
außerdem eine hebräische
Ausgabe der Bibel. Nach einer
Überarbeitung des Textes
gemeinsam mit Melanchthon
und nach dem Druck
anfänglich nur auf einer
Presse, dann auf zwei und
schließlich gleichzeitig auf drei
Pressen erschien das Werk in
einer Auflage von 3000
Exemplaren im September
1522, gerade noch rechtzeitig
zur Leipziger Herbstmesse. Es
bestand aus 222 Folioblättern

(Satzspiegel 13,6 x 24,3 cm), und die Apokalypse war illustriert mit Abwandlungen der Holzstiche von Dürers Zyklus.

Die Messe war nicht nur wichtig für den Absatz überhaupt, sondern auch für die möglichst rasche Verbreitung in möglichst vielen deutschen Gegenden. Die Buchhändler reisten zur Messe, kauften die Bücher und nahmen sie gleich mit. Ein Versand hätte Wochen

gedauert, Zeit, die für die Nachdrucker arbeitete. 1525 bat Luther den Nürnberger Rat, darauf hinzuwirken, dass mit den dortigen Nachdrucken zwei Monate gewartet werde, um die Verleger in Wittenberg nicht zu ruinieren. Luther fürchtete um seine Botschaft, und die Verleger Lucas Cranach und Christian Döring machten sich Sorgen um ihr Geld. Sie hatten den Drucker zu bezahlen, unabhängig davon, wie gut der Absatz lief.

Die Ausgabe wurde ein Erfolg, trotz des prompt folgenden Verbotes durch Luthers mächtigsten Feind in der unmittelbaren territorialen Nachbarschaft. Herzog Georg von Sachsen versuchte vergeblich, Erwerb und Besitz des Buches in seinem Territorium zu unterbinden.

Die zahlreichen Nachdrucke schädigten zwar das Geschäft, ruinierten es aber trotz aller Befürchtungen nicht. 1523 erschienen zwölf vollständige,

nicht autorisierte Nachdrucke
des ›Septembertestaments‹,
wie diese Ausgabe heute
bezeichnet wird, um sie von
einer bereits im Dezember
folgenden verbesserten
Nachauflage bei Cranach und
Döring zu unterscheiden.
Luther suchte die
Originaldrucke durch ein
Wappen zu schützen: »Dies
zeichen sey zeuge, dass solche
bücher durch mein hand
gangen sind, denn des falschen
druckens und bucher

verderbens vleyssigen sich ytzzt
viel.« Das Markenzeichen
wurde von den Nachdruckern
bis auf seltene Ausnahmen
respektiert, ein Hinweis darauf,
dass das Fälschen eines
Wappens als unredlich
gegolten hat, nicht jedoch das
Nachdrucken eines Buches.
Selbst Luthers Empörung
wurde nicht durch das
ausgelöst, was wir heute den
Diebstahl ›geistigen
Eigentums‹ nennen würden.
Ihm ging es nicht um die

Besitzrechte an einer
ertragbringenden geistigen
Leistung, sondern darum, dass
diese Leistung aus
Gewinnsucht verdorben wurde:
»Und ist mir oft widerfahren,
dass ich der Nachdruecker
druck gelesen, also verfälscht
gefunden, dass ich meine
eigene Arbeit an vielen Orten
nicht gekennet«.

Während in Wittenberg und
anderswo die Bogen unter die
Pressen geschoben wurden,
arbeitete Luther bereits am

Alten Testament. Zum Kuckuck mit der Nachtigall! Bereits im Juli 1523 kamen, nun verlegt von Melchior Lotter, dem Drucker des ›Septembertestaments‹, die fünf Bücher Mose heraus. Anfang des folgenden Jahres und schließlich im Oktober 1524 folgten bei Cranach und Döring, die nun ihrerseits eine Druckerei eröffnet hatten, weitere Teile des Alten Testaments. Die Publikation von Teilausgaben setzte sich,

verschieden verlegt oder
gedruckt, immer neu
überarbeitet und stets gejagt
von Nachdrucken, bis 1534
fort, als zur Leipziger
Herbstmesse die erste
›Vollbibel‹ erschien, nun
hergestellt von Hans Lufft. Die
*Biblia das ist die ganze Heilige
Schrift Deudsch. Mart. Luth.
Wittemberg* umfasste rund 900
Folioblätter und war mit 118
Holzschnitten aus der Cranach-
Werkstatt geschmückt. Im
nächsten Jahrzehnt wurden in

Wittenberg weitere elf,
allesamt von Luft gedruckte
Bibelausgaben publiziert,
hervorgehend aus dem
unabschließbaren Prozess des
Revidierens, der auch Luthers
Randglossen und die
Verweisstellen neben dem Text
einschloss. All das musste
ausgearbeitet, notiert,
diskutiert, protokolliert und
endlich für den Satz in
Reinschrift gebracht werden,
was zum Leidwesen der Setzer
nicht bedeutete, dass danach

auf weitere Korrekturen verzichtet worden wäre.

Die letzte Ausgabe zu Luthers Lebzeiten erschien im Frühjahr 1545. Sie ist gleichwohl keine ›Ausgabe letzter Hand‹, denn er hatte auch bei Revisionen die Finger im Spiel, die erst nach seinem Tod im Februar 1546 zum Druck gelangten. Ein Neudruck, der 1550 unternommen wurde, also vier Jahre nach Luthers Tod und drei Jahre nach der

Gefangennahme Johann
Friedrichs von Sachsen durch
Kaiser Karl, gab weiter die
Jahreszahl 1545 auf den
Titelblättern an und zeigte
sogar ein Bildnis Johann
Friedrichs als Kurfürst, der er
nach der Entmachtung durch
den Kaiser gar nicht mehr war.
Auf diese Weise sollte
suggeriert werden, es handele
sich um Exemplare der
>Ausgabe letzter Hand<, die
beim Publikum besonders
begehrt war.

Verkauft wurden die gedruckten Exemplare der Folioausgaben in der Regel nicht in Bänden, sondern in Lagen. In Fässern transportiert gelangten sie zum Käufer, der einen extra zu bezahlenden Buchbinder mit der Fertigstellung beauftragte. Protestantische Fürsten ließen auf Pergament gedruckte Prachtausgaben im Medianformat (noch größer als Folio) binden, die so kostbar waren, dass sie ohne Weiteres

in die Prunkbibliotheken
katholischer Renaissance-
Schurken gepasst hätten.

Bereits zu Luthers Lebzeiten
gelangten Hunderttausende
von Exemplaren unter die
Leute: Drucke aus Wittenberg,
Nachdrucke aus Augsburg,
Leipzig oder Basel, Teildrucke
im Kleinformat, einspaltige und
zweispaltige, einbändige und
mehrbändige Drucke. Eines
der überzeugendsten, weil so
schön gehässigen Dokumente
für den gewaltigen Erfolg des

Buches (und seiner Botschaft) stammt von Luthers treuem Feind Johannes Cochläus, der allein schon über das Neue Testament schrieb, es werde »durch die Buchdrucker dermaßen gemehrt und in so großer Anzahl ausgesprengt, also daß auch Schneider und Schuster, ja Weiber und andere einfältige Laien [...] wenn sie auch nur ein wenig Deutsch auf einem Pfefferkuchen lesen gelernt hatten, dieses gleich als einen

Bronnen aller Wahrheit mit
höchster Begierde lasen.«

Alle Traktate und
›Sendbriefe‹ Luthers erfuhren
weite Verbreitung, wurden
gelesen und vorgelesen,
studiert und interpretiert,
ausgedeutet, umgedeutet und
auch fehlgedeutet, wie es den
aufständischen Bauern
passierte, die glaubten, Luther
stände auf ihrer Seite, während
Luther behauptete, auf der
Seite des Glaubens zu stehen,
und immer auf der Seite der

Obrigkeit stand. Mochten sich die einen an Luthers Schriften begeistern, andere sich über sie empören, wieder andere sich kopfschüttelnd über seine Grobheiten amüsieren – gleichgültig ließen sie niemanden. Ferdinand, der Erbherzog von Österreich und spätere Nachfolger Kaiser Karls, ließ Luthers Schriften Anfang der 1520er in seinen Habsburger Territorien verbieten und versuchte sogar, das Druckereigewerbe generell

auf landesfürstliche Städte zu beschränken, um es leichter überwachen zu können. Dennoch ließ sich nicht verhindern, dass auch im Habsburger Kernland ›Lutherisches‹ verbreitet wurde. Die Nachfrage nach Neuem von Luther war seit der Publikation der Thesen überall garantiert. Der Aufruf *An den christlichen Adel deutscher Nation* etwa kam nach Auskunft seines Verfassers 1520 allein in Wittenberg in 4000

Exemplaren aus der Presse.

Das ist eine beeindruckende Zahl, gemessen an der rudimentären verlegerischen und buchhändlerischen Infrastruktur und auch gemessen am geringen Alphabetisierungsgrad der Bevölkerung, der Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen fünf und zehn Prozent gelegen haben dürfte. Bücher müssen nicht nur gedruckt werden, um sie verkaufen zu können; sie müssen auch gelesen werden

können, um Käufer zu finden. Trotz dieser Hürden, die nur langsam beseitigt, aber doch rasch gesenkt wurden, entwickelten sich Schriftstellerei und Druckgewerbe an- und miteinander, die eine das andere fordernd und fördernd. Um 1500 erschienen etwa fünf Prozent der Drucke in deutscher Sprache, ein Vierteljahrhundert später, während der Bauernkriege, nahezu ein Drittel. Das lag

nicht allein an Büchern und Bibeln, sondern vor allem an den Flugschriften, häufig Einblattdrucke mit einer Illustration. Im Jahr 1500 kursierten ungefähr achtzig dieser Blätter, im Jahr 1524 waren es nahezu tausend, von denen schätzungsweise ein Viertel auf Schriften Luthers beruhte. Die deutschsprachige Fassung der 95 Thesen wurde bis 1520 zweiundzwanzigmal aufgelegt. In den wenigen Jahren von der

Veröffentlichung der Thesen bis zur Niederschlagung des Bauernaufstandes liefen rund 3000 Flugschriften um. Die *Zwölf Artikel* Hinweis mit den Forderungen der Bauern kursierten wenige Wochen nach ihrer Abfassung in zwei Dutzend verschiedenen Drucken.

Viele dieser fliegenden Blätter waren Kampfschriften im unmittelbaren, handgreiflichen Sinn, und manchmal flogen sie sogar

wirklich. Als der Reichsritter Franz von Sickingen mit seinem Erzfeind, dem Bischof von Trier, in Fehde lag und 1523 die Stadt belagerte, ließ er Flugblätter über die Mauern schießen, die den Einwohnern Schonung vor einer Plünderung versprachen, sollten sie die Stadt kampflos übergeben.

Worte zeugen wieder Worte und Widerworte auch. Widerworte können Machtworte hervorrufen, oder,

so man wie Luther nur die
Feder, nicht das Schwert hat,
sie rufen Drohungen hervor
wie gedruckt. Auf die *Zwölf
Artikel* hatte er mit der
Ermahnung zum Frieden
reagiert. Als diese Ermahnung
nichts fruchtete, schickte er die
Aufforderung zur
schonungslosen
Niederschlagung des
Bauernaufstands hinterher
(*Auch widder die reubischen
und mördisschen rotten der
andern bawren*) und dann,

nachdem die Herren des Reichs mit ihren Söldnern die Sache erledigt hatten, noch die Rechtfertigung *Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern*. Darin warnt er alle, »welche mein Büchlein tadeln, daß sie das Maul zuhalten und sich vorsehen«. Das Gleiche hatte Kaiser Karl in Worms von Luther verlangt.

2. Die Herren des Reichs



*›Männleinlaufen‹: Kaiser
und Kurfürsten – Plackerei
statt Ewiger Landfriede –
Götz von Berlichingen
entführt Nürnberger*

*Kaufleute - Lob der
Obrigkeit - Martin Luther
schreibt Hans Kohlhase
einen Brief - Des heyligen
Römischen Reichs peinlich
gerichts ordnung -
Reisläufer und
Landsknechte -
Gebrauchsanweisung für
Spießgesellen - Die
Schweizergarde - Schertlin
von Burtenbach erlebt die
Plünderung Roms - Die
Macht aus den
Kanonenrohren - Die*

Macht aus den Münztruhen

›Männleinlaufen‹: Kaiser und Kurfürsten

Blicken Zeitreisende kurz vor zwölf auf dem Nürnberger Hauptmarkt zum Turm der Frauenkirche empor, werden sich im nächsten Moment zum mittäglichen Glockenschlag die Türen zur Vergangenheit öffnen und die Kurfürsten ans Licht der Gegenwart treten.

Dreimal ruckeln die sieben Figuren an dem sitzenden Kaiser vorbei und drehen sich dem Herrscher zu, bevor sie wieder hinter den Türcen verschwinden bis zum nächsten High Noon.

Im ›Lauf der Geschichte‹ wurden nicht nur die wirklichen Kurfürsten abgeschafft, der ›Zahn der Zeit‹ hat auch die Figuren so benagt, dass sie erneuert werden mussten und dabei ihre Demut verloren. Sie wenden

sich zwar dem Kaiser zu, der steif mit einem Stöckchen wackelt, welches das Reichszepter vorstellen soll, aber sie nehmen nicht mehr ihre Hermelinmützen ab wie früher. Das geben die Scharniere und Zahnräder nicht mehr her. Die Spieluhr entstand im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, in einer Epoche, als Nürnberg das deutsche und europäische Zentrum der Feinmechanik war und Peter Henlein seine

Taschenuhren montierte. Die Geschichte hat von Henleins Zeitdosen kein Exemplar überliefert, frühere Zuschreibungen gelten inzwischen als unhaltbar.

Damit verglichen ist die viel reparierte, renovierte und restaurierte Turmuhr ein Prachtstück historischer Authentizität. Wir wenden den Blick von ihr, schließen für einen Moment die Augen, drehen dabei die ›Uhr der Geschichte‹ ein halbes

Jahrtausend zurück und finden uns im Nürnberg der Dürerzeit wieder. Auf dem Hauptmarkt ist die Hölle los. Die ›Hell‹ hat die Form eines Schiffs und wird auf Rädern gezogen. Im Bug wackeln Narren mit den Schellenkappen und machen obszöne Gesten, die sich im Wandel der Jahrhunderte erstaunlich wenig gewandelt haben. Man sieht das an der ›fica‹, der ›Feige‹, die der Künstler der »Betenden Hände« gezeichnet hat: eine

Faust mit Daumenkuppe
zwischen Zeige- und
Mittelfinger. An der Reling des
Schiffs hüpfen Teufel mit
Bockshörnern und schwarzen
Schwänzen entlang, strecken
die Zungen heraus und stoßen
mit dreigezackten Holzspießen
nach den Zuschauern.
Dutzende von maskierten
Männern in rot-weiß geteilten
Kostümen mit aufgenähten
Feuerzungen tanzen um das
Schiff herum. Dann geht
plötzlich alles ganz schnell.

Unter Gejohle und Geschrei wird das Schiff gestürmt, die Narrenteufel springen von den Planken unters kreischende Volk, das Schiff geht in Flammen auf. Noch ehe es niedergebrannt ist, bahnt sich ein Typ mit braun gelocktem Wallehaar eilig einen Weg durch die Menge. Aber das ist doch – bis wir begriffen haben, dass es sich nur um Albrecht Dürer handeln kann, ist der Mann in einer Seitengasse verschwunden. Zum Glück

brauchen wir ihm nicht
hinterherzulaufen. Wir wissen,
wo er wohnt, und wir werden
an einem Tag Gelegenheit zu
einem Besuch bekommen
Hinweis, an dem es nicht so
drunter und drüber geht wie
beim Schembartlauf zur
Nürnberger Fasenacht, in den
wir geraten sind und von dem
eine Nürnberger Stadtchronik
berichtet: »Item sie heten auch
kostliche hell, war ein groß
schiff und ein hohen segelpaum
und ein wannen darauf, darinn

saß ein teufel, der traib vil narrnweis«.

Aber schon ist alles wieder ganz heutig. Die Männlein oben hinter den Türen warten auf ihre Kaiserrunde am nächsten Tag, und die Touristen auf dem Platz zerstreuen sich. Einige machen ein letztes Selfie vor der Kulisse der Patrizierhäuser. Sie ahnen nicht, dass in dem Jahrzehnt, als oben am Turm die Männlein zu laufen begannen, die Patrizier von Nürnberg sich

noch gar nicht Patrizier nannten, dass unten auf dem Hauptmarkt dem Sohn eines Ratsbeamten wegen seiner ›lesterlichen schwüre‹ die Zunge abgeschnitten wurde; oder dass ›Klain Henslein‹ geköpft wurde, weil er zahlungskräftige Untertanen der Reichsstadt Nürnberg an einen der Adelligen verraten hatte, die mit der Stadt in Fehde lagen und deren Bürger entführten, um Lösegeld zu erpressen; oder dass ein

Fingerhuter, in der hoch
spezialisierten Nürnberger
Feinmechanik ein eigener
Beruf, einen anderen
Fingerhuter aus der Hand des
prügelnden Henkers retten
wollte und dafür selbst bis aufs
Blut gepeitscht und dann
lebenslänglich aus der Stadt
gewiesen wurde; oder dass
Dürer in die Einigung über
eine Schadenszahlung von
zwanzig Gulden verwickelt
war, die ein Totschläger dem
Vater des Totgeschlagenen zu

zahlen hatte.

Auch in Nürnberg sollte man sich die Renaissance nicht wie einen Spielzeugmarkt vorstellen, eher als blutig brutale Epoche. Selbst beim Schembartlauf steckte unter manchem Gewand das Messer, und so manche Rechnung wurde im Menschentrubel durch einen Dolchstich von hinten beglichen.

Das Recht auf die Wahl des Kaisers stand seit der Goldenen Bulle von 1356 den sieben

Kurfürsten zu. Eine opulente Schautafel der schedelschen *Weltchronik* bildet sie ab mit ihren Wappen und Insignien. Auf der rechten Seite des Kaisers, der mit dem Reichszepter auf einem Thron sitzt genau wie in der Turmuhr der Frauenkirche, stehen die drei geistlichen Kurfürsten (die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier), auf der linken Seite die vier weltlichen Kurfürsten (der König von Böhmen, die Kurfürsten von der Pfalz, von

Sachsen und von Brandenburg). Darunter folgen die Reihen der Herzöge, der Mark-, Land- und Burggrafen, der Freiherren und der Ritter. Für Bürger und Bauern ist auf dem Schaubild kein Platz.

Der soziale Platz der Ritter wiederum begann zu jener Zeit zu schwinden. In den seit 1489 bestehenden Kurien der sieben Wahlfürsten, im Rat der Reichsfürsten und in dem der Reichsstädte waren sie nicht vertreten. Gleichwohl übten die

rund zweitausend Ritter die lokale Herrschaft aus.

Die etwa fünfzig geistlichen und dreißig weltlichen Fürsten in den Residenzen und die hundert Grafen in ihren Schlössern lebten in einer Sphäre außerhalb und jenseits des Alltags der Menschen auf dem Land. Der Kaiser selbst ließ sich im Reich mitunter jahrelang nicht blicken. Seine Herrschaft war eine in Bewegung: Er reiste in die Niederlande (zehn Mal), in die

italienischen Städte (sieben Mal), in die spanischen Länder (sechs Mal), nach Frankreich (vier Mal), England (zwei Mal) und Nordafrika (zwei Mal). In Deutschland ist er neun Mal gewesen. Wenn er sich zu einem Reichstag mit gewaltigem Tross von Zeltlager zu Zeltlager bewegte und seine Prunkschiffe den Rhein hinaufziehen ließ, waren das keine Inspektionsreisen, sondern festliche Repräsentationen einer Macht,

die nur zu Besuch war und von der es in den Dörfern allenfalls märchenhafte Vorstellungen gab.

Die Bauern auf den Feldern hatten keine abstrakten Reichsinstanzen über sich, sondern auf dem nächsten Hügel eine Ritterburg, dessen Besitzer sie persönlich kannten, persönlich fürchteten und dem sie gegebenenfalls, wie im Bauernkrieg, auch persönlich den Garaus machten. Die Ritter stützten

sich unmittelbar auf ihre Waffengewalt, mochten bei etlichen die Burgen marode, die Harnische rostig und die Schwerter stumpf geworden sein. Sie erkannten weder die Fürsten in den Residenzen noch die Ratsleute in den Städten, sondern nur den Kaiser als Oberherren an, ebendeshalb weil er weit weg war und ihnen gewöhnlich nicht ins Gehege kam.

Der größte Teil des Landes befand sich im Besitz der

Kirche, der Fürsten und des übrigen Adels. Freie Bauern mit Besitz gab es nur wenige, etwa im Schwarzwald. Die Fürsten, allen voran die Kurfürsten, suchten aus ihren mitunter weit verstreuten Herrschaftsgebieten zusammenhängende Territorien zu machen und sie unter einheitliche Verwaltung zu stellen. Der Kampf gegen die lokalen Gewohnheiten, Rechte und Vorrechte wurde mit Bezug auf das römische

Recht geführt. In allen deutschen Gegenden war dieses Recht deshalb gleichermaßen verhasst, wenn auch aus den unterschiedlichsten Gründen.

Trotz der Entwicklung hin zu staatlichen Territorien wurde politische Macht als Familienmacht aufgefasst. Die Vererbung politischer Herrschaft bedurfte keiner Legitimation durch irgendeine Art von Regierungskompetenz aufseiten der Erbenden. Es

wurde um Erbfolgen gestritten,
es wurde um der Erbfolge
willen geheiratet, und es
wurden Kriege, auch
Familienkriege, darum geführt.
Aber die Erblichkeit von
Herrschaft grundsätzlich
infrage zu stellen, wäre – von
wenigen Radikalen wie Thomas
Müntzer oder den
Täufersekten abgesehen – den
meisten Menschen so
realitätsfremd vorgekommen
wie uns heute die
Infragestellung der Erblichkeit

von Vermögen. Über die Höhe der Erbschaftssteuer wird debattiert, aber die Vorstellung, dass niemand mehr Erbschaftssteuer bezahlt, weil niemand mehr erbt, ist in unseren Augen so abwegig, wie es in den Augen von Kaiser Karl die Idee gewesen wäre, dass es nicht genüge, ein Habsburger zu sein, um die ›Erblande‹ Österreich, außerdem Spanien, Böhmen, Ungarn, Burgund, Mailand, Sizilien und große Teile der

›Neuen Welt‹ zu beherrschen. Auch die Herren von Nürnberg, die sich seit Mitte der 1510er-Jahre in Humanistenmanier nach der antiken römischen Stadtelite ›Patrizier‹ nannten und die Zugangsrechte zum Rat der Stadt an ihre Söhne weitergaben, hätten sich gewundert, dass man sich über die Vererbung politischer Macht wundern und gleichzeitig diejenige von ökonomischer Macht für selbstverständlich halten kann.

Über die Herren von hoher Geburt merkte der Humanist Sebastian Franck an: »Dan vil macht jr geburt und glück zu Fürsten, die yr weißheit halben kaum forster und holtzwarter werden.« Und Luther meinte in der Schrift *Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei*: »Du sollst wissen, dass es von Anbeginn der Welt gar ein seltener Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltener um einen frommen

Fürsten. Sie sind im allgemeinen die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden«. Gehorchen muss man ihnen trotzdem, denn sie sind von Gott eingesetzt, um die Untertanen in Zaum zu halten. In den *Tischreden* wird das bekräftigt: »Die Fürsten haben ein schweres und sehr hohes Amt; die Bauern schnarchen unterdessen in Sicherheit. Wenn ein Bauer die Gefahren und Mühe eines Fürsten konnte, würde er's

Gott danken, daß er ein Bauer und im glücklichsten Stande ist. Aber die Bauern sehen ihr Glück nicht; sie sehen nur die äußere Pracht der Fürsten, die Kleider, die Paläste, ihre Macht. Nicht aber sehen sie, daß Fürsten wie in einem Feuer und der Sintflut leben. Sie aber liegen hinter dem Ofen in Frieden.«

Der Friede hinter dem Ofen wurde häufig gestört. Die Herren und Fürsten, die der Theorie zufolge für Ordnung

und Sicherheit sorgen sollten, waren dazu praktisch oft gar nicht in der Lage. Das änderte sich auch nicht, nachdem 1495 auf dem Reichstag von Worms der Ewige Landfriede verkündet worden war: »Also das von Zeit dieser Verkündung niemand, von was Werden, Stats oder Wesens der sey, den andern bevehden, bekriegen, berauben [...] sol«. Es wurde weiter befehdet, bekriegt, beraubt. Zu den Opfern gehörten die ›in

Sicherheit schnarchenden<
Bauern, denen die
Kriegsknechte im Rittersold die
Häuser anzündeten und das
Vieh wegtrieben, um die
gegnerischen Herren zu
schädigen, die diese Dörfer ihr
Eigen nannten.

Plackerei statt Ewiger Landfriede

Die Ritter griffen einander nur selten direkt an. Man wütete wechselweise in den Herrschaftsgebieten und unter den Leuten, die den Herren zugerechnet wurden. Die Burg oder das Schloss des Feindes unmittelbar zu attackieren wäre meist zu riskant gewesen

und passte nicht zur Standesehre. Diese uns heute schändlich vorkommende Ehre kam auch Zeitgenossen schon schändlich vor. Jedenfalls denjenigen, die sich mit der Binnenmoral lokaler Kriegsherren nicht zufriedengeben wollten, gleich wie groß deren Ahnentafel war und wie viele Familienwappen in den Burgsälen hingen. Sebastian Franck etwa klagte in seinem *Kriegsbüchlein*: »Jetzt aber gehet der krieg nun uber

die armen bawren, die kein
ursach daran haben, die
mussenn buessen«. Immer falle
»das groeßest uebel in kriegem
auff die es am wenigsten
verschuldt habenn, auf
Bauwren, Witwen, Weysen [...]
die bauren leyhen das har her,
und wann sich die herren
miteinander genug haben
gereufft, so bieten sie einander
die haend«.

Ebendies rechnete sich der
alte Goetz von Berlichingen zur
Ehre an, als er gegen Ende

seines Lebens einem befreundeten Pfarrer auf seiner Burg diktierte: »mit allen meinen Feinden, mit denen ich in Fehde lebte, bin ich stets durch Gottes Gnade und Hilfe bald zur Ruhe und zum Frieden gelangt.«

Mit Feinden meinte Goetz diejenigen, denen er Fehdebrieфе zustellen konnte. Diejenigen, die unter den Rache- und Beutezügen direkt zu leiden hatten, kamen in seiner Rittermoral nicht als

Menschen vor, sondern als Sachen im Besitz des Gegners. Die Vernichtung dieser Sache sollte den Feind treffen, ohne den Feind selbst zu vernichten.

Größere Herren als die über eine Burg bekriegten einander nicht der Ehre oder schneller Beute wegen, sondern um den Besitz an Land und Leuten. Philipp Melanchthon hatte als Kind erlebt, wie seine Geburtsstadt Bretten zwischen einem württembergischen Herzog und einem pfälzischen

Kurfürsten umkämpft war. Während des Landshuter Erbfolgekriegs zog im Juni 1504 der Herzog mit seinem Heer vor der Stadt auf, »sampt einer grossen summa freyer knecht, die er besoldet«, wie sich Melanchthons Bruder Georg Schwartzerdt in einer Chronik erinnerte. Die Sache ging vergleichsweise unblutig aus, die dreihundert Häuser hinter den Mauern von Bretten blieben unversehrt Hinweis.

Götz von Berlichingen verlor

im Landshuter Erbfolgekrieg seine rechte Hand **Hinweis**, wenn das auch nicht während der Belagerung Bretzens geschah. Die Nürnberger wiederum gewannen im Landshuter Krieg erhebliches Gebiet, was die Auseinandersetzungen mit den Markgrafen, mit denen die Reichsstadt seit Generationen im Streit lag, weiter verschärfte. Bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte es einen Krieg zwischen der Stadt und den Grafen

gegeben, und in der Mitte des 16. Jahrhunderts sollte es zu einem weiteren kommen. Die Markgrafen unterstützten und deckten die Ritter bei Überfällen auf Nürnberger Kaufleute, und die Ritter achteten sorgfältig darauf, dass keiner ihrer Leute einem gräflichen Fuhrmann auch nur auf die Füße trat.

Die heruntergekommenen, parasitären Adelsexistenzen mit ihren überholten Ehrbegriffen, die sie mitunter

selbst nicht mehr richtig verstanden, wurden von den Nürnbergern abfällig ›Placker‹ genannt, wie die Placker ihrerseits die Nürnberger als ›Pfeffersäcke‹ verhöhnten. Noch in der Jahrhundertmitte karikierte der Nürnberger Meistersinger Hans Sachs in einem Fastnachtspiel einen Ritter mit dessen Reitern Schrammfritz und Wursthans als heruntergekommenen Schnapphahn, der nichts gelernt hat außer Hauen und

Stechen, wobei mit dem Hauen das mit dem Schwert im ritterlichen Zweikampf und mit dem Stechen das mit der Lanze beim Adelsturnier gemeint ist.

Wie frei sich die Placker bewegen, wie ungeniert sie fehden konnten, hing von der regionalen Machtlage ab. In zersplitterten Gebieten wie Franken oder Schwaben hielten sie sich so lange, bis 1523 der habsburgisch dominierte Schwäbische Bund, der zwei Jahre später auch die

Bauern in Oberdeutschland niederwarf, 23 ihrer als ›Raubnester‹ gelisteten Burgen zerstörte. Hinweis

Wer gerade wen bekämpfte und wer gerade mit wem verbündet war, richtete sich nach schnell wechselnden Interessenlagen. Dabei erkannten nicht immer alle Beteiligten klar, wer es gerade und wie lange mit wem hielt. Die Reichsritter stellten sich teil- und zeitweise in den Dienst des Kaisers, um gegen

Fürsten und Städte vorzugehen. Dann wieder organisierten sie Raubzüge auf eigene Faust, wenn die Geldtruhen, Kornspeicher und Weinfässer leer waren und die eigenen Kriegsknechte bedrohlich mürrisch wurden wegen des ausbleibenden Solds. Von den eigenen Söldnern bedrängt, riskierten sie lieber die Ächtung durch den Kaiser.

Einzelne Adelsgeschlechter befehdeten die Städte, und die

Städte ihrerseits bekriegten die Adelsfamilien. Mitunter verbündeten sich die Ritter aber auch mit den Städten, deren Kaufleute sie sonst zu plagen pflegten. Es lag im gemeinsamen Interesse, zu verhindern, dass ein Herzog aus seinen verstreuten Gebieten ein zusammenhängendes Territorium machte und damit die Bewegungsfreiheit sowohl der städtischen Kaufleute als auch der Ritter zwischen ihren

Burgen einzuschränken drohte. Einige Ritter strebten selbst danach, ihre Äcker und Wiesen, Vorwerke und Weiler in einen ›Staat‹ zu verwandeln oder wenigstens in ein politisch definierbares und geografisch umgrenztes Territorium. Franz Sickingen führte aus diesem Grund seine Fehden gegen Worms, die Landgrafschaft Hessen, die Reichsstadt Frankfurt und schließlich gegen den Erzbischof und Kurfürsten von Trier. Der

humanistische Ritter Ulrich von Hutten paktierte mit Sickingen und wollte Luther überreden, sich in dessen Schutz zu begeben. Aber der Prophet fühlte sich in der festen Burg seines Gottes und in der Wartburg des sächsischen Kurfürsten sicherer als im Gemäuer eines ritterlichen Haudegens.

Ein Vierteljahrhundert nach der Verkündung des Ewigen Landfriedens mussten die Kaufleute immer noch mit

Überfällen rechnen. Nach einem solchen Überfall auf eine Wagenladung in Hessen setzten sie während der Frankfurter Messe im April 1521 eine Bittschrift an den Kaiser auf. Sie erinnerten an die Formel, dass niemand, gleich welcher Würde und welchen Standes, einen anderen bekriegen und berauben dürfe, und beklagten dann: »ongeacht aller vertrostung, sicherheit, geleide und gegeben zoll sint wir zu

mermalen [...] gefangen
weggefurt, gestockt, geplockt,
umb mergliche summa gulden
uber unser vermogen
geschätzt, in andere hende
verkauft, unser gutter zu
wasser und zu lande
ufgehalten, angriffen,
aufgehauen, verprent und
vorderbt« worden.

Luther betrachtete das
>Verbrennen< und >Verderben<
der Kaufleute und ihrer Güter
als eine Art ausgleichender
Gerechtigkeit. Weil die Händler

mehr Geld für die Ware verlangen, als sie selbst bezahlt haben, treiben sie Wucher. Dafür würden sie von Gott mit Rittern und Räubern gestraft: »Also stäupt er einen Buben mit dem andren, ohne daß er dadurch zu verstehn gibt, daß Reuter geringere Räuber sind denn die Kaufleut: sintemal die Kaufleut täglich die ganze Welt rauben, wo ein Reuter im Jahr einmal oder zwei einen oder zwei beraubt.«

An den Kaufmannszügen

interessierten die Wegelagerer in erster Linie nicht deren Waren, die man hätte weiterverkaufen müssen, um sie zu Geld zu machen, sondern die Kaufleute selbst, für die Lösegelder verlangt wurden, manchmal sogar ›über das Vermögen‹, was die Frankfurter Bittschrift eigens hervorhebt. Außerdem ging es bei den Überfällen um das Geld, das die Kaufleute mit sich führten. Große Mengen an Münzen wurden über lange

Strecken in Kästen transportiert, an denen kunstvolle und selbst kostbare Schlösser baumelten. Diese Art Beute war besonders begehrt, ihre Wege auszukundschaften verlangte besonderes Fingerspitzengefühl. Oder auch nur gute Ohren, wenn ein zechender Fuhrknecht im Wirtshaus den Mund nicht nur mit Bier, sondern auch mit Worten zu voll nahm.

Das Auskundschaften eines geplanten Überfalls war

außerdem wichtig, um nicht an den Falschen zu geraten oder um sich keinen übermächtigen Herrn zum Feind zu machen, wenn man dessen Geleit nicht achtete. Götz wusste, wovon er redete, als er seinen Pfarrer aufschreiben ließ: »Ich hatte nämlich, immer noch nürnbergfeindlich, in Erfahrung gebracht, dass einige Wagen mit Gütern durch den Wald [...] ziehen würden. [...] Wir zogen nun ihnen entgegen und griffen sie an; sie

zeigten uns aber an, dass sie pfalzgräfliches Geleit hätten. Nun hatte ich nie gehört, dass an diesem Orte pfalzgräfliches Geleit gelte, noch gegolten hätte, sondern nur kaiserliches; denn mein ausgesandter Kundschafter hatte mir genau mitgeteilt, wie die Dinge standen. Aber der Kundschafter hatte, wie ich später erfuhr, das Maul zu weit gegen den Wirt aufgetan, so daß die Fuhrleute gewarnt waren und Geleit begehrt

hatten. Da ich nun zu der Zeit gut Pfalzgräfisch war, so ließ ich die Fuhrleute ihres Weges ziehen; denn die Pfalz war mir vieler Ursachen halber im Herzen lieb, weshalb ich denn Ihre Kurfürstlichen Gnaden stets verschonte.«

Götz von Berlichingen entführt Nürnberger Kaufleute

Anders als die kurpfälzischen Fuhrmänner kamen die nürnbergischen Kaufleute in einer Gruppe von insgesamt 95 Händlern aus verschiedenen Städten nicht mit dem Schrecken davon. Sie reisten im Mai 1512 von der Leipziger

Messe zurück, unter Geleit des Bischofs von Bamberg. Aber waffenloses Geleit, das nur auf dem Papier steht, hilft wenig gegen Feinde, die dieses Papier nicht anerkennen. Götz überfiel den Tross mit angeheuerten Reitern.

Das schnelle Rekrutieren von ›Personal‹, wenn es einmal so ausgedrückt werden darf, war unabdingbar für die akute Erhöhung der Schlagkraft bei gleichzeitiger Schonung der Kasse. Die Knechte wurden oft

mitsamt den Pferden
angeheuert. Ein Mann mit
einem Ross war ein
›einspänniger Knecht‹.
Angeheuerte Anführer, denen
man vertrauen zu können
glaubte oder die sich bei einem
vorhergehenden Zug bewährt
hatten, brachten eigene Leute
mit oder rekrutierten im
Auftrag weitere Kämpfer.
Waffen und Schutzkleidung
waren in der Regel Sache der
Kämpfer, ähnlich wie bei den
gleichfalls nicht einheitlich

uniformierten Landsknechten der großen Herren.

Götz umstellte die Kaufleute und versuchte, die Nürnberger unter ihnen herauszufinden. Schließlich ließ er zwei Drittel der Gruppe laufen und verschleppte die übrigen. Er sei so »ehrlich« gewesen, meinte er im Rückblick, dass er »nur von ihnen nahm, was Nürnbergisch war; deren waren ungefähr dreißig, welche ich am Montag nach unseres Herren

Auferstehungstage des Morgens früh zwischen acht und neun Uhr gefangen nahm und mit ihnen den Dienstag, die folgende Nacht und den Mittwoch hindurch weiterritt.«

Geiseln versteckte man möglichst nicht in den eigenen Burgen, sondern in denen verbündeter Ritter. Außerdem wurden die Gefangenen immer wieder ›umverlegt‹, je nachdem, wie lange sich die Verhandlungen um die Lösegeldzahlungen hinzogen.

Ein Nürnberger Patrizier war Gold wert. Es konnte aber auch passieren, dass die erbberechtigte Verwandtschaft eines entführten Kaufmanns die angedrohte Ermordung der Geisel zwar herzlich bedauerte, aber geldlich nicht verhindern wollte. Bei immer wieder verzögerten Lösegeldverhandlungen konnte es klüger sein, dem Gefangenen eine Gelegenheit zur Flucht zu geben. So entging man wenigstens der

Verlegenheit, die Geisel, die ihrer Familie nichts wert war, weiter durchfüttern oder tatsächlich ermorden zu müssen. Und nicht jeder Raubritter war ein Sadist wie Thomas von Absberg, ebenfalls in Fehde mit den Nürnbergern. Ihm machte es ein ›ehrliches‹ Vergnügen, seinen Opfern eigenhändig die Finger abzuschneiden, bevor er sie und ihre Finger in die Stadt zurückschickte. 1520 wurde die Reichsacht über ihn

verhängt.

Götz verfiel bereits im Juli 1512 nach dem Überall auf die 95 Kaufleute der Reichsacht, was der Räuber im Harnisch rückblickend als geschäftsschädigend kommentierte: »Durch diese Verhinderung meiner Anschläge durch Seine Majestät erwuchs mir ein Schaden von mehr als zweimalhunderttausend Gulden«. Die Acht wurde zwei Jahre später gegen die Zahlung

einer hohen Summe – auch eine Art ›Lösegeld‹ – wieder aufgehoben, jedoch bereits 1518 erneut verhängt. Es kam zu mehreren Inhaftierungen, die Götz alle recht unbeschadet überstand, genau wie seine dubiose Feldhauptmannschaft im Odenwalder Bauernheer 1525, seinen Dienst in der kaiserlichen Truppe 1542 gegen die Türken und 1544 gegen Frankreich. Während Absberg wie irgendein Bandit von einem ›Mitstreiter‹

erstochen wurde, starb Götz, getröstet von dem Pfarrer, dem er seine *Lebensbeschreibung* diktiert hatte, mit 82 Jahren im Bett. Zeitreisende können sein Grabmal im Kreuzgang von Kloster Schönthal aufsuchen und ihm ins steinerne Gesicht blicken. Links neben seinem Kopf hängt der Gekreuzigte, und er selbst legt fromm und unversehrt die steinernen Fingerspitzen aneinander, die im Leben zu einer Hand aus Fleisch und Blut und zu einer

aus Eisen gehört hatten.

82 Jahre war uralt für die damalige Zeit – und kommt einem heute etwas suspekt vor bei einem ›Kriegsmann‹, der gern die Eisenhand auf den Tisch haute und damit prahlte, unentwegt im Kampfgetümmel gestanden zu haben, Landfrieede hin oder her. Seine Hand übrigens verlor er nicht im ›ritterlichen Streit‹ Mann gegen Mann, auf den der Burgadel so viel Wert legte. Der Überfall auf Kaufleute ist

kein ritterliches Turnier und die Aufstellung gepanzerter Reiter zur Schlacht auch nicht. Götzens Hand wurde zerfetzt durch die Splitter des Knaufs seines in der Scheide steckenden Schwertes, den eine Kugel aus einem Feldgeschütz getroffen hatte. Der Knauf rettete ihm das Leben und nahm ihm dafür die Hand.

Lob der Obrigkeit

Die Stühle sollen nicht auf die
Bänke steigen, und mit Herrn
ist nicht gut Kirschen essen.
»Wann die Stüle auff die
Bencke steigen, so wirdts nicht
guot«, erklärte der
humanistische
Sprichwortsammler und -
deuter Johannes Agricola:
»Wann der Knecht über den

Herren regiert, so ist ein
verkehrt Ding, Stühle stehen vor
den Bencken und von den
Stühlen steigt man auf die
Bencke, Darum sind Stühle
diener, unerfarne und
ungeübte Leute, Bencke sind
Rathsleute und
Wundermänner, Die von Gott
versehen sind zum Regiment
und andern vor zu sein.«
Deshalb soll man »mit Herrn
nicht Kirsschen essen«, warnte
Luther, »sie werfen einen mit
den Stilen«. Das ist die ›Moral

von der Geschicht<, wie sie in
einer seiner zu Lebzeiten nicht
veröffentlichten Fabeln erzählt
wird: »Ein Lewe, Fuchs und
Esel iagten mit einander und
fiengen einen Hirs. Da hies der
Lewe den Esel das Wilpret
teilen. Der Esel macht drey
Teil, des ward der Lewe zornig
und reis dem Esel die Haut
ueber den Kopff, dass er
blutrünstig da stund. Und hies
den Fuchs das Wilpret teilen.
Der Fuchs sties die drey Teil
zusamen und gab sie dem

Lewen gar. Des lachtet der
Lewe und sprach, Wer hat dich
so leren teilen? Der Fuchs
zeigt auff den Esel und
sprach, Der Doctor da im
rotten Parret.«

Bei Erasmus Alberus, der den
Druck seiner Fabeln erlebt hat,
heißt es in der 47sten Fabel in
der Ausgabe von 1550: »Es
dunckt mich nicht, dass solchs
sey recht, / Dass einr Herr ist,
der ander Knecht, / Dass einr
ist arm, der ander reich, / Gott
hett uns auch wol alle gleich /

Gemacht, da er am machen war«. Zeitreisenden, die dem übereilt zustimmen, sei nicht verschwiegen, dass es bei Alberus wieder ein Esel ist, der so spricht.

Im politischen Fabelzoo gibt es aber auch Wölfe. In solche verwandelt, dem Braunschweiger Zollschreiber Hermann Bote **Hinweis** zufolge, zu viel Freiheit die Untertanen: »Ihr Oberen in den Städten, seid vorsichtig, haltet Eure Untersassen in Zwange, laßt

ihnen nicht ihren freien Willen:
freier Wille und ungestrafte
Übeltat machen schlaubissige
Wölfe aus ihnen.« Wir hätten
den Himmel auf Erden und
würden uns nicht aufs Jenseits
freuen, vermutete Luther,
wenn alle schön gehorchten:
die Bauern den Fürsten,
Mägde und Knechte der
Herrschaft, die Frauen den
Männern: »Wenn diese Welt so
voll von Eintracht, Frieden und
Gerechtigkeit wäre, daß der
Bauer dem Fürsten

allenthalben gehorsam wäre, das Gesinde dem Herrn, das Weib dem Manne, so würde sich niemand ins künftige Leben sehnen.«

Aber ohne Gewalt kein Gehorsam. Das »weltliche Reich, welches nichts als des göttlichen Zornes Diener über die Bösen und ein rechter Vorläufer der Hölle und des ewigen Todes ist, soll in seinem Amt und Werk nicht barmherzig, sondern streng, ernst und zornig sein. Denn

sein Handwerkszeug ist nicht ein Rosenkranz oder ein Blümlein von der Liebe, sondern ein nacktes Schwert.« Überhaupt darf man »dem Pöbel nicht viel pfeifen, er ist sonst gern toll, und es ist billiger, ihm in solchem Fall zehn Ellen abzubrechen, als eine Hand breit, ja einen Finger breit einzuräumen. Und es ist besser, daß ihnen die Tyrannen hundertmal Unrecht tun, als daß sie den Tyrannen einmal Unrecht tun. Denn

wenn ja Unrecht gelitten sein soll, so ist vorzuziehen, es von der Obrigkeit zu leiden, als daß es die Obrigkeit von den Untertanen leide. Denn der Pöbel hat und weiß kein Maß und in einem jeglichen stecken mehr als fünf Tyrannen. Nun ist besser von einem Tyrannen, das heißt von der Obrigkeit, Unrecht leiden als von unzähligen Tyrannen, das heißt vom Pöbel Unrecht leiden.« Und wenn Gott »aus dem Herzen des Volkes Furcht

und Ehrerbietung vor der
Obrigkeit wegnimmt, dann
wird es aufsässig.« So wie
Kohlhase, der Heringshändler.

Martin Luther schreibt Hans Kohlhasse einen Brief

Hering, Honig und Speck – das waren die Kostbarkeiten, mit denen der in Cölln an der Spree ansässige Hans Kohlhasse handelte, und die ›Kostbarkeiten‹ sind durchaus nicht ironisch gemeint. Der Hering hatte die Hanse groß

gemacht **Hinweis**; der Honig war, bis später der Rohrzucker tausendtonnenfach über die Meere kam, als Handelsgut attraktiv genug, um von einem reichen Mann wie Lucas Cranach in das Sortiment seiner Wittenberger Apotheke aufgenommen zu werden; und was den Speck betrifft, lässt die Wendung von der Wurst, die man nach der Speckseite wirft, ahnen, wie begehrt diese Fettpakete in einer Zeit waren, als Übergewicht das Privileg

von Fürsten (dann gern mit dem Beinamen »der Starke« versehen), Päpsten (wie dem feisten Leo X.) und Patriziern gewesen ist.

Im Oktober 1532 beschlagnahmten Leute des Junkers Günther von Zaschwitz auf Kohlhasens Handelsreise zur Leipziger Messe zwei Reitpferde. Der Vorgang und die danach einsetzende zunächst juristische, dann gewalttätige Eskalation ist nicht eindeutig rekonstruierbar

Hinweis

. Im März 1534 erklärte Kohlhasse dem Kurfürsten von Sachsen die Fehde. Ob eine Brandstiftung im Wittenberger Marktviertel am 9. April von ihm verübt wurde, bleibt so unbeweisbar wie ein geheimes Vorsprechen bei Luther. Allerdings gibt es einen Brief Luthers vom 8. Dezember 1534, der an Kohlhasse gerichtet ist – vermutlich, denn der Name ist nicht genannt. In diesem Brief wird ein Recht auf Selbstjustiz in jeder Form und

unter allen Umständen zurückgewiesen: »Was recht ist, sagt Moses, sollst du gerecht verfolgen; Unrecht wird durch ander Unrecht nicht zu Recht gebracht. Nur ist Selbstrichter sein und Selbstrichten gewißlich unrecht, und Gottes Zorn läßt es nicht ungestraft. Was Ihr mit Recht ausführen mögt, das tut ihr wohl; könnt ihr das Recht nicht erlangen, so ist kein ander Rat da, denn Unrecht leiden.«

Die Zurückweisung des Fehderechtes im Interesse von Ordnung und Friede hat Kohlhasse nicht abgebracht von seinem Rachefeldzug, bei dem es sich eher um Räubereien, Überfälle und Entführungen handelte, meistens mit einer Gefolgschaft von nur wenigen Mann. Gleichwohl stellte er etwas infrage, das Zeitreisende manchmal zu schätzen vergessen, so sehr sind wir (zum Glück) in unserer Welt- und Zeitgegend daran

gewöhnt: das Gewaltmonopol, heute staatlich legitimiert und organisiert und damals nur durchsetzbar vom ›nackten Schwert‹ der weltlichen Obrigkeit, von dem Luther geschrieben hatte. Dieses Schwert war scharf, aber der Arm, der es führte, häufig zu kurz. Kohlhasse konnte sein Unwesen deshalb so lange treiben, weil der Kurfürst von Brandenburg das Marodieren auf dem Territorium des Kurfürsten von Sachsen

duldete. Kohlhasse machte allerdings Fehler, die Götz von Berlichingen sorgfältig zu vermeiden wusste. Er verübte Untaten auch unter jener Hand, die über ihn gehalten wurde. So überfiel er eine Mühle in Brandenburg, raubte sie aus und brannte sie nieder. Ob er auch einen brandenburgischen Silbertransport überfallen hat, wie oft erzählt, ist ungesichert. Es steht zu vermuten, dass er zum Aufbringen eines solchen

gut gesicherten Transports
logistisch gar nicht in der Lage
gewesen wäre. Im März 1540
wurde Hans Kohlhase
schließlich gefasst. Die Berliner
Richter brachen den Stab über
ihn, und der Nachrichter führte
ihn hinaus vor das Georgentor,
um ihm dort mit dem Rad die
Knochen zu brechen.

*Des heyiligen
Römischen Reichs
peinlich gerichtss
ordnung*

»Zum rade. Mit dem rade durch zerstossung seiner glider vom leben zum todt gericht, und fürter öffentlich darauff gelegt werden sollen.« So heißt es in den Paragraphen über die Todesstrafe in der *Constitutio*

Criminalis Carolina, der 1532 von Kaiser Karl V. erlassenen *peinlich gericht's ordnung*. An weiteren Lebensstrafen werden genannt: »Zum fewer«, »Zum schwert«, »Zu der viertheylung« Hinweis, »Zum galgen«, »Zum ertrencken«, »Vom lebendigen vergraben«. Nach dem Abschnitt über das Lebendigbegraben und Pfählen folgen zwei Strafschärfungen, denn die Hinrichtung, selbst die grausamste, sollte durch die Schmerzen, die dem Tod

vorausgingen, noch gesteigert werden können: »Vom schleyffen. Item wo durch die vorgemelten entlichen urtheyl eyner zum todt erkennt, beschlossen würde, daß der übelthätter an die richtstatt geschleyfft werden soll, So sollen die nachfolgenden wörtlin an der ander urtheyl, wie obsteht, auch hangen, also lautend, Und soll darzu auff die richtstatt durch die unvernünfftigen thier geschleyfft werden.« – »Vom

reissen mit glüenden zangen. Item würde aber beschlossen, daß die verurtheylt person vor der tödtung mit glüenden zangen gerissen werden solt, so sollen die nachfolgenden wörter weither inn der urtheyl stehn, also lautend, Und soll darzu vor der entlichen tödtung öffentlich auff eynen wagen bis zur richtstatt umbgeführt, und der leib mit glüenden zangen gerissen werden, nemlich mit N. griffen.«



Das Tableau von 1508 fasst die vielfältigen Leibes- und Lebensstrafen mit ihrer abgestuften Grausamkeit zusammen.

Mit den nachfolgenden
wörtlin< und wörtern im

urtheyl« war gemeint, dass die Schärfungen im Richterspruch präzise formuliert werden sollten, bis hin zu den »N. griffen«, der genau festzulegenden Anzahl der Zangenrisse. Diese juristische Detailliertheit war ein bedeutender Fortschritt in Richtung einer uns heute selbstverständlich erscheinenden Gesetzgebung mittels geschriebener, mithin nachles- und nachprüfbarer Gesetzbücher. Das traditionelle

Gewohnheitsrecht, das immer auch Willkürrecht war, sollte abgelöst werden von einem gesetzten und geschriebenen Recht, das im Idealfall unabhängig zu sein hatte vom Ermessen der Richter, vom Einfluss lokaler Obrigkeiten und vom Eingreifen mächtiger Herren in den inneren Ablauf des Strafprozesses und in den äußeren Vollzug der Strafe.

Sich das in der Folterkammer vorzustellen fällt schwer. Aber auch dort sollte nicht

willkürlich gepeinigt, sondern
rechtsförmig ›befragt‹ werden.
Die Tortur galt der Rechtsidee
nach als Instrument der
Wahrheitsfindung, obwohl es in
der blutigen Wirklichkeit
außerhalb der Bücher zu
Nachlässigkeiten und
Übergriffen, zu
Verschärfungen und
Unschärfen, zu primitiv sich
austobender Gewalt der
Folterknechte und zu
raffiniertem Sadismus der
protokollierenden Richter kam.

Rechtstatsachen sind keine
Gesetzbücher, aber die
Gesetzbücher trugen auf lange
Sicht doch dazu bei, das Recht
tatsächlich werden zu lassen.
Und das Durchdringen von
Recht und Gesetz mit
Formalien verdient Achtung
statt der Verachtung, die wir
ihnen, von eben diesen
Formalien geschützt, so leicht
und leichtfertig
entgegenbringen.

Die *Carolina* ist ein
furchtbares Gesetzbuch, aber

sie war wenigstens eines. Ihre Gültigkeitsdauer allerdings jagt einem Schauer des Entsetzens über den Rücken. In Kraft gesetzt gegen Ende der Lutherzeit, war sie gegen Ende der Goethezeit immer noch geltendes Recht. In Sachsen-Weimar wurde sie 1819 aufgehoben, in Sachsen-Gotha 1829.

Die Zeit um 1500 gilt als die erste wichtige Kodifizierungsepoche in der deutschen Rechtsgeschichte,

der zweite große Entwicklungsschub folgte erst im Zeitalter der Aufklärung. 1499 trat die *Tiroler Halsgerichtsordnung* in Kraft, 1506 die *Radolfzeller HGO*, 1516 die *Brandenburgische HGO*, 1535 die *Hessische HGO*. Von besonderer Bedeutung war die *Bambergische HGO* (*Bambergensis*) von 1507. Ihr Verfasser, Johann Freiherr von Schwarzenberg, genannt »der Starke«, hatte als fränkischer Ritter in seiner Jugend das

›Hauen und Stechen‹ gelernt,
aber kein Latein. Das
Gesetzbuch wurde auf Deutsch
geschrieben, ebenso wie eine
Vorfassung der *Carolina*, die
Schwarzenberg in den 1520er-
Jahren herstellte.
Schwarzenberg stand im
Dienst des Bischofs von
Bamberg, einem der Feinde
des Götz von Berlichingen, der
das alte Fehderecht sicher
nicht durch ein neues
Gesetzbuch eingeschränkt
sehen wollte.

Die *Bambergensis* steckt wie die *Carolina* gewissermaßen bis zu den Schultern in der mittelalterlichen Auffassung der Strafe als Vergeltung. Schwarzenberg hatte die Hände nicht frei, um gesetzgeberisch nach der Zukunft zu greifen, in der die Abschreckung und die ›Besserung‹ (›Resozialisierung‹ würden wir heute sagen) zu den wichtigsten Zwecken der Strafe wurden. In der Auffassung des Strafprozesses

allerdings leiteten die
Gesetzbücher jene Wende vom
Akkusations- zum
Inquisitionsprozess ein, dessen
Grundsätze noch heute unserer
Strafprozessordnung zugrunde
liegen. Im Unterschied zur
mittelalterlichen
Rechtsordnung, in der zwei
Kontrahenten einander vor
einem Richter beklagten, also
ein juristisches Duell,
manchmal sogar einen
physischen Zweikampf
austrugen, wurde jetzt die

Urteils- und die Wahrheitsfindung zur Sache des Richters (den Staatsanwalt kennt die *Carolina* noch nicht), und zwar bei schweren Delikten auch dann, wenn der Geschädigte auf eine Strafverfolgung verzichten mochte. Die Verletzung an Leben, Leib und Gut eines Untertanen war nun zugleich eine Verletzung der herrschaftlichen Macht, später derjenigen des Staates, der den Untertan zu schützen

hatte.

Der Preis der rechtlichen und
richterlichen Stärkung
herrschaftlicher Macht war die
Gefahr, dass sie zur Übermacht
ausartete, was denn auch
immer wieder geschehen ist.
Der Preis für die gerichtliche
Wahrheitsfindung, die
Indizienbeweise ohne
Geständnis nicht anerkannte,
war die Institutionalisierung
der Folter zum Rechtsmittel.
Die Tortur hatte das
Geständnis zu erbringen und

zu erzwingen, wenn ein Angeklagter, der als überführt galt, das Geständnis ›böswillig‹ verweigerte oder sich bei Vernehmungen zum Tathergang oder zu Mittätern ›widerspenstig‹ zeigte. Ein unter der Folter abgelegtes Geständnis war jedoch nicht rechtsgültig und musste nach der Folter wiederholt werden. Der entsprechende Paragraf in der *Carolina* lautet: »Item die peinlich frag soll nach gelegenheyt des argkwons der

person, vil, oft oder wenig,
hart oder linder nach ermessen
eys guten vernünftigen
Richters, fürgenommen
werden, und soll die sag des
gefragten nit angenommen
oder auffgeschrieben werden,
so er inn der marter, sondern
soll sein sag thun, so er von der
marter gelassen ist.«

Für den Angeklagten, der
nach dem Widerruf eines
erfolterten Geständnisses
damit zu rechnen hatte, erneut
der Tortur ausgesetzt zu

werden, war diese Regelung in vielen Fällen bedeutungslos, nicht aber für die historische Entwicklung des Strafprozesses zu einem formal in allen Einzelheiten geregelten Verfahren. Zur Formalisierung und Entwillkürlichung der ›peinlichen Frage‹ selbst gehört eine Regelung, die auf uns wie zynisch verdrehte Rücksichtnahme wirkt, jedoch aus der Absicht erfolgte, die Gewalttätigkeit des Büttels

einzuhegen, zu überwachen
und auf das zu beschränken,
was für die Wahrheitsfindung
(in Wahrheit für die
Geständniserpressung) als
unbedingt notwendig erschien:
»Item ob der beklagt geuerlich
wunden oder ander scheden an
seinem leib hett, so soll die
peinlich frag dermassen gegen
jm fürgenommen werden,
damit er an solchen verwunden
oder scheden am minsten
verletzt würde.«

Verlassen wir die

Folterkammer mit der
schockierenden Erkenntnis,
dass man sich bei der Arbeit
am Fortschritt die Finger nicht
nur schmutzig, sondern auch
blutig machen kann. Unter den
Zeitgenossen erinnerten die
skrupulöseren einander an den
Tag, an dem auch die Richter
gerichtet werden. Ein
Holzschnitt der *Bambergensis*
zeigt das Jüngste Gericht. Die
Posaunen ertönen, und
Christus teilt mit der
segnenden Rechten und der

verdammenden Linken die aus den Gräbern steigenden Menschen in die, denen der Himmel offensteht, und in jene, die der Teufel holt. Auf einem Schriftband über der Szene ist zu lesen: »In dem urteil darinnen ir urteilt werdet ir geurteilt.«

Reisläufer und Landsknechte

Sich schon zu Lebzeiten »mit Haut und Haar dem Teufel und dem Elend verschrieben« zu haben war das Los der Landsknechte, jedenfalls in der fingierten *Soldatenbeichte*, in die der feinsinnige Erasmus von Rotterdam seine Kritik des Krieges kleidete. Je weniger

Geld einer im Beutel hat, desto mehr Herz hat er im Leib. »Die Hoffnung, ich könnte mir die Taschen füllen, hatte mich mutig gemacht.« Und Sebastian Franck erinnerte im *Kriegsbüchlein* seine Zeitgenossen daran, »durch was Leut« der K,rieg geführt werde, »nemlich durch eytel brenner, reuber, moerder, unkeusch leut, spieler, sauffer, Gotslestrer, schendlich soldner (dene ein kleyner gewin lieber dan die edel gab des lebens ist)

und allerley bösen
henckermessigen lotterbuben«. Der Söldner droht seine Mitmenschen zu verderben und ist selbst verdorben. »Landsknechte sind unter Menschen wie Bücklinge unter Heringen«, sagte Luther bei einer seiner Tischreden nach dem Essen. »Ein verdorbener Hering gibt einen Bückling. Und was sonst zu nichts taugt, gibt einen Kriegermann.«

Als Prototyp des Söldners entwickelte sich seit dem

letzten Drittel des 15. Jahrhunderts der Schweizer Reisläufer Hinweis. Diese Kämpfer, von Armut aus den Bergtälern getrieben, galten als tapfer und wegen ihres landsmannschaftlichen Zusammenhalts als nahezu unbesiegbar. Ausgerechnet ihre gegen Kaiser und Reich erkämpfte Selbstständigkeit machte sie bei reichsinternen Konflikten und Feldzügen für alle Seiten als Mietsoldaten brauchbar. In der jeweiligen

Streitsache ohne eigenes politisches Interesse, gingen sie persönlich nur nach Sold und Beute. Sie kämpften in kaiserlichen Heeren, und sie kämpften gegen kaiserliche Heere. In der Schlacht von Pavia am 24. Februar 1525 zwischen dem französischen König Franz I. und Kaiser Karl V. kämpften auf französischer Seite 8000 Schweizer in einem Heer von 26000 Mann. Franz verlor die Schlacht, wurde gefangen genommen, kam

später wieder frei und führte weitere Kriege gegen den Kaiser. Knapp zwei Jahrzehnte nach Pavia warb er 18000 Schweizer Reisläufer an.

Die erstmals im Auftrag Kaiser Maximilians zusammengestellten deutschen Landsknechtsheere mit Rekrutierungsgebieten in Bayern, Franken und Schwaben bauten auf den Erfahrungen der Schweizer auf. Die Heeresstärken waren mitunter beachtlich. Gegen

Ende des Schmalkaldischen Krieges verfügte der Bund über rund 40000 Knechte und 8000 Reiter. Das Heer des Kaisers hatte etwas über 30000 Knechte und 5000 Reiter.

Die Söldner wurden für einzelne Feldzüge angeheuert. Das galt nicht nur für das Fußvolk, sondern auch für Krieger aus dem Adel, die sich samt Pferden, Proviant, Waffen und eigenen Kontingenten an wechselnde Kriegsherren

verdingten. Einer dieser Söldnerunternehmer in wechselnden Diensten war Schertlin von Burtenbach, der Mann, der bei der Plünderung Roms 1527 den Papst gefangen nahm.

Der gewöhnliche Sold eines einfachen Landsknechts war etwa doppelt so hoch wie der Verdienst eines städtischen Tagelöhners. Hinzu kam die Aussicht auf Schlachtsold und Beute. Der Extrasold nach einer gewonnenen Schlacht

und nach dem Erstürmen einer Burg oder einer mauerbewehrten Stadt belief sich in der Regel auf einen Monatssold. Bei Zehntausenden von Kämpfern kamen schnell große Summen zusammen. Kein Wunder, dass die Kriegsherren und ihre Pfennigmeister die Zahlungen herunterzurechnen oder ganz wegzudiskutieren versuchten, etwa mit dem Argument, die Reiterei habe die Schlacht gewonnen und die

Landsknechte seien nur hinterhergelaufen. Aber diese Sparsamkeit am Mann war riskant, vor allem, wenn zwar die Schlacht, aber noch nicht der Krieg zu Ende war. Es konnte dann passieren, dass sich die Truppenteile ohne Extrasold weigerten, mit der Armee zu ziehen, und in den Feldlagern blieben. Es konnte aber auch zu offener Meuterei führen oder dazu, dass die Mannschaften in hellen Scharen davonliefen.

Andererseits kann kein Sold ausbezahlt werden, wenn die Truhen leer sind. Das lag nicht immer an fehlenden Finanz-, sondern oft an fehlenden Transportmitteln. Das Geld musste in barer Münze in die Feldlager geschafft werden, was große Wagen, Dutzende von Zugpferden und Maultieren, Eisenkisten mit schweren Schlössern und etliche Mann Bedeckung erforderte. Schiffbare Flüsse erhöhten die Chance auf

pünktliche Soldzahlungen.

Vielversprechender, wirklich sehr viel mehr versprechend, war die Aussicht aufs Beutemachen und Brandschatzen. Beim Beuten, beim »sackmann machen«, wie es im *Fortunatus* heißt, fielen die Söldner, und zwar keineswegs nur die Fußknechte, plündernd über Höfe, Dörfer und Städte her. Damit verglichen war das Brandschatzen eine geordnete Angelegenheit, die sich

allerdings nur lohnte, wenn es auch etwas zu schätzen gab und nicht bloß halb verhungerte Bauern und abgewirtschaftete Handwerker zum Ausrauben.

Beim Brandschatzen wurde eine Stadt mit dem Anzünden bedroht, was bei der Holz-und-Stroh-Bauweise auch der meisten städtischen Häuser einer nahezu völligen Vernichtung gleichkam. Die Einwohner konnten das durch die Zahlung einer Brandsteuer

abwenden. Die Höhe dieser Steuer hing davon ab, wie eigens abgestellte, häufig hochrangige Brand(schatz)meister die Wohlhabenheit der Stadt einschätzten. Die mithilfe der örtlichen Behörden eingetriebenen Gelder und Wertgegenstände wurden unter den Hauptleuten und den einfachen Söldnern nach bestimmten Schlüsseln verteilt. Es war darauf zu achten, dass die Landsknechte mindestens

für die Beute entschädigt wurden, die ihnen durch die ausgesetzte Plünderung entging. Sonst drohten Meuterei und Beutemachen auf eigene Rechnung.

Zum Beuten auf eigene Faust durch gewöhnlichen Straßenraub sanken manche Landsknechte ab, die aus einem Feldzug zu wenig mit nach Hause brachten, um die Zeit bis zum nächsten Zug zu überstehen, oder die überhaupt kein Zuhause mehr

hatten. Je älter und erfahrener ein Söldner war, desto leichter verdiente er in einem Feldzug, aber desto schwerer fiel es ihm, in das zivile Leben oder gar in das Handwerk, das er als junger Mann vielleicht einmal gelernt hatte, zurückzukehren. Die Horden beschäftigungslos im Land umherziehender Söldner beunruhigten die Zivilobrigkeit der gleichen Territorialherren, in deren militärischen Diensten sie gestanden hatten. »Der Krieg

hat ein Loch« steht auf zeitgenössischen Drucken. Sie zeigen die ratlos herumlungern den Söldner, die darauf warten, dass irgendein Herr dieses Loch wieder stopft. Überall und von jedermann wurden die »gartenden Knechte« Hinweis, wie die heer- und herrenlosen Kriegsmänner sich nannten, als das bunte Gesindel beargwöhnt, das sie oft genug auch waren. Jörg Wickram erzählt in seinem *Rollwagenbüchlein* von 1555,

es hätten die »lantzknecht, gott
verzeich mirs, einen brauch
[...], dass sie winterszeit auff
der gard umbzihen, sturmen
die armen bauren umb speiß,
brot, eyer, saltz und schmaltz;
da mueß mancher armer man
geben, es sey im lieb oder leid,
wiewol sie niemand zwingen,
bitten sie aber oft mit solchen
schimpflichen Worten, dass sie
inn mit Willen geben; denn sie
fürchten irer schüren und
stell«, haben also Angst, dass
ihnen die Scheunen und Ställe

angezündet werden, wenn sie nichts herausrücken. Auch Hans Sachs hat sich halb furchtsam, halb spöttisch einen Reim auf die Landsknechte gemacht: »Wilder Leute hab ich nie gesehen. / Ihre Kleider aus den wildsten Sitten, / Zerflammt, zerhauen und zerschnitten. / Einsteils ihre Schenkel blecken täten, / Die andern groß weit Hosen hätten, / Die ihnen bis auf die Füße hingen, / Wie die gehosten Tauber gingen.«

Gebrauchsanweisung für Spießgesellen

Ausstaffieren von Kopf bis Fuß:
Wer etwas auf sich hält, lässt ganz oben eine Straußenfeder wippen. Darunter trägt man ein Barett mit Bändern zum Festbinden und unter (!) dem Barett (manchmal auch ohne Barett) einen halben Helm, also keinen von der ritterlichen

Sorte, der das ganze Gesicht bedeckt und versteckt. Statt Barett und/oder Helm ist auch ein Filzhut in Topf- oder ein Lederhut in ausladender Uniform möglich. Helmträger sollten daran denken: Metall scheuert und macht heiße Ohren. Eine Coiffe, eine Art Haube aus Leinen oder Leder, ist wichtig.

Auch eine Gugel ist hilfreich, eine Kapuze mit Schultertuch. Die Schulter kann man mit dem Goller, einem aufliegenden

metallenen Schutzkragen, gegen Schläge von oben (oder vom Pferd herab) wappnen.

Falls man es sich leisten kann, empfiehlt sich das Tragen eines Brustpanzers, falls man sich mehr leisten kann, zusätzlich noch eine Rückenplatte, die durch Riemen mit dem Vorderteil verbunden wird. Auch Arm- und Beinschienen sind möglich. Oder von jedem etwas, ob es nun zusammenpasst oder nicht. Ein kompletter Harnisch aus

einer und noch dazu erster Hand ist jedenfalls kaum zu finanzieren, schon gar keine vollständige Rüstung mit ihren Gelenkscharnieren. Und für einen verzierten maximilianischen Harnisch müsste man mehr Beute gemacht haben, als den einfachen Gesellen mit den langen Spießen gewöhnlich zufällt. Vor einem guten Stoß mit einem solchen Speiß schützt der Harnisch übrigens nur zum Teil und vor

Armbrustpfeilen und Kugeln aus Hakenbüchsen nur dann, wenn sie aus größerer Entfernung kommen und sich ihre Durchschlagskraft vermindert hat.

Hübsch wäre eine weitärmelige Flatterbluse, ein Hemd ohne Kragen oder ein buntes Tuch um die Schulter. Darunter ein Wams mit langen Ärmeln, das mit Bändern an die Strumpfhosen genestelt wird. Wer einen Panzer oder Teile davon hat, trägt das über dem

Wams.

Die Strümpfe oder Strumpfhosen sind farblich voneinander abgesetzt horizontal oder vertikal geteilt. Das kann auch für die Schamkapsel, das Schneckenhaus, übernommen werden. Die Kugeln mit viel Luft dahinter wölben sich nicht nur unter den Harnischen der adeligen Herrn. Auch bei gewöhnlichen Kriegsmännern ist sie gewissermaßen das Zentrum des gesamten

Auftretens, das manche gockelhaft nennen. Dabei trägt man doch gar keine Hahnenfedern auf dem Kopf, sondern Federn von Strauß oder Pfau.

Wem die anliegenden Röhren- und Strumpfhosen zu eng (und vielleicht die Waden zu dünn) sind, kann Pluderhosen anziehen. Sie müssen unbedingt geschlitzt und mit farbigen Einsätzen versehen sein. Es sind auch halbe Pluderhosen möglich,

also weite Hosen an einem Bein, eng liegende am anderen oder pludernd an den Ober- und eng an den Unterschenkeln. Wer schon lange keine Beute mehr gemacht und seine Pluderhosen versetzt oder verspielt hat, kann sich mit einem Rock behelfen, einem um den Leib geschlungenen bunten Stofffetzen über nackten Waden. Viel Ehre legt das aber nicht ein.

Zum Schluss legt man die

Kuhmäuler an, Schuhe mit flachen Absätzen und breiten Vorderkappen, damit genug Platz ist, wenn sich im Kampf die Zehen spreizen. Der Rist ist offen, ein darüber laufendes Lederband, gern mit großen Schnallen verziert, hält den Schuh. Statt in Kuhmäulern kann man auch gestiefelt gehen, wie es die Leute im Tross bevorzugen.

Zu den Waffen: Berittene, also die Reisigen, tragen Rüstungen, die ›nur‹ noch 25

Kilo wiegen und aus Dutzenden von beweglich verbundenen Einzelteilen bestehen. Der Bauernkrieg hat bewiesen, dass die Reiterei den meistens bloß mit kurzen Sauspießen bewaffneten aufständischen Fußtruppen weit überlegen war, solange die Reiter diszipliniert operierten. Die Vorstellung, die schlaunen Bauern hätten mit ihren Haken die Herren in den Ritterrüstungen vom hohen Ross geholt und dann am

Boden geknackt wie Krebse, ist
völlig abwegig. Die
Verlustzahlen erzählen eine
andere Geschichte. Tausenden
von abgestochenen
Bauernsoldaten entsprach eine
Handvoll gefallener Reisige.
Jedenfalls ist die Hitze ein
gefährlicherer Feind als der
Bauer. Ritter Götz erzählt: Es
»war ein so heißer Tag, dass
uns mehr Leute erstickten als
überhaupt getötet wurden.«
Bei anderer Gelegenheit heißt
es, an einem »Tage erstickten

vor allzugroßer Hitze drei burgundische Kürassiere und einige Reiter [...]; sie fielen von den Pferden herab, als ob sie betrunken wären, wiewohl sie selbigen Tages keinen Wein gesehen hatten.«

Als einfacher Fußknecht trägt man vier, fünf, mitunter sogar sechs Meter lange federnde Spieße mit Schäften aus Eiben- oder Eschenholz und Spitzen aus Eisen. Die etwas über zwei Meter langen Hellebarden mit Stoßspitzen

und Beilen und Haken an den
Seiten werden von
kämpfern, den
sogenannten ›probierten
Knechten‹ geführt. Sie können
dann der feindlichen Reiterei
tatsächlich gefährlich werden.

An Hau- und Stichwaffen sind
hervorzuheben der Bihänder,
ein beidhändig zu führendes,
anderthalb Meter langes
Schwert. Es ist so schwer, dass
es über der Schulter getragen
wird. Auch der etwas kleinere
Eineinhalbhänder liegt über

der Schulter. Für den einfachen Fußknecht kommt aber nur der Katzbalger infrage, ein Kurzschwert mit siebzig Zentimeter langer Klinge für den Nahkampf. Dazu kommt ein Dolch, bei dem Klinge und Griff aus einem Stück geschmiedet sind.

Mit Schusswaffen hat das gewöhnliche Fußvolk nichts zu tun. Waffen und Munition sind kostbar, kostbarer jedenfalls als ein einfacher Soldat. Die Arkebuse ist eine Hakenbüchse

mit Luntenschloss. Der Haken an der Unterseite der Büchse mildert den Rückstoß, wenn die Waffe beim Feuern aufgelegt wird. Das Laden erfolgt von vorn und dauert einige Minuten, in denen Armbrustschützen weiter ihre Pfeile verschießen können. Der Schuss wird ausgelöst, indem eine brennende Lunte an eine Pulverpfanne gehalten wird.

Hakenbüchse und Armbrust bleiben parallel im Einsatz, erst die Einführung der Musketen

seit Mitte des 16. Jahrhunderts wird die Armbrustschützen verdrängen. Die Hakenbüchse hat eine Reichweite von annähernd 300 Metern. Auf diese Entfernung durchschlagen aber die Kugeln einen Harnisch nicht mehr. Beim Zielschießen muss die Arkebuse auf eine Stützgabel gelegt werden.

Generell aufzulegen beim Feuern sind die großkalibrigen, von vorn zu ladenden Wallbüchsen. Sie mögen beim

Festungsturm helfen, beim
Getümmel auf dem
Schlachtfeld sind sie
unbrauchbar.

Im Gewalthaufen: Das ist eine
defensive, auch Igel genannte
Formation, die von Schweizer
Reisläufern entwickelt wurde.
Bis zu 6000 Söldner stellen
sich in Reihen, die ein Quadrat
oder einen Kreis bilden. Die
Außenreihen richten die
Langspieße nach vorn (Igel),
die Innenreihen nach oben. Die
Fahne mit ihrem Träger, dem

Fähnrich, befindet sich in der Mitte, ebenso der befehlshabende Hauptmann. Die Reiterei kann gegen einen Gewalthaufen nahezu nichts ausrichten. Der Einsatz der neu aufkommenden Feldartillerie wirkt sich allerdings katastrophal auf die Menschenmassierung aus.

Zusammenrotten: Die Rotte ist die kleinste Kampfeinheit und hat durchschnittlich zehn Mann, es können aber auch weniger sein, selten mehr. Sie

wird von einem gewählten Rottmeister befehligt. Als Orientierungsregel kann man sich merken: Eine Hälfte der Rotte besteht aus Spießträgern, die andere aus Hellebardieren und ein oder zwei Büchenschützen.

Aus Rotten setzt sich das Fähnlein zusammen, die in sozialer wie symbolischer Hinsicht wichtigste militärische Einheit. Die Zusammensetzung erfolgt oft nach landsmannschaftlicher

Zugehörigkeit. Das erhöht die
Binnensolidarität und damit
den Kampfdruck im Feld, aber
auch die Bereitschaft zum
Meutern, wenn die
Verpflegung zusammenbricht
und der Sold ausbleibt.
Fähnlein können ein paar
Dutzend, aber auch drei- oder
vierhundert Mann umfassen, je
nachdem, wer das Kontingent
stellt. Mittelpunkt der
symbolischen Ehre ist die
Fahne, der jedes Mitglied eines
Fähnleins mit einem Eid zu

huldigen hat. Der (meist adelige) Fähnrich darf die Fahne um keinen Preis in die Hand des Feindes fallen lassen, lieber soll er es zerreißen. Etwa ein Viertel der Männer eines Fähnleins sind Doppelsöldner mit Kampferfahrung und besserer (von ihnen selbst gestellter) Ausrüstung. Sie erhalten doppelt so viel Sold wie der einfache Fußknecht. Weitere Instanzen auf Fähnleinebene sind der Hauptmann und sein

Leutinger (Stellvertreter), der Feldweibel und das Spiel, bestehend aus einem Trommler und einem Pfeifer.

Die Fähnlein bilden den Haufen **Hinweis**. Die wichtigsten Instanzen sind der Obrist, sein Locotenent (Stellvertreter) und die Trabanten, die als Leibwache fungieren, mitunter aber auch als eine Art Stab. Wichtig im Haufen sind des Weiteren der Profoss, eine Art Polizeichef, und der Pfennigmeister als Verwalter

der Kriegskasse.

Im Tross: Man denkt beim Tross zuerst an die Marketenderin, die Mann küssen darf, wenn er den Kuss bezahlen kann. Es gibt jedoch auch Marketanden, mitziehende Händler. Die Wäscherin und Köchin, Wams- und Topfflickerin, Schnapshändlerin und Lagerhure gilt als lebens- und überlebenskluges Kriegsweib der Söldnerheere, seit Grimmelshausen hundert Jahre

nach der Lutherzeit seiner Mutter Courage des Dreißigjährigen Krieges ein Denkmal gesetzt hat. Doch sollte diese literarische Figur eher als Sinn- denn als Abbild verstanden werden. Die im Tross mitziehenden Frauen müssen couragierte ›Weibsbilder‹ sein, aber meistens hat ›das Leben‹ sie hierher verschlagen, nicht die eigene Wahl. Und so wenig wie die Männer im Haufen ihre eigenen Herren, sind sie im

Tross ihre eigene Frau. Ihr Dasein ist arm, schmutzig, brutal und kurz. Beim Plündern der Dörfer tragen sie den Bauernweibern die Töpfe aus dem Haus, aber bekommt der Krieg ein Loch, sinken sie, so sie jung genug sind (oder geschickt genug, ihr Alter zu kaschieren), rasch zu städtischen Gassenhuren ab. Nicht umsonst wird der Trossoffizier, von dem sie beaufsichtigt werden, als ›Hurenweibel‹ bezeichnet, als

Feldwebel der Lagernutzen.

Die Oberaufsicht über den Tross hat der Trossweibel, die Aufsicht über den Lagermarkt der Profoss. Dann gibt es noch den Proviant- und den Quartiermeister. Es ist anzuraten, sich mit diesen Offizieren gut zu stellen, denn von der Verpflegung hängt vieles ab.

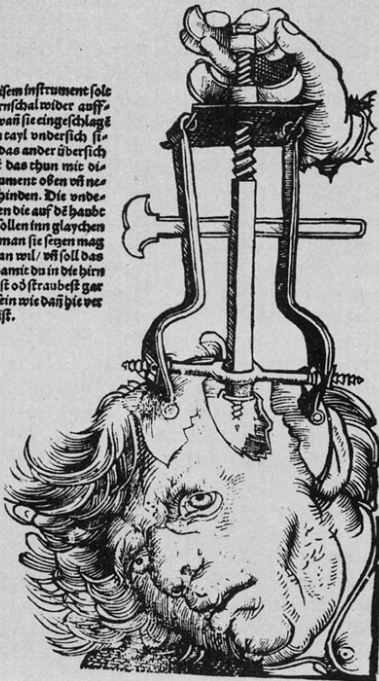
Zum Tross gehört alles, was mit Versorgung und Transport zu tun hat, auch das Lazarett. Dem Feldscher sollte man

allerdings besser nicht in die Hände fallen. Im *Feldtbuch der Wundartzney* von Hans von Gersdorff zeigt »Der verwundete Mann« holzschnittartig, was einem alles passieren kann: Keule an der Schläfe, Messer in der Stirn, Kurzschwert in der einen, Kampfbeil in der anderen Schulter, Pfeil im Rücken, Speer im Bauch, Pfeile in den Schenkeln, Lanze im Fuß. Wie die Gliedmaßen der Verwundeten abgesägt

werden, zeigen die
Holzschnitte auch. Schon auf
dem Titelblatt sprudelt
koloriert das Blut in die Schale,
während im Hintergrund die
Flammen aus einer siegreich
erstürmten Burg schlagen.

Vnn den hauptwunden.

¶ Mit diesem instrument sole
du die hirnſchal wider auff-
ereyben wann ſie eingeschlagē
iſt/ vñ ein eayl vnderſich ſi-
het/ vñ das ander überſich
vñ magſt das thun mit die-
ſem instrument oben vñ ne-
ben oder hinten. Die vnde-
ren lappen die auf de hant
ſtecken die ſollen inn glaychen
geen das man ſie ſetzen mag
waßin man wil/ vñ ſoll das
ſtrüblin danc du in die hirn-
ſchal boreſt od ſtraubeſt gar
ſcharpff ſein wie dan die ver-
zeychnet iſt.



Das Feldtbuch der Wundartzney
zeigt, wie Knochenteile aus einem

eingeschlagenen Schädel zu holen
sind.

Das Zahlenverhältnis von
Mannschaft und Tross muss
man sich ungefähr 1 zu 1
vorstellen. Bei einem Heer mit
einer Kampfstärke von 10000
Mann halten sich mit dem
Tross insgesamt im Lager
20000 Menschen auf. Das ist
mehr als die meisten deutschen
Städte um 1500 an
Einwohnern haben. Zieht ein
Haufen durch ein Kriegsgebiet,

kriecht als Tross eine viele
Kilometer lange
Wagenschlange hinterher.
Rechnet man für zehn
Landsknechte einen Wagen, für
jeden Wagen vier
Vorspannpferde und für jeden
Pferdewagen einschließlich des
Abstands zum Vorderwagen
etwa zehn Meter, muss man
nicht erst zu Adam Ries in den
Rechenunterricht gehen **Hinweis**
, um sich vorzustellen, was sich
in einem solchen Gebiet
abspielt und wie diese Gegend

hinterher aussieht. Die größten Verheerungen richtete der Krieg nicht auf dem Schlachtfeld an, sondern auf dem Weg dorthin.

Die Schweizergarde

Im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts erkämpften sich die Reisläufer aus den Alpen einen hervorragenden Ruf. Zwar bekamen sie Konkurrenz von Landsknechten aus Böhmen oder aus Franken und Schwaben, aber der Kriegerpapst Julius II. zog eine Garde aus der Schweiz als

Palast- und Leibwache vor. Leibwächter aus dem eigenen Land waren riskant, ihre Loyalität zum Papst hing von familienpolitischen Interessen ab. Julius wollte weder von seinen Kardinälen vergiftet noch von der eigenen Wache im eigenen Palast ermordet werden. Bei Söldnern aus der Fremde, die keine familiären Bindungen im Land haben und keinen Interessenkonflikten ausgesetzt sind, hängt die Loyalität an guter Behandlung

und vor allem an der Höhe des pünktlich ausgezahlten Solds. Diese Seite des Geschäfts wurde von den Fuggern garantiert.

Im September 1505, nur wenige Monate nachdem sich Julius an die Eidgenossenschaft gewandt hatte, machten sich 150 Mann auf den Weg und trafen in der vorletzten Januarwoche des Jahres 1506 im Vatikan ein. Gut zwei Jahrzehnte später, am 6. Mai 1527, bewies die Garde ihre

legendäre Treue und ermöglichte Papst Clemens VII. den Rückzug in die Engelsburg, während Kaiser Karls Söldner ohne Sold plündernd durch Rom zogen. Von 189 Gardisten kamen 147 ums Leben. Clemens konnte von der Engelsburg, durch deren Fenster sein Vorgänger Leo 1514 dem über die Tiberbrücke stampfenden ›Hellefant‹ Hanno entgegengesehen hatte, dem Marodieren in der Stadt

zuschauen. Einen Monat später räumte er die Burg und begab sich in die Gefangenschaft des ›erwählten‹ Kaisers, den er am 24. Februar 1530 in Bologna endlich in einen gekrönten verwandelte. Die Aussöhnung war im Vorjahr durch den Vormarsch ›des Türken‹ nach Wien erzwungen worden. Die überlebenden Schweizergardisten bekamen die Erlaubnis, in die neu aufgestellte Leibgarde aus deutschen Söldnern

einzutreten. Ein Dutzend machte von dieser Möglichkeit Gebrauch.

Schertlin von Burtenbach erlebt die Plünderung Roms

Oberster Bewacher des
Papstes nach dessen
Gefangennahme war Schertlin
von Burtenbach. Anders als wir
Zeitreisende konnte er zu
diesem Zeitpunkt nicht wissen,
dass er sich 1532 im Kampf für
den Kaiser und gegen die

Türken den Ritterschlag verdienen, sich 1546/47 als Kommandant der Fußheere der oberdeutschen Städte im Schmalkaldischen Krieg auf die protestantische Seite schlagen, 1548 in französische Dienste treten, in die Reichsacht geraten und schließlich unter Karls Nachfolger doch wieder kaiserlicher Rat in Augsburg werden und nach diesem abenteuerlichen Haudegenleben hochbetagt im Bett sterben würde. Beim

sacco di roma, der Plünderung
der Heiligen Stadt, war er
Anfang dreißig. Als alter Mann
erinnerte er sich an die
Geschehnisse: »Den 6. tag May
haben wir Rom mit dem sturmp
gewunnen, ob 6000 man darin
zu tot geschlagen, die gantze
statt geplündert, in allen
kirchen und ob der erd
genommen, was wir gefunden,
ain guten tail der statt
abgeprant, und seltzam
haussgehalten [...] Der bapst
gab die flucht mit

guardiknechten, cardinälen, bischofen und Römern, auch anderm hofgesind, das nit erschlagenn ward, in die Engelburg. Darein haben wir jn 3 wochen belegert, und bis jn der hunger genötigt, dass er die Engelburg muste uffgeben. [...] Alda haben wir gefunden den bapst Clementen sampt 12 cardinälen, in ainem engen saal, den haben wir gfangen. [...] Was ain grosser jamer under jnen, weinten ser, wurden wir alle reich.«

Die Macht aus den Kanonenrohren

Die »Faule Mette« bekam ihren Namen zu Recht. Das Geschütz wurde im Jahr 1411 in Braunschweig gegossen, wog gut 8000 Kilo und soll durch ein knapp drei Meter langes Rohr mit einem Kaliber von 76 Zentimetern zehn Zentner schwere Steinkugeln

verschossen haben. Aber nur zwölf Mal in ihrem langen ›Leben‹, bis sie 1787 eingeschmolzen wurde. Das ist im Schnitt ein Schuss in 31 Jahren. Einer dieser Schüsse wurde gewissermaßen zu Ehren Luthers abgegeben: am 5. September 1728 zum zweihundertjährigen Reformationsjubiläum der Stadt Braunschweig.

Ob der »Vogel Greif« überhaupt einen Schuss abgegeben hat, ist umstritten.

Das Ungeheuer mit zwei Schildzapfen statt Flügeln am Rumpf wurde 1524 gegossen, wiegt 12 Tonnen und ist fünf Meter lang. Es liegt heute auf der Festung Ehrenbreitstein hoch über Rhein und Mosel und war vielleicht schon immer bloß ein Prachtstück. Und die Schildzapfen, eine Neuerung des 15. Jahrhunderts, die eigentlich dazu dienten, Geschützrohre in den Lafetten leichter aufzurichten, waren ebenfalls nur Zierde.

Die Nachtigallen indessen haben gesungen. Sie waren nicht so schwer und faul wie die Mette, aber auch nicht so schnell und beweglich wie die Falken oder Falkonetten oder Feldschlangen, von deren eine dem Götz den Degengriff zersplittert hat. Auf einer 1519 gegossenen Nachtigall fand sich die Inschrift: »Ein nachtigal bin ich genant / liplich und schon ist mein gesang / wen ich sing dem ist die zeit langck«. Ob Hans

Sachs hinterrücks auch an feurige Vögel wie diesen gedacht hat, als er Luther in einem Gedicht als ›Wittembergisch Nachtigall‹ bezeichnete?

Die Nachtigallen waren keine Feld-, sondern Belagerungsgeschütze. Wie alle Geschütze bis Anfang der 1540er-Jahre, als in England die ersten Eisenkanonen gegossen wurden, waren sie aus Bronze. Ihre Stein- oder Eisenkugeln wogen bis zu

einem halben Zentner. Ihr Eigengewicht von mehreren Tonnen war so groß, dass der Transport erhebliche Schwierigkeiten machte. Ihnen hielten viele Brücken nicht stand, nicht bloß, wenn sie beschossen, sondern auch, wenn die Geschütze darübergezogen wurden. Die Kugeln mussten ebenfalls transportiert werden. Wenn sie aus Stein waren, wie noch häufig um 1500, konnte man statt der fertigen Kugeln

Steinladungen im Tross mitführen. Dann brauchte man allerdings Steinmetze, die unterwegs die Sache rund machten. Und für die Steinmetze war Verpflegung nötig. Für die Verpflegung, die Steinmetze, die Steine und die Kanonen brauchte man Pferde (12 für ein Belagerungs-, 2 für ein Feldgeschütz) und für die Pferde wiederum Verpflegung und Knechte, die ihrerseits verpflegt werden wollten, wozu noch mehr Pferde zum

Transport nötig wurden.

Das Gewicht einer Kugel, die Stärke der Rohrwandung und die Menge des benötigten Pulvers pro Schuss hingen unmittelbar zusammen und waren von wesentlicher Bedeutung für die Kampfkraft der Waffe und für die Kosten ihrer Herstellung, ihrer Unterhaltung und ihres Transports. Verbesserungen in technischen Details konnten taktische Vorteile mit sich bringen, umgekehrt riefen

kleine Nachlässigkeiten in manchen Situationen große Schwierigkeiten hervor. Der Wind ist dafür ein aufschlussreiches Beispiel, nicht der Wind über dem Schlachtfeld, sondern der im Kanonenrohr. Dieser ›Wind‹ bezeichnet den Abstand zwischen der Innenseite des Rohrs und der Außenseite der Kugel. Zwischen beidem sollte möglichst wenig Luft sein, um möglichst wenig Energie beim Zünden des Pulvers zu -

verpulvern. Andererseits durfte die Kugel aber auch nicht stecken bleiben.

Das Aufkommen der schweren Belagerungsgeschütze hatte unmittelbare Folgen für Festungen und Stadtmauern. Das Fortifikationswesen verwissenschaftlichte sich, und der Festungsbau wurde teurer und teurer. So konnte eine Waffe zum Einsatz kommen, obwohl sie gar nicht am Einsatzort war. Das Aufrüsten

mit Belagerungsgeschützen zwang den Feind, seine Festungen auszubauen, was Geld, Arbeit und Material kostete. Auf diese Weise schwächten Kanonen den Feind, ohne zu feuern. Allerdings kosteten die Kanonen ebenfalls Geld, Arbeit und Material. Das Rüsten und Immer-weiter-Rüsten tendierte zur Eskalation über rationale Zweck-Mittel-Verhältnisse hinaus. Der »Vogel Greif« wurde gegossen, um ihn

fremden Diplomaten vor-,
nicht, um ihn in Feldzügen
mitzuführen.

Die militärisch erkämpfte
Macht muss dann, wenn >die
Waffen schweigen<, mit zivilen
Mitteln festgehalten werden.
Nach einem gewonnenen Krieg
ist der Sieg zu verwalten. Und
doch blieb die
Verwaltungskunst selten im
Schritt mit der Kriegstechnik.
Im 15. und 16. Jahrhundert
entwickelten sich die Waffen in
bis dahin nie gekannter

Geschwindigkeit. Das lässt sich überdeutlich zeigen an der dramatischen Erhöhung der Schussfrequenz. Beispielsweise wurden im Jahr 1422 bei der hussitischen Belagerung der Festung Karlstein von jedem der 51 mitgeführten Geschütze im statistischen Durchschnitt anderthalb Schuss pro Tag abgegeben. Ein knappes Jahrhundert später, bei der Belagerung Veronas durch französische und venezianische Artillerie (zusammen über 120

Geschütze), hatte sich die statistische Frequenz auf einen Schuss alle zwei Stunden gesteigert. Und diese Entwicklung setzte sich nicht nur fort, sondern beschleunigte sich noch. Luther hatte guten Grund für die traurige Bemerkung: »Hätte Adam die Kriegsgeräte gesehen, die seine Nachkommen gegeneinander gebaut haben, er wäre vor Leid gestorben.«

Man stelle sich als Reisender in die Vergangenheit vor, dem

Reformator würde eine Reise in die Zukunft zugemutet und er fände sich wieder als Feldkaplan der Bundeswehr. Eine ihrer Panzerhaubitzen gibt vier Schuss in der Minute ab bei einer Reichweite von 40 Kilometern. Die Geschwindigkeit der Geschosse kann so gesteuert werden, dass alle vier trotz des unterschiedlichen Abschusszeitpunkts das Ziel gleichzeitig treffen.

Die Macht aus den Münztruhen

In dem anonym erschienenen Abenteuerroman *Fortunatus* bekennt ein König, der viel Macht hat, aber wenig Geld: »wißt ich ainen brunnen da gelt auß zu schoepffen waere, ich wolt selber auch schoepffen«. Für Kaiser Karl war Jakob Fugger ein solcher Brunnen.

Die Wahl hatte den neunzehnjährigen Karl Bestechungsgelder in der sagenhaften Höhe von 852000 Goldgulden gekostet. Das ›sagenhaft‹ ist keine Floskel. Eine Augsburger Dienstmagd hätte dafür, bei freier Kost und Schlafstatt, rund 200 000 Jahre arbeiten müssen – Jahre, nicht Tage! **Hinweis** Von der unerhörten Summe brachten die Fugger 543000 Gulden auf, die Welser 143000, den Rest mehrere andere Bankiers

gemeinsam. Knapp vier Jahre später erinnerte der alte Fugger den jungen Habsburger daran, aus wessen Truhen die Macht kam, Kronen auf Köpfe zu setzen: »Es ist auch wissentlich und ligt am tag, dass Ew. Kay. Mt. Die Römisch Cron ausser mein nicht hette erlangen mögen.« Jakob Fugger ahnte und fürchtete, womit seine Nachfahren (er starb 1525) und Nachfolger tatsächlich konfrontiert wurden: dass die

goldene Kette zwischen der Firma Fugger und dem Haus Habsburg eines Tages reißen würde. Die Schulden Karls und der spanischen Krone, aber auch die von Franz und dem französischen Staat überstiegen das Maß dessen, was im gegebenen Rahmen und mit den gewohnten Regeln finanztechnisch zu bewältigen war. Zugleich barg die Weigerung, die Finanzierung fortzusetzen, das Risiko, dass der Rahmen auseinanderbrach

und die Regeln ihre Gültigkeit verloren. Das lief auf den Staatsbankrott hinaus und möglicherweise auf den Ruin der Financiers.



Jakob Fugger, genannt »der Reiche«, mit einem Buchhalter im Kontor. Die Stadttafeln im Hintergrund zeigen die

europäische Vernetzung des Bank-, Handels- und Bergbaukonzerns. Das »Antorff« steht für das heutige Antwerpen. © Abdruck mit der freundlichen Genehmigung des Bayerischen Nationalmuseums München, Foto: Bastian Krack. Abdruck des Bildes Fugger mit Buchhalter

Ein Potpourri der Finanzkatastrophen: Von 1520 bis 1532 lieh Karl 5,4 Millionen Dukaten, allein 1530 bei den Fuggern und Welsern 1,5 Millionen; im Jahr 1543 gab

Karl 65 Prozent der Steuereinnahmen für Zinsen aus; 1546 beliefen sich seine Anleihen auf insgesamt 2270000 Dukaten; in der ersten Hälfte der 1550er nahm er weitere Kredite von 9,6 Millionen Dukaten auf; allein die erfolglose Belagerung von Metz im Jahr 1552 verschlang 2,5 Millionen Dukaten, das Zehnfache von Karls V. Anteil an der Ausbeutung der amerikanischen Kolonien. Bei der Abdankung des Kaisers

1555 belief sich die offizielle spanische Staatsschuld auf 20 Millionen Dukaten. Zwei Jahre später erklärte sein Nachfolger auf dem spanischen Thron den Staatsbankrott, desgleichen der König von Frankreich. Das Vermögen der Fugger wurde in Mitleidenschaft gezogen, aber Firma und Familie überstanden den Kollaps.

In den deutschen Territorien war die Geldbeschaffungspolitik Albrechts von Brandenburg der

dramatischste und für die
Zeitgenossen skandalöseste
Fall der Finanzierung von
Macht. Hier schürzte sich ein
Knoten aus vielen Fäden: Die
Ambitionen eines deutschen
Fürsten verstrickten sich mit
der Korruptiertheit der
römischen Kurie; die
päpstlichen
Finanzierungssorgen um den
Bau einer Prunkkirche mit den
Sorgen der Gläubigen um ihr
Seelenheil; das ungezügelte
Gewinnstreben der Augsburger

Handelsherren mit dem Ehrgeiz windiger Prediger, ihre tönenden Worte in klingende Münze zu verwandeln. Diesen Knoten hat Luther durchhauen, obwohl er anfänglich noch versuchte, ihn vorsichtig zu lösen. Hätte er seine Thesen sonst zunächst an Albrecht geschickt? Hinweis

Die Finanzkonstruktion – Zeitreisende mögen auch sagen: der Deal – zwischen Papst Julius II., Albrecht von Brandenburg Hinweis und Jakob

Fugger sah folgendermaßen aus: Für die Würde des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz zahlte Albrecht 14000 Dukaten an die römische Kurie. Weitere 10000 Dukaten kostete der kirchliche Dispens Albrechts vom Verbot der Pfründenhäufung (Albrecht war bereits Erzbischof von Magdeburg und Administrator des Bistums Halberstadt). Die Gelder waren für den Bau der neuen Peterskirche vorgesehen, für die Julius 1506

den Grundstein gelegt hatte. An den Kaiser hatte Albrecht 2100 Dukaten zu zahlen. Hinzu kamen 3000 Dukaten an Organisationskosten für den Ablass, mit dem das Geld in den Territorien Albrechts eingeworben werden sollte. Die Gesamtsumme von 29000 Dukaten wurde von den Fuggern kreditiert. Der Anteil der Kurie an den Ablassgeldern betrug 50 Prozent. Mit den übrigen 50 Prozent sollte Albrecht die Schulden bei den

Fuggern zurückzahlen. Es hätten also, ohne die Zinszahlungen gerechnet, durch den Ablass 58000 Dukaten eingespielt werden müssen, um Albrecht schuldenfrei zu machen. Es war unrealistisch, diese Summe allein auf seinen Territorien in die Münztruhen zu predigen. Friedrich »der Weise« von Sachsen fürchtete zu Recht, dass aus seinem Gebiet ebenfalls Geld nach Rom und nach Augsburg fließen würde,

und verbot die Ablasspredigt im Kurfürstentum. Seine finanzpolitische Maßnahme bekam durch Luther eine theologische Fundierung, während umgekehrt Luther im Kurfürsten einen Verbündeten fand, der seine theologischen Anliegen machtpolitisch unterstützte. Beide einte das Interesse, wenn schon Gelder der Gläubigen fließen sollten, dann zuallerletzt nach Rom. Ebendies wurde von Luther gepredigt, etwa in *Eynn*

Sermon von dem Ablass und gnade: »du salt vor allen dingen [...] deynem nechsten armen geben, wiltu etwas geben. Wan es aber dahyn kumpt, dass niemand ynn deyner stad mehr ist, der hulff bedarff [...] dan saltu geben, so du wilt, zu den kirchen, altern, schmuck, kilch, die yn deiner stad seyn. Und wen das auch nu nit mehr not ist, dann aller erst, so du wilt, magstu geben zu dem gebewde S. Peters«.

Die neue Geldwirtschaft bot

den alten Mächten eine Erweiterung der Mittel zur Selbstbehauptung, untergrub jedoch gleichzeitig den Boden, auf dem diese Selbstbehauptung stattfand. Und zwar insofern, als es auf den ›Boden‹, auf Land und Leute, nicht mehr ausschließlich ankam. Wenn alles, sogar das Land und die Leute, gekauft werden kann, dann dauert es nicht mehr lange, bis das Geld die Macht hervorbringt statt die Macht

das Geld. Davon handelt die wundersame Abenteuergeschichte des *Fortunatus*, dessen Titelheld sich von einer Glücksgöttin einen Geldsäckel erwünscht, aus dem die Hand Goldmünzen zieht, wann immer sie hineingreift. Dieser Säckel ist der Geldbrunnen, aus dem der König des Romans (und in Wirklichkeit jeder König) auch gern schöpfen würde. Der König weiß nichts von dem Zaubersäckel und wundert

sich, wie das zugehen kann: Jemanden »rewet kain gelt und hat weder land noch leut. Ich mueß ym ettwas beweisen darbey er mercken mueß das er nit so maechtig ist als er maint«. Diesen Impuls spürte Jakob »der Reiche« und ließ es sich nicht nehmen, dem herrischen Karl mit Brief und Siegel unter die Habsburger Nase zu reiben, wem er die Macht zu verdanken hatte.

Weil der Reichtum dennoch von der Macht überwunden

wurde, musste sich dieser ökonomische Reichtum in politische Macht umsetzen und sozial verfestigen. Dieser generationenübergreifende Prozess begann in der Lutherzeit, die nicht nur ebenso die Zeit Dürers und die des Habsburger Imperiums, sondern auch Fuggerzeit gewesen ist.

Was haben die Worte (nicht nur Luthers), die Kanonenkugeln (nicht nur Karls) und das Geld (nicht nur

der Fugger) miteinander
gemeinsam? Sie werden
gegossen. Die
handgeschnittene Buchenletter
(der ›Buchstabe‹) ist schwer zu
reinigen und nutzt sich schnell
ab. Erst die in großer Zahl und
mit hoher Geschwindigkeit
gegossenen Bleilettern
ermöglichten es, auch
Schriften in großer Zahl und
mit hoher Geschwindigkeit zu
drucken. Die aus Stein
gemeißelte Kanonenkugel ist
teure Handarbeit und hat an

der Bastion mangelhafte Durchschlagskraft. Erst gegossene Kugeln, abgefeuert aus gegossenen Rohren, ermöglichten bei Belagerungen Kanonaden mit hoher Schussfrequenz. Das kunstvoll handgeprägte Goldstück ist eher zur Schatzbildung geeignet als zu einem durch viele Hände gehenden Zahlungsmittel. Erst die kleinen Münzen in großer Zahl ermöglichten die unaufhörliche Verwandlung von Ware in Geld

und Geld in Ware.

Die Voraussetzung zur massenhaften Herstellung von Buchstaben, Kugeln und Geldstücken (und übrigens auch von Tiegeln und Kannen) war die technische Fähigkeit, Metall zu gießen. Gutenberg etwa hatte ein eigenes Gießinstrument für seine Zwecke entwickelt. Der Kugelguss und die Münzgießerei wiederum verlangten nach entsprechend geformten Eisentiegeln, die

selbst wiederum gegossen werden mussten. Von heute aus zurückblickend könnte man sagen: Die Fähigkeit, Metall mit Holz oder Kohle heiß zu machen, kontrolliert in hitzebeständige Formen zu gießen und selbst wieder zu stabilen Formen herunterzukühlen, ist die gemeinsame Grundtechnik, die abgeleitete ›Kulturtechniken‹ wie das Drucken, Totschießen und Handeltreiben erst möglich machte.

3. Geldleute



*Das silberne Zeitalter –
Etwas über Erdöl – Tanz
der Patrizier – Macht Geld
traurig? – Welche
Geschäfte sind schmutzig?
– Die Post geht ab – Etwas
über Hanse und Hering –*

Rechnen nach Adam Ries

Das silberne Zeitalter

Das goldene Zeitalter ist eine Idylle hinter der Mauer. Frauen und Männer tanzen nackt um einen Baum, liegen zärtlich beieinander oder planschen gemeinsam im Teich. Aber schon im silbernen Zeitalter schlagen die Männer einander tot, und die Frauen ringen schreiend die Hände. So

zeigen es verschiedene Gemälde von Lucas Cranach, der selbst in einem silbernen Zeitalter lebte. Allerdings nicht im symbolischen Sinn der Zeitalterlehre der Antike, sondern im handgreiflich monetären Sinn seiner eigenen Gegenwart, in der die Geldwirtschaft sich auszubreiten begann und das Silber von Hand zu Hand ging – aus dem Berg gehauen, aus dem Gestein geschmolzen und zu Münzen geschlagen, wie von

Sebastian Münster
beschrieben: »Wenn der
Münzer Geld machen will aus
Gold oder Silber, wirft er
solche Metall ganz lauter in
einen Tiegel und tut zum Gold
einen Zusatz von Silber und
zum Silber etwas Kupfer, so
viel als gebührt laut fest
geschriebenem Gesetz des
Königs oder eines Fürsten oder
einer Stadt, und sobald das
Metall im Feuer zergangen ist,
schüttet der Münzer das
geschmolzene Gold oder Silber

in ein eisernes Instrument, das viele lange Gruben oder Kanäle hat, so dass lange Stänglein daraus werden, die hämmert er danach, und macht breite oder schmale Bleche daraus, dick oder dünn, je nachdem ob die Münze dick oder dünn werden soll.«

Zu den dicken Dingen gehörte der Joachimsthaler Gulden. Was zunächst nur ein böhmisches Dorf war (Jáchimov), wurde im Reich berühmt durch die dort seit

1518 geprägte Silbermünze mit einem Gewicht von 7,3 Gramm. Der Joachimsthaler Gulden wurde zum ›Joachimsthaler‹ und dann abgekürzt einfach zum Taler. Die Zahl der geprägten Stücke wuchs von 1518 bis 1532 um mehr als das Hundertfache: von 2064 auf 254259 Taler.

Das »breythberuffene« Joachimsthal, wie Hans Rudhart es in einer 1523 veröffentlichten Broschüre über den Bergbau nennt,

gehörte zu den
Neugründungen im
Erzgebirge. Im Jahrzehnt nach
der Entdeckung der
Silberadern 1516
verdreizehnfachte sich die
Bevölkerung von 1050 auf
14072 Einwohner, mehr als
manche jahrhundertealte
Reichsstadt in ihren Mauern
hatte. Die Hoffnung auf das
silberne Glück lockte die
Menschen in die Gebirgstäler.
Der humanistische Arzt und
Mineraloge Georg Agricola

schrieb während seines
eigenen Aufenthaltes in
Jochimsthal: »Wir sind ja fast
alle Menschen, die auf Geld
erpicht sind, und begehren, mit
möglichst wenig Aufwand und
möglichst geringer Arbeit in so
kurzer Zeit wie möglich, reich
zu werden. Deshalb sind all die
vielen Häuser erbaut, so viele
Schächte abgeteuft, so viele
Stollen in den Bergen
aufgefahren.«



Der Bergbau war eine Goldgrube.

Auch wenn Silber abgebaut wurde wie im erzgebirgischen Joachimsthal, wo man den Joachimsthaler (später zu Taler verkürzt) prägte. Die nicht ortsspezifische Abbildung veranschaulicht vier Methoden, in den Berg zu kommen.

Das böhmische Tal erhielt seinen Namen nach Joachim, dem Vater der Heiligen Maria, so wie die Neugründung auf der sächsischen Seite des Erzgebirges nach Marias Mutter Anna genannt worden war. 1491 hatte man im

Schreckenberg Silbererz
entdeckt, 1496 wurde nach
Ulrich Rüleins Entwürfen eine
neue Stadt gegründet und
1501 Annaberg genannt. Wie
später in Joachimsthal zog das
›Berggeschrey‹ die Menschen
in die Stadt. 1509 hatte sie
bereits 9000 Einwohner. Die
Ausbeute erbrachte über die
ersten drei Jahrzehnte im
Jahresdurchschnitt gut 22000
Pfund Silber (im Reich
insgesamt etwas über 35000
kg, im übrigen Europa 10000

kg) und von 1520 bis 1544 durchschnittlich gut 31000 Pfund (im Reich 50000 kg, im übrigen Europa 10500 kg).

Die Einnahmen der sächsischen Fürsten aus dem Silberbergbau des Erzgebirges wurden allein für die Zeitspanne von 1535 bis 1545 auf eine Million Gulden geschätzt. Es gab viel zu tun und viel zu rechnen. Seit 1522 lebte Adam Ries Hinweis in der Stadt und half den Annaberger Silbergewinnern, den

Überblick zu behalten. Der himmlische Reichtum musste beziffert werden. Dass dieser Reichtum ›himmlisch‹ war, ist mehr als eine Metapher. Im frühen 16. Jahrhundert gehörten Mineralogie, Alchemie, Astrologie und Astronomie zusammen. Geordnet wurde nach Ähnlichkeiten, die wir für oberflächliche oder zufällige Analogien halten würden, nicht für Kausalitäten. Die kenntnisreichsten

Mineralforscher des
Erzgebirges wären schon über
unsere schulischen
Grundkenntnisse in Chemie
und Physik, die es als
naturwissenschaftliche
Disziplinen zu ihrer Zeit noch
gar nicht gab, erstaunt
gewesen. Für Rülein etwa war
der symbolische Bezug
zwischen den Erzen in der
Erde und den Planeten am
Himmel nicht von kausalen
Zusammenhängen zu trennen.
Seinem in vielen Auflagen und

unter wechselnden Titeln kursierenden »Bergbüchlein« zufolge empfängt das Gold seine Eigenschaften von der Sonne, das »Silber von dem Mond, das Zinn vom Jupiter, das Kupffer von Venus, das Eisen vom Mars, das Plei von Saturno, das Quecksilber vom Mercurio«. Hinweis

Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts begann die Zeit des abnehmenden Mondes. Um 1540 erreichte die europäische Silberproduktion ihren

Höhepunkt und sank danach rasch ab. Ein Teil der Gruben war erschöpft, bei anderen stieß die Erschließung immer tieferer Lagerstätten an technische Grenzen. Außerdem begannen die Edelmetalle aus den Sklavenbergwerken in Übersee den Markt zu dominieren. Um 1560 sollte die Einfuhr an Edelmetallen nach Spanien und Portugal die europäische Produktion um das Vier- bis Fünffache übertreffen. Die Folge war ein Anstieg der

Preise, auch der Preise für Grundnahrungsmittel wie Brot.

Sonne und Mond sind mythische Gestirne, Gold und Silber mythische Metalle – von Midas bis Montezuma. Über den Schatz des Aztekenherrschers, nach dem Raub durch die Spanier teilweise in Brüssel ausgestellt, notierte Albrecht Dürer während seiner niederländischen Reise 1520: »Auch hab ich gesehen die Ding, die man dem König [Karl

V.] aus dem neuen gülden Land
[Mexiko] hat gebracht; ein
ganz güldene Sonnen [...],
desgleichen ein ganz silbern
Mond«.

Der Aufstieg der Venus kam
dem Mansfeldischen, Luthers
Heimatregion, besonders
zugute. Es wurde in der ersten
Hälfte des 16. Jahrhunderts
nach Tirol zum
zweitwichtigsten Kupferrevier
in Europa. Die
Rohkupferproduktion stieg
zwischen 1506 und 1526 von

19270 auf über 33000 Zentner pro Jahr. Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts gab es 42 ›Erbfeuer‹ und an die 50 ›Herrenfeuer‹. Die Inhaber der Erbfeuer, also von Abbau- und Produktionsstätten mit erblichem Nutzungsrecht, zahlten den Grafen von Mansfeld den Zehnten des gewonnenen Rohkupfers. Die Herrenfeuer wurden von den Grafen zunächst im Eigenbetrieb geführt und dann ebenfalls verpachtet. Die

Pächter hatten einen Zins und ab 1514 ebenfalls den Zehnten zu zahlen. Seit den 1530er-Jahren suchte die ewig klamme und in verschiedene, konkurrierende Zweige aufgespaltene Grafenfamilie die verpachteten Herrenfeuer wieder an sich zu bringen.

Auch Luthers Eltern, Großeltern und ein Bruder lebten vom mansfeldischen Bergbau, selbst Luthers Tod hatte noch damit zu tun. Gequält von Nierenschmerzen

und einem Blasenleiden,
übergewichtig und auf dem
linken Auge halb blind, reiste
er im Winter 1545/46 dreimal
im Planwagen ins
Mansfeldische, um im
aufgeflackerten Streit zwischen
den Grafen und den Pächtern
der Herrenfeuer zu vermitteln
oder – parteiischer (und näher
an der Wahrheit) ausgedrückt
– um den Grafen ins Gewissen
zu reden. Schließlich gehörte
Luthers Bruder zu denjenigen,
die sich durch die gräflichen

Vorstöße in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht fühlten.

Es ist ein Unterschied, ob man – sozusagen – auf ›eigene Kappe‹ den Hals krumm machte oder im Dienst eines Herrn. Des Weiteren, ob man selbst in einen 60 oder 70 Zentimeter hohen Stollen kriechen musste oder ob man Lohnarbeiter in die Erzadern schicken konnte, deren Wirbelsäule sich durch die Arbeit im Liegen auf so

charakteristische Weise verformte, dass die Hauer als ›Krummhälser‹ bezeichnet wurden. Ein Unterschied ist es auch, ob man die eigenen Buben als Grubenjungen zum Füllen und Schleppen in den Berg schickt oder die von anderen Leuten, von Tagelöhnern zum Beispiel oder von Kleinstbauern mit nebenerwerblicher Bergarbeit.

Wenn der Hauer die Erzbrocken aus dem Stollen geklopft hat, sind sie noch

lange nicht aus dem Berg. Sie müssen seitwärts durch Gänge (>Stecken<) und aufwärts durch Schächte ans Tageslicht geschafft werden. Wegen der Enge wurden dafür Grubenjungen gebraucht, die mit sechs Jahren unter Tage geschickt und je nach Tätigkeit verschieden bezeichnet wurden. Die >Hundejungen< etwa halfen den >Hundestößern<, vierrädrige Karren (>Hunten<), gefüllt mit Gestein, durch die schmalen

Gänge zu schieben.

Im Mansfelder Bergkonflikt ist Luther nur eine vordergründige Schlichtung gelungen. Die tief gehenden Interessenkonflikte waren ungelöst, als er in Eisleben in den frühen Stunden des 18. Februar 1546 einen Herzinfarkt erlitt. Die gräfliche Politik, so sehr sie familienfinanzpolitisch motiviert gewesen sein mag, passte zur historischen Tendenz. Die Erschließung

immer neuer Fundstätten, die zu erwartenden Gewinne, aber auch die dafür nötigen Investitionen zogen das große Kapital an. Das gilt für das Erzgebirge, für Böhmen und für Schwaz in Tirol. Eine zeitgenössische Chronik bemerkt, wenn der Kaiser »Gelt bedorft, so liehen sie [die Augsburger Kaufleute] ihm gross guot auf die Silber und Kupfer zu Schwatz.«

Geldhäuser wie das der Fugger stiegen zu

Montanunternehmen und dann zu Montanmonopolisten auf, während die in Eigenregie schürfenden und hüttenden Bergwerkler zu Lohnarbeitern absanken. Unter ihnen fand der Sozialutopist Thomas Müntzer in den Jahren unmittelbar vor dem Bauernkrieg sein Publikum und seine Anhängerschaft. Und nicht ohne Grund, doch ohne jede Aussicht auf Erfolg hatte Michael Gaismair, in Tirol der Anführer aufständischer

Bauern und selbst Sohn eines Bergmannes, im Entwurf einer Landesordnung 1526 festgelegt: Es »sollen all schmölz-hütten, tailpergwerch, ertz, silber, kupffer und was darzue gehört und im lanndt betreten werden mag, so dem adel und auslenndischen khaufflewten und gesellschaften als Fuckerisch [...] und dergleichen zugehört, zu gmain lanndshannden einziehen«.

Gaismair war 1512 Sekretär

der Fugger in Schwaz
gewesen, als es zur
Auseinandersetzung zwischen
der Bergwerksleitung und den
Grubenarbeitern kam. Den
Arbeitern sollte das Recht
genommen werden, den
Abraum nach Erzresten zu
durchsuchen. Die Fugger, zum
Zeitpunkt des Konflikts seit
nahezu einem
Vierteljahrhundert privilegierte
Herren des Tiroler Silber- und
Kupferbergbaus, strebten mit
Unterstützung Kaiser

Maximilians, dem Vorgänger Karls, ein europäisches Kupfermonopol an. Sie bildeten mit Augsburger Konkurrenten ein Syndikat, dem sie dann mit Kupfer aus dem ebenfalls von ihnen kontrollierten ungarischen Bergbau die Preise verdarben. Auf diese Weise gelang es, das Syndikat in den Verlust und die Konkurrenten aus dem Geschäft zu treiben. Die dabei auflaufenden eigenen Verluste, sie waren mit einem Drittel am

Syndikat beteiligt, glichen sich aus. Von 1495 bis 1525 erzielten die Fugger aus dem ungarischen Bergbau einen Gewinn von 1,5 Millionen rheinischen Gulden.

Das Streben nach einer Monopolstellung war keine spezielle Familienuntugend der Fugger. Die von Gewinnmaximierung oder – unfreundlicher ausgedrückt – von Profitgier getriebene Tendenz zur Monopolisierung gehört ironischerweise von

Anfang an zum Wesen des Konkurrenzkapitalismus.

Christoph Fürer beispielsweise, Haupt einer Nürnberger Patrizierfamilie, war wie so viele im Bergbau engagiert und setzte alles daran, dass es weniger wurden. Ein Versuch in den 1520ern, ein Syndikat der Kupferproduzenten zu bilden, scheiterte an den Welsern. Aber sein Kartell der Thüringer Silbergesellschaften kam 1534 zustande.

Die neureichen Augsburger

Höchstetter wiederum
versuchten, den
Quecksilbermarkt unter
Kontrolle zu bringen.
Quecksilber, Rülein zufolge
dem Merkur zugehörig, war
bei bestimmten Verfahren der
Silbergewinnung und zur
Herstellung von
Messinggefäßen erforderlich.
Eine zeitgenössische Chronik
dokumentiert: »Ambrosi
Höchstetter hat in allen
Königreichen das Quecksilber
aufgekauft, theurer denn der

gemeine [übliche] Kauf war [...], damit er durch diese Listigkeit die anderen Kaufleute drückte. [...] Da gab Gott, dass der Kaiser in Hispania und der König in Ungarn Quecksilber in grosser Menge fanden«.

Der Neufund ließ die Preise stürzen, Höchstetters Monopolisierungsversuch wurde zum Verlustgeschäft. Auch andere Investitionen scheiterten. Und als die Fugger in Antwerpen das Gerücht streuten, ein Bankrott der

Höchstetter stehe bevor, brach die Firma 1529 tatsächlich zusammen. Fünf Jahre später starb Ambrosius Höchstetter im Schuldturm – was ihm sicher nicht passiert wäre, hätte er zu einem Patriziergeschlecht gehört.

Einer der um sein Geld gebrachten Kleinkaufleute, die in die Höchstetter-Gesellschaft investiert hatten, war der Augsburger Kaufmann Lucas Rem. Er hatte noch auf andere, weniger spekulative und

spektakuläre Weise Pech. Im November 1537 notierte er nach dem Tod seines Schwagers: »haben wir geörbt ain bergwerk [...] Ist zuo Hal im Intal – nix wertt«.

Alle großen Kapitalvermögen der Zeit stammten entweder aus dem Bergbau oder aus der Ausbeutung der Kolonien oder vom Geldverleih. Sowohl die Montanindustrie als auch der Handel über Meere und Kontinente wie das Kreditgeschäft mit Königen

und Fürsten waren nur möglich
in engster Verbindung mit der
politischen Macht. Hinweis

Luther stand allen drei
Entwicklungen ablehnend
gegenüber, nicht etwa aus
moralischen oder gar sozialen
Gründen, sondern weil sein
Blick auf den
›Frühkapitalismus‹ aus
spätmittelalterlichen Augen
kam. Den Mansfelder Grafen
suchte er Rücksichten auf die
alte, handwerksmäßig
betriebene Berghauerei

abzulisten, abzudrängen und abzudrohen. Der »ausländische Kaufhandel, der aus Indien und dergleichen Ware herbringt (wie solch kostbares Seiden- und Goldwerk und Gewürz), die nur zur Pracht und keinem Nutzen dient und Land und Leuten das Geld aussaugt, sollte nicht zugelassen werden«. Und überhaupt: »Das Geld ist eine unfruchtbare Sache.«

Ironischerweise hat dann gerade die ›protestantische

Ethik« mit ihrer Selbstdisziplin, ihrem Arbeitsfleiß und ihrem Erfolgseifer dazu beigetragen, dass aus dieser »unfruchtbaren Sache« eine wurde, ohne die nichts mehr funktionierte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts lässt Jörg Wickram in seinem *Rollwagenbüchlein* einen Wirt erklären, warum er nicht anschreiben lassen will: »Es muß allwegen bargelt da sein.« Es muss! Im *Fortunatus*, ein halbes Jahrhundert früher erschienen, war die auf den

Tisch gezählte Münze noch
keine Selbstverständlichkeit
und löste innige Gefühle aus:
»er zalet alles bar, und mit
wem er zu schaffen het, der
gewann yn lieb«.

Etwas über Erdöl

In dem 1491 in Mainz ohne Verfasserangabe gedruckten lateinischen Kräuterbuch *Hortus sanitatis* befindet sich die Abbildung einer Ölquelle. Sie sprudelt aus einer Art Felsenbrunnen, und ein Mann in tänzerisch versetzten spitzen Schnabelschuhen hält eine Amphore unter den Ausfluss.

In Wirklichkeit war das Öl nicht so schön dünnflüssig, dass man es abzapfen konnte wie Wasser. Wenn es aus dem Erdinneren emporwanderte, weil es von keiner abdichtenden Gesteinsschicht daran gehindert wurde, trat es an der Oberfläche als teerartige Substanz aus. Sie wurde als Asphalt, Bitumen, Erdpech, Naphtha, Peteröl oder Petroleum bezeichnet und zum Schmieren, Abdichten, manchmal zum Beleuchten und

auch als Pharmazeutikum verwandt.

Wie eine Erdölraffinerie funktioniert, ist in Georg Agricolas *De re metallica* aus dem Jahr 1556 zu sehen. Ein Topf wird in die Erde gegraben und darüber ein oben geschlossenes Metallgefäß mit durchlöchertem Boden befestigt. In dieses Gefäß füllt man bitumenhaltige Erde und erhitzt es von den Seiten. Die Wasseranteile der Bitumenerde verdunsten, das

Ol tropft in den deutlich
kühleren eingegrabenen Topf
hinab, und im Metallgefäß
bleibt die Erde zurück. Auf
diese Weise kommt vielleicht
eine Menge zusammen, die,
nach einer Empfehlung des
Wundarztes Hieronymus
Brunschwig, gegen
Gliederschmerzen hilft:
»Petroleum ist ein öli, das
kommt aus den Felsen und
Bergen, schwitzt durch steyn,
ist schwartz« – und »gut den
lahmen glidern, damit

geschmirt«.

Tanz der Patrizier

Streifen waren groß in Mode um 1500, bei Landsknechten wie bei Stadtherren. Auf einer Darstellung des Augsburger Geschlechtertanzes tragen Ratsleute weite Puffärmel und enge Strumpfhosen mit Streifen. Auch die damals etwa zwanzigjährige »Jacob Fuggerin«, in der Mitte der

ersten Reihe zu sehen, hat ein Kleid mit gestreiften Ärmeln an. Bei anderen höheren Damen sind gleich ganze Kleider gestreift. Die zeitgenössische Bildlegende lautet: »Nach cristy gepurt 1500 jar was diese claidung zu augspurg das ist war«. Natürlich ist es nicht wahr, dass dies 1500 die ›claidung zu augspurg‹ gewesen ist. Es war bloß die der Oberschicht.

Den Rat beherrschten die alten Geschlechter unter

Hinzuziehung von Vertretern der Zünfte, nur ein Teil von ihnen ratsfähig. Die Vorstellung, dass ein Schuster nicht bei seinen Leisten blieb, sondern ins Rathaus lief, um politische Entscheidungen zu treffen, ist völlig abwegig. Die freien Reichsstädte wurden nicht demokratisch regiert, vielmehr oligarchisch beherrscht.

Macht und Status waren allerdings nicht deckungsgleich. Zwar steht die

Fuggerin auf dem Tanzbild in der ersten Reihe (übrigens nicht am Arm Jakobs, sondern geführt von einem Patriziersohn), aber die Familie, in die sie eingeheiratet hatte, gehörte nicht zu den alten Geschlechtern. Das zuverlässigste Kriterium dafür, wer welchen Platz im städtischen Statussystem einnahm, war nicht der Besitz an Silbermünzen, nicht einmal der an Silberminen, sondern wer wen heiraten konnte.

Jakob Fugger wurde vom Papst als »Sohn begrüßt und umarmt, und die Kardinäle sind vor ihm aufgestanden«, wie eine zeitgenössische Chronik berichtet, und er konnte sich herausnehmen, einem Kaiser Mahnworte über dessen Schulden zu schreiben – zur Heirat zwischen einem Fugger und einer Augsburger Patriziertochter höchster Abkunft kam es dennoch erst 1527, zwei Jahre nach Jakobs Tod.



Die Reichsstädte wurden von
Familienclass beherrscht.
Vornehmheit und Machtwille
ergänzten einander wie bei dieser
prunkvollen Augsburger

Ratsversammlung

In Nürnberg war die Oligarchie ebenso schmal und ebenso abgeschlossen wie in Augsburg, anders als etwa in der Hansestadt Lübeck, wo die Fluktuation der Eliten verhinderte, dass sich eine geburtsständische Exklusivität der politischen Macht herausbildete. Von den 50000 Einwohnern Nürnbergs gehörten um 1500 den ersten vier der insgesamt fünf Stände

knapp fünfhundert Männer an. Dürer zählte als Mitglied des vierten Standes dazu. Auf dem Rathaus hätte er nicht tanzen dürfen, auch wenn Anfang der 1520er der Saal des erweiterten Rathauses nach seinen und Willibald Pirckheimers Entwürfen und unter seiner Aufsicht mit dem größten Wandgemälde Europas geschmückt wurde. Dessen Ausmaße übertraf ein Jahrzehnt später nur Michelangelo in der

Sixtinischen Kapelle. Das Rathaus wurde gegen Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört, das Prunk- und Prachtwerk des Nürnberger Patriziertums ist im Originalzustand nicht erhalten.

Das im Jahr 1521 von einer Kommission des Rates erlassene Tanzstatut listete 42 Familien auf, die zum Rathaustanz zugelassen waren. Aus diesen Familien kamen die Mitglieder des Kleinen Rats, des inneren Führungszirkels,

man kann ruhig auch sagen:
der Führungsclique der Stadt.
Aus 50 nicht ratsfähigen
Familien rutschten weitere
sechs auf die Liste, 1536 kam
noch eine Familie dazu. Dabei
blieb es dann nahezu
zweihundert Jahre lang.

Als das Tanzstatut festlegte,
wer zu den ›Patriziern‹
gehörte, war der Begriff als
Selbstbezeichnung der
obersten Schicht erst ein paar
Jahre alt. Das Wort war der
humanistische Mantel, in den

die Oligarchie in Erinnerung an das römische Patriziat ihren Herrschaftsanspruch hüllte. Wie in der Antike sollte herrschen, wer nicht zu arbeiten brauchte. Sebastian Münster drückte es so aus: »Die schlechten Bürger sind Kaufleute oder Handwerker, aber die anderen, die man Patrizier nennt und von den alten Geschlechtern stammen, leben vom väterlichen Erbe, von Zinsen und Gulden.« Von den
Nürnberger

Patrizierfamilien sind bis heute bekannt: Behaim (der Mann mit dem Erdapfel stammte aus ihr), Fürer, Harsdörffer, Holzschuher, Imhoff, Paumgartner, Pirckheimer, Rehlinger und Tucher. Hinweis

Getanzt haben nicht nur die Patrizier im Rathaus und die Bauern auf der Tenne. Die Zünfte bildeten ebenfalls Tänze aus. Die regelförmige Bewegung des Körpers symbolisierte die Einordnung des Einzelnen in die

Gemeinschaft und trainierte diese Einordnung zugleich. In Halle beispielsweise führten die Bergknappen, in Nürnberg die Messerschmiede Schwerttänze auf, wobei der in Nürnberg seit dem Verbot der Zünfte 1348 nicht mehr als Zunfttanz im strengen Sinne gelten konnte. In Basel pflegten die Küfer ihren Tanz, in Stolpe die Schuhmacher den Reigen. Die Tanzenden schritten und hüpfen Hand in Hand, Arm unter Arm zu Ketten verknüpft

durch die Straßen und über die Plätze der Stadt. Diese sozialen Choreografien, die dort, wo sie heute noch aufgeführt werden, hübsche Folklore sind, repräsentierten in der vormodernen Zeit die Geschlossenheit einer Gemeinschaft gegenüber jenen, die nicht zu ihr gehörten, und ließen bei denen, die zu ihr gehörten, die Gemeinschaftlichkeit wortwörtlich in Fleisch und Blut übergehen.

Macht Geld traurig?

Albrecht Dürer gehörte zu den oberen Fünfhundert in Nürnberg, ein Patrizier war er nicht. So wenig wie Johannes Kleberger, einer jener abenteuerlichen Aufsteiger, denen das Geld an den Fingern kleben blieb. Kleberger hatte als junger Angestellter der Imhoffs Nürnberg verlassen

und in deren Auftrag Bankgeschäfte zunächst in Bern, dann in Lyon abgewickelt. Der ehemalige Angestellte der alten Patrizierfamilie kehrte 1526 im Alter von vierzig Jahren als neureicher Mann zurück und gab bei Dürer ein Porträt in Auftrag. Sein Vermögen erwarb er als einer der Kreditbeschaffer des französischen Königs. Vermutlich hatte er den Grundstock seines Kapitals

damit gelegt, dass er mit imhoffschem Geld nicht nur imhoffsche Geschäfte machte, sondern auch eigene.

Kleberger brachte keine Dynastie hervor. Das unterschied ihn von den Welsern oder Fuggern, deren Aufstieg bereits im 15. Jahrhundert begonnen hatte und sich mit dem Welthandel, der Montanindustrie und der Geldwirtschaft in atemberaubender Weise fortsetzte. Jakob Vater war

›bloß‹ einer der zehntreichsten
Bürger Augsburgs, Jakob Sohn,
schlechthin »der Reiche«
genannt, war der
vermögendste Geldmann
Europas – und der traurigste
auch? Es »macht das Geld
niemanden fröhlich. Es macht
einen mehr betrübt und voller
Sorgen.« Luther wusste das
vermutlich von Katharina, die
sich um den Familienbesitz
kümmerte und ihn eifrig
mehrte. Sie tat das nicht auf
Sparbüchseniveau. Diese

Büchsen waren aus Ton und sahen noch nicht aus wie Schweine, eher wie bauchige Krüge. Der Straßburger Prediger Geiler von Kayzersberg nannte sie ›Sparhafen‹: »Ain sparhafen hatt nur ain loch, da tuot man die pfennig hinein, und mag man sy nit mer daselbst herauszubringen, ob man schon den hafen umbkert. Doch findt man ain solch subtilheit, dass man etwas heraus bringt mit aim leymroutlin.«

Während der Kleinstsparer in der Not nach einem Pfennig im Spartopf angelt, fürchten sich Kaufleute und Geldverleiher vor Kapitalvernichtung. Eine herzzerreißende Schilderung der Kaufmannsnöte findet sich in Jörg Wickrams Roman *Von guten und bösen Nachbarn*: »Der reich burger, so sich mus seiner zinß und renten behelffen [...] sitzt ein gantzen tag zu gedencken, wie er von disem schuldner müg bezalt werden [...] Des nachts ligt er

in seinem beth ongeschlaffen,
hat diese und jene sorg,
gedenckt stetigs wie er sein gut
zu samen hauff«. Dass viel Geld
viel Sorgen macht, ist eine weit
herumgereichte und wie
Kleingeld abgegriffene
Allerweltsweisheit. Sie hat aber
selten zur Folge, dass die
armen reichen Leute sich ihres
Geldes und ihrer Sorgen
entledigen. Umgekehrt kommt
es häufig vor, dass arme Leute
sich nach dem Geld und den
Sorgen der Reichen sehnen.

Jakob Fugger hat das kalt und klar erkannt: »Wohl hat man allenthalben mit dem Glauben viel zu schaffen, daß der gemeine Pöbel gerne reich wollte werden und niemand arbeiten. Die Bauern wollten zinsfrei sein.« Und klar und kalt lieh er dem Schwäbischen Bund 20000 Goldgulden für die Niederwerfung der Aufstände.

In Augsburg war es im August 1524 zu einer Revolte gekommen, nachdem der Rat einen unliebsamen Prediger

aus der Stadt gewiesen hatte.
An die tausend
Handwerksgesellen und
Dienstleute liefen vor dem
Rathaus zusammen, wurden
jedoch von Söldnern
auseinandergetrieben. Zwei
Rädelsführern schlug man
wenige Wochen später die
Köpfe ab. Das Exempel musste
schon deshalb statuiert
werden, weil etliche Rats- und
Kaufherren, darunter auch
Jakob Fugger, auf andere
Weise den Kopf verloren hatten

und aus der Stadt geflohen waren. Während des Bauernkrieges besoldete der Rat vierhundert Landsknechte, was sich insofern ›rentierte‹, als es in Augsburg ruhig blieb, während in Tirol Bauernrotten Faktoreien der Fugger plünderten.

Welche Geschäfte sind schmutzig?

Das Aufbrechen fuggerscher
Warenlager kann im
Nachhinein als Teil eines
sozialrevolutionären Prozesses
rekonstruiert werden. Die
zeitgenössischen Akteure
handelten jedoch nicht, um
Figur in unseren
Geschichtsbüchern zu machen

(ob nun gute oder schlechte),
sondern aus näher, nämlich in
ihrer eigenen Gegenwart
liegenden Motiven. Dazu dürfte
auch die Chance gezählt
haben, ein paar Bahnen Stoff
von fremden Ballen zu wickeln
oder ein paar Fässer aus
fremden Kellern zu rollen.
Rebellen sind selten feinsinnig
und Aufstände keine
Gelehrtsachen. Die
Plünderer werden, bevor sie
die Faktoren aus den Gewölben
jagten, nicht erst Luther

gelesen haben: »Hier müsste man wahrlich auch den Fuggern und dergleichen Gesellschaften einen Zaum ins Maul legen. Wie ist es möglich, dass es sollte göttlich und recht zugehen, dass bei eines Menschen Leben sollten auf einen Haufen so große königliche Güter gebracht werden? Ich weiß die Rechnung nicht.«

Luther wollte Großkaufleute wie die Fugger von der Obrigkeit zügeln lassen. Aber

von welcher? Vom Kaiser, der ohne ihr Geld keiner geworden wäre und 1523 einen Monopolprozess gegen Augsburger Firmen, darunter die Fugger, Höchstetter und Welser, untersagte? Von den Patriziern, die sich von den Fuggern zwar im Rathaus nicht vor der Nase herumtanzen ließen, aber genau wussten, wo ein großer Teil des städtischen Reichtums herkam? Von den kurfürstlichen Landesherren, die wie der Kaiser auf Kredite

angewiesen waren, um die Herrschaft über ihre Territorien zu festigen? Von verschuldeten Grafen mit ihren ineffizienten Bergwerken, vernachlässigten Landgütern und verschwendungssüchtigen Familienmitgliedern, die sich Geld leihen mussten, von wem immer sie überhaupt noch welches bekamen?

Zur letzten Kategorie gehörten die Stolberg-Wernigerode. Die Grafenfamilie erhielt 1518 den

Brocken als Reichslehen, und vielleicht wurden deshalb 1521 in Wernigerode drei Hexen verbrannt Hinweis. Einer der Geldgeber der Stolbergs war Hans Luder, der Vater des Reformators. Dass es bei Klein-Martin zu Hause kärglich zuging und ihn die »mutter steupet« wegen einer weggenaschten Nuss, bis »das Blut floss«, hatte nichts mit angeblich ärmlichen Verhältnissen zu tun, wie in der Verehrungsliteratur

kolportiert. Die elterliche Sparsamkeit lag daran, dass erwirtschaftete Überschüsse reinvestiert oder bare Münze gegen Zins verliehen wurde. Hans Luder war nicht Jakob »der Reiche«, aber auch kein armer Hund. Was unterschied in Luthers Augen also den kleinen Hans von den damals so titulierten ›großen Hansen‹, die sich Geld aus fremden Truhen liehen, wann immer sie auf offene Deckel stießen? Und was unterschied für Luther den

gegen Pachtzins arbeitenden
Mansfelder

Montanunternehmer vom
Augsburger Kaufmann? Eben
die Arbeit. Der Bergmann holte
mit seinen Händen das Erz aus
dem Berg und zahlte dafür eine
Pacht oder den Zehnten an
denjenigen, der das Bergrecht
innehatte. Das war insofern ein
>sauberes< Geschäft, als das
Geld das Arbeiten ermöglichte.
>Schmutzig< wird das Geschäft,
wenn das Geld selbst zu
arbeiten beginnt.

Zinszahlungen auf geliehenes Geld sind unabhängig davon, was und wie viel mit dem aufgenommenen Kredit erwirtschaftet wird. Im Unterschied dazu ist der Zehnt bezogen auf den Nutzen, auf einen greifbaren Ertrag, auf etwas, was die Arbeit hervorgebracht hat, und wird häufig noch in Naturalabgaben entrichtet. Der Geldzins ist nur bezogen auf das Geld.

Ebenso anrücklich wie der Geldverleih war das

Handelsgeschäft. An einem Ort zu kaufen und an einem anderen zu verkaufen galt nicht als produktive Leistung. Erasmus ereiferte sich im *Lob der Torheit* über die Kaufleute, »weil sie das schmutzigste Gewerbe treiben und auf die schmutzigste Weise: sie lügen, trügen, stehlen, täuschen und schwindeln in einem fort und kommen sich wie die Fürsten vor, weil ihre Finger in goldenen Ringen stecken«. Die Fürsten selbst brachte weder

Erasmus noch Luther mit
Wucher in Verbindung, im
Unterschied zu Thomas
Müntzer: Die »Grundsuppe des
Wuchers, der Dieberei und
Räuberei sind unsere Herren
und Fürsten; sie nehmen alle
Kreaturen als Eigentum: die
Fische im Wasser, die Vögel in
der Luft, das Gewächs auf
Erden muß alles ihrer sein. [...]
So sie nun alle Menschen
nötigen, den armen
Ackersmann, Handwerksmann
und alles, was da lebt, schinden

und schaben, und wenn einer sich dann am allergeringsten vergreift, so muß er hängen. Da sagt dann der Doktor Lügner: Amen.«

Mit Doktor Lügner war Doktor Luther gemeint. Die beiden beschimpften sich wechselseitig als Teufel und waren doch untereinander so einig über das Teufelszeug der aufkommenden Geldwirtschaft wie mit vielen anderen Zeitgenossen. Schon Anfang des Jahrhunderts donnerte der

Straßburger Prediger Geiler von Kayzersberg: »Mit Geld wuchern heißt nicht arbeiten, sondern andere schinden in Müßiggang.« Johannes Eck, der spätere Gegner Luthers, plädierte seit Mitte der 1510er-Jahre für eine Zinsobergrenze von fünf Prozent. Die Bauernvereinigung Bundschuh **Hinweis** forderte ebenfalls, es dürfe nicht mehr als fünf Prozent Zins genommen werden. Und 1523 erschien ausgerechnet in der

Fuggerstadt Augsburg von
Jacob Strauss das *Haubtstück
unn artickel Christenlicher leer
wider den unchristlichen
wucher*. Es handelte sich um
die Zusammenfassung einer in
Eisenach gehaltenen Predigt.
Strauss hatte als eine Art
Wanderprediger in den Tiroler
Bergbaugebieten begonnen
und dort so viel Zulauf gehabt,
dass er ausgewiesen worden
war. 1522 kam er nach
Wittenberg und landete
schließlich in Eisenach. In

seiner aus 51 Thesen bestehenden Flugschrift heißt es unter Punkt 5: »Ain pfennig über die hauptsum ausgelihen eingenomen, ist wucher.«

In der zweiten Hälfte der 1510er-Jahre war es wie in anderen deutschen Gebieten in und um Eisenach als Folge von Missernten zu einem Verschuldungsschub bei Ackerbürgern und Bauern gekommen. Die Zinszahlungen wuchsen den Menschen über den Kopf, und der Unmut

wuchs mit. 1523 und 1524 eskalierte er im Eisenacher Wucherstreit zu tumultartigen Auseinandersetzungen zwischen Schuldnern und Gläubigern, von denen die geistlichen Institutionen und Klöster besonderen Hass auf sich zogen. In diesem Streit wurde der Reformator Strauss zur Stimme der Schuldner. Seine fünfte These erklärte unmissverständlich jeden Zins für unchristlich, prinzipiell und vom ersten Pfennig an.

Allerdings riet er vom Widerstand gegen das zwangsweise Eintreiben des Zinses ab. Der Konflikt wurde dadurch geglättet, wenn auch nicht gelöst, dass in Eisenach als erster deutscher Stadt ein Höchstsatz von 5 Prozent eingeführt wurde. Auch Strauss akzeptierte dies als Übergangslösung, plädierte aber weiter für den am Ertrag orientierten Zehnten statt der ertragsunabhängig aufs geliehene Kapitel bezogenen

Zinsen.

Die 5 Prozent waren die magische Grenze, unterhalb deren der Zins sowohl für die evangelischen Reformer als auch für die späteren katholischen Gegenreformer gerade noch tolerierbar war. Jeder darüberliegende Satz galt als Wucher – bei den Theologen und bei den Schuldnern, nicht jedoch bei den Geldverleihern und Gläubigern. 1539 musste Luther in Leipzig gegen

Zinssätze von 40 Prozent wettern. Und Calvin musste noch 1557 den Genfer Kaufleuten nachgeben und die Zinsobergrenze von 5 auf 6,6 Prozent erhöhen. Ihr Druckmittel wird bekannt vorkommen: Sie drohten mit Kapitalflucht, in diesem Fall mit Abwanderung nach Lyon.

Das meistgehasste ›schmutzige Geschäft‹ in dieser Epoche, in der aus einzelnen Abenteurerhändlern europäisch vernetzte

Unternehmer wurden und aus
wagemutigen Glücksrittern den
Markt beherrschende
Monopolisten, war der
›Fürkauf‹. Worum es dabei
geht, veranschaulicht eine
zeitgenössische Chronik. Sie
empört sich über die
Geschäftspraktiken von
Ambrosius Höchstetter **Hinweis** :
»Mit seiner Kaufmannschaft
hat er oft den gemeinen Nutz
und armen Mann drückt, nit
allein mit großer namhafter
guet und waare, sondern auch

mit schlechter, minder waar.
Er hat die Eschenholz bei
gutem Weg aufkauft, und wann
böser Weg ist gewesen, zu
Markt geführt, desgleichen
Wein und Korn, [...] und hat oft
eine ganze waar mit einander
aufkauft, theurer, denn es
werth ist gewesen, damit er die
andern Kaufleut nach Gefallen
druckt, die solches nit vermögt
haben. Darnach hat er in die
Waar ein Aufschlag in allen
Landen darin gemacht und sie
verkauft nach seinem willen.«

Der ›Fürkauf‹ von Getreide, das spekulative Aufkaufen und Horten, konnte nach schlechten Ernten eine schwierige Versorgungslage durch eine Preisexplosion zur Hungersnot verschärfen wie 1538/39 in Wittenberg. Deshalb wandte sich Luther am 9. April 1539 an Kurfürst Johann Friedrich: »Es ist hier zu Lande eine plötzliche Teuerung und unversehens Hunger eingefallen, daß es nicht verwunderlich ist, daß wir

gezwungen werden, E. K. F. G.
[Euer Kurfürstliche Gnaden]
als Herrn und Vater des Landes
anzurufen um Hilfe und Rat.
Wieviel Vorrat allhier zu
Wittenberg sei, wissen E. K. F.
G. ohne Zweifel zu errechnen.
Jetzt muß Wittenberg die
Städtlein Kemberg und
Schmiedeberg mit gebackenem
Brot versorgen, daß der
Stadtrat mir sagt [sein
Informator war Lucas
Cranach], es gehe mehr Brot
hinaus aufs Land, als hier in

der Stadt verspeist wird. Noch halten es etliche dafür, daß solche Teuerung nicht so sehr aus Mangel, als vielmehr aus Geiz [damals im Sinne von Gier] und Bosheit der reichen Adeligen komme [...] Wohl sagt man, daß dieser und jener habe sich lassen hören, er wolle kein Körnchen verkaufen, bis ein Scheffel [...] ein Gulden koste, obendrein soll das Korn aus dem Land geschafft und hinweggeführt worden sein. [...] Darum bitten wir alle, E. K.

F. G. wollten sich gnädiglich
erzeigen, nicht allein mit
augenblicklicher Hilfe [...],
sondern auch mit
Regierungsmaßnahmen, daß
die vom Adel nicht also das
Korn hinfort allein aufkaufen
und wegführen und damit so
unverschämt wuchern«.

Für Luther waren ›Teuerung‹
und Hunger schlimmer als die
Pest: »Ist aber allezeit besser
Pestilenz, denn Hunger.
Pestilenz macht fromm,
Teuerung macht Buben, die

geizig werden.« Zu denjenigen, die des Fürkaufs geziehen wurden, gehörten neben den Nürnberger und Augsburger Großkaufleuten und neben regionalen Händlern, die aus Notlagen Kapital schlugen oder mit Kapital Notlagen herbeiführten, seit dem Mittelalter die als Wucherer geschmähten und verfolgten Juden. Hier wurden keine Unterschiede gemacht. Wie ›der Jude‹ als Hostienschänder und Brunnenvergifter galt, so

wurde ihm die Wucherei als Wesensmerkmal zugeschrieben und angelastet. Die ›jüdische Wucherei‹ hatte sich selbst in großen Köpfen dermaßen festgesetzt, dass das Wuchern christlichen Geschäftemachern als ›jüdisch‹ vorgeworfen wurde. Und die hohlen Köpfe waren stets bereit, die Gettos zu stürmen und Juden totzuschlagen, wenn eine Teuerung den Beutel leerte und der Hunger den Magen knurren ließ.

Auf einem Holzstich Jost Ammans im *Ständebuch* geht ein Geizhals schimpfend an einem Bettler vorbei, die Hände fest um den prallen Beutel gekrampft. Die Verse von Hans Sachs erläutern: »Ein Geltnarr so werd ich genannt / On ruh ist mein hertz, mund und hand / Wie ich nur groß Gelt und Reichthum / Unverschempft listig überkumb / Mit dem Juedenspieß thu ich lauffn / Mit Wucher auffsätze und verkauffn«. Wucher, Geiz

und Gier waren jüdisch, und ›der Jude‹ überhaupt an allem schuld, sogar daran, dass der Regen ausblieb. In Wickrams *Rollwagenbüchlein* erzählt ein Schwank von einem Juden, der in einem Wirtshaus einen Hustenanfall bekommt: »›Ja‹, sagt der jud, ›ich werd gewiß einen regen husten; denn er ist nun lang in mir gesteckt.‹ Bald wuscht [springt] ein baur auff, woelcher gar bedruncken was, nam den juden bey der kartausen [übertragen: am

Schopf] und schleift ihn im
summerhauß herumb und tratt
ihn mit füßen, sagt zu ihm:
›Hey, du schandlicher jüdischer
hund, hastu so lang ein regen
in dir gehabt und hast den mit
gewalt in dir behalten; waß
hastu dann guten wein, frucht
und futer verderbet‹«.

Immer wenn es um die Juden
ging, verließ die christlichen
Leute Verstand und Anstand.
Noch heute können
Zeitreisende in Wittenberg
(und nicht nur dort) einer

›Judensau‹ begegnen. Das aus dem Mittelalter stammende antisemitische Schmährelief, inzwischen hilflos und bloß halbwegs wiedergutmacht durch ein Mahnmal in unmittelbarer Nähe, befindet sich an einer Außenmauer der Wittenberger Stadtkirche, in der Luther säuisch über das Schwein predigte: »mit seiner lincken hand zeucht er [der Rabbi] den pirtzel [des Schweins] über sich, bückt und kuckt mit grossem vleis der

Saw unter dem pirtzel in den
Thalmud hinein«.

Die Post geht ab

Zu Anfang 1544 wurde Leonhard von Taxis, dessen lombardische Familie seit hundert Jahren für die Beförderung kaiserlicher Briefschaften sorgte, von Karl V. zum Generalpostmeister ernannt. Leonhard war zu diesem Zeitpunkt nur wenig älter als der Kaiser bei seiner

Wahl 1519, den damals die Nachricht vom Wahlsieg in Brüssel erreicht hatte, überbracht von einem Kurier der Familie Taxis. Leonhard dominierte das durch kaiserliche Privilegien abgesicherte Monopol sagenhafte sieben Jahrzehnte lang. Es wurden lokale Netze und europäische Linienverbindungen aufgebaut mit den dazugehörigen Poststationen und den Wechselstationen für Pferde.

Die einzelnen Netze und Linien wurden schließlich zu einem europäischen Netz verknüpft.

In Leonhards Anfangsjahren am Ende der Lutherzeit war der wichtigste Knoten im Netz die Stadt Antwerpen. Die dortigen Kaufleute wurden angehalten, ihre Briefe und Sendungen nur mit den Taxis-Reitern zu befördern. Dem Folge zu leisten fiel insofern nicht schwer, als die Boten ein Geleit genossen, das an Verlässlichkeit und Sicherheit

von keinem Konkurrenten ohne kaiserliches Privileg erreichbar gewesen wäre. Man konnte sich selbst auf den Weg machen, um einen Brief oder eine Geldsendung zu überbringen, oder man konnte einen Vertrauten schicken. War beides nicht möglich, kamen nur die taxischen Reiter infrage. Niemand sonst hatte etwa das Vorrecht, als Bote ins Horn zu blasen – nicht, weil es so hübsch klang, sondern weil es nach einem nächtlichen Ritt

beim Anknunft vor einer Stadt
dazu berechnigte, das Öffnen
des Tors zu fordern.

Etwas über Hanse und Hering

Zu den Gegnern der aufsteigenden Handelshäuser gehörte die Hanse, deren ökonomische und politische Macht seit Längerem im Niedergang begriffen war. Die Firma Fugger ließ das Silber aus der Erde holen, die Hanse aus dem Meer. Über

Jahrhunderte hatte der Fisch mit den silbrig schimmernden Bäuchen die Städte reich gemacht. Um 1500 begannen die Schwärme in der Ostsee zu schwinden und blieben seit Mitte des 16. Jahrhunderts ganz aus. Der Heringsfang verlagerte sich in die Nordsee und der Heringshandel von der Hanse zu den Niederländern. Der Hering allein war nicht am lang währenden Niedergang der Hanse schuld. Ein weiterer Faktor war die Erschließung

und der Ausbau des Ost-West-Handels über Land, etwa durch die Fugger, und der Bedeutungsverlust des Mittelmeers und der Nord-Süd-Routen durch den atlantischen Handel im Zuge der neuen, globalen Seeschifffahrt.

Ganz gleich, ob der Hering in der Ost- oder in der Nordsee gefangen wurde: Für den Fisch brauchte man Fässer, für die Fässer Dauben, für die Dauben Holz und gegen die Luft dazwischen Pech. Das Holz

wurde in abgelegenen Wäldern geschlagen, über Flüsse zu den Meerhäfen geflöst und von dort zu den Büttnern und Daubnern geschafft. Das Pech wurde aus dem Osten importiert, eingehandelt gegen westliche Textilien und Wein.

Für das Haltbarmachen des Herings brauchte man Salz, viel Salz. In Lübeck beispielsweise bestand daraus ein Fünftel der Füllung. Die Fässer wurden fest verschlossen, mit einem

Brandzeichen des Rats der Stadt versehen und bis in die oberdeutschen Städte geliefert. Wenn man auch die Augsburger und Nürnberger nicht mochte, Kundschaft blieb Kundschaft. Der uralte Tauschhandel war auf menschliche Tugenden wie Vertrauen und Verlässlichkeit gegründet. Beim Handel Ware gegen Geld kam es dagegen auf das Vertrauen in den Silber- oder Goldgehalt der Münzen an und auf die

Verlässlichkeit ihrer Wertbezeichnungen. Es zählte, wer zahlen konnte, und was gezahlt wurde, musste wiederum gezählt werden. Das sogenannte Bamberger Rechenbuch (1482/83) des Nürnberger Rechenmeisters Ulrich Wagner, das als ältestes gedrucktes deutsches Rechenbuch überhaupt gilt, behandelt auch die Umrechnung verschiedener Münzen.

Rechnen nach Adam Ries

II und II ist IV, und zwar so, wie es hier steht. Im Mittelalter wurde lateinisch gerechnet, erst um 1500 begannen die arabischen Ziffern im Alltag, im Kontor und in den Büchern die lateinischen abzulösen. Im Vergleich zum alten Verfahren war das Rechnen mit den

neuen Zahlen der reinste
Spaziergang, jedenfalls
behauptete das der
Frankfurter Rechenmeister
Simon Jacob von Koburg:
»soviel vorteils ein Fußgänger,
der leichtfertig und mit keiner
last beladen ist, gegen einen,
der unter einer schweren last
stecket, hat, soviel vortheil hat
auch ein Kunstrechner mit den
Ziphern für einen mit den
Linien«.

Beim Rechnen auf der Linie
wird ein Brett oder ein Tuch

mit Längs- und Querstrichen in Räume aufgeteilt, die dem lateinischen Zahlensystem entsprechen: die unterste waagrechte Linie für I, die nächste Waagrechte für X, die übernächste für C (100) und die oberste für M (1000). Die unbezifferten Steine werden entsprechend dem Zahlenwert, den sie darstellen sollen, auf die Linien verteilt. Zum Beispiel bedeuten drei Steine auf der untersten Linie 3, drei auf der zweiten Linie 30 und so weiter.

Beim fünften Stein nimmt man alle fünf Steine von der Linie und setzt einen Stein ins ›Spatium‹, in den Raum unter der nächsthöheren Linie. Ein Stein im ersten Spatium bedeutet 5, im nächsten 50, im übernächsten 500. Beim zweiten Stein im Spatium nimmt man beide Steine weg und setzt stattdessen einen auf die Linie darüber.

Mit diesem Auslegen des Rechenbretts oder des Rechentuchs mit

Rechensteinen
(›Rechenpfennigen‹) kann
addiert, subtrahiert,
multipliziert und dividiert
werden. **Hinweis** Bei geübten
›Rechenkünstlern‹ flitzten die
Steine unter den Händen so
schnell übers Brett, dass die
Augen kaum folgen konnten.
Das wirkt auf Zeitreisende
faszinierender als das wenig
spektakuläre Rechnen ›mit der
Feder‹, also mit arabischen
Ziffern auf Papier. Dabei käme
wohl so mancher in

Verlegenheit, sollte er diese vergessene Methode aus der eigenen Grundschulzeit in einem Kontor des 16. Jahrhunderts demonstrieren. Das Rechnen mit der Fingerkuppe wiederum, das Herumtippen auf Computertasten oder Touchscreens, wäre wohl nicht nur von den Handelsherren in Augsburg und Nürnberg für Zauberei gehalten worden, sondern auch von Meister Adam Ries in Annaberg.

Ries war seit Ende der 1510er-Jahre zunächst in Erfurt, dann in Annaberg und in weiteren Städten des Erzgebirges in verschiedenen Funktionen tätig. Neben seiner Arbeit als Bergschreiber, Fassmesser und Erzberechner unterhielt er private Rechenschulen, schrieb arithmetische Grundlagenwerke und drei Rechenbücher zum praktischen Gebrauch. Das bekannteste davon ist die sogenannte

Practica von 1550: *Rechnung nach der lenge, auff den Linihen und Feder. Darzu forteil und behendingkeit durch die Proportiones, Practica genant, Mit gruentlichem unterricht des visierens.* Dieses ›Visieren‹ bezieht sich auf das Ausmessen von Fässern, den wichtigsten Transportgefäßen der Zeit, nicht nur bei Salzheringen.

Im Teil über Linienrechnen erläutert Ries unter anderem die Grundrechenarten, das

Gewinn-und-Verlust-Rechnen,
die »Silberrechnung«,
»Goltrechnung« und
»Kupfferrechnung« oder die
»Erbteilung«. Das alles wird im
zweiten Teil für das Rechnen
»auff der Feder« noch einmal
durchgenommen, wie im ersten
stets an Beispielen. Im dritten
Teil folgt das Berechnen von
Münzen und ihrem
Edelmetallgehalt, im vierten
und letzten geht es um die
Fassmesserei, einschließlich
der Herstellung von

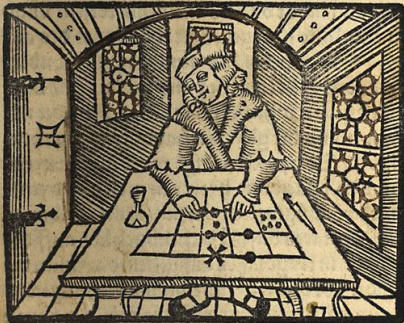
Visierstäben

zur

Volumenberechnung.

Rechnung auff der linihen

gemacht durch Adam Riesen vonn Staffels
steyn in massen man es pflegt zu lern inn allen
rechneschulen grundtlich begriffen anno 1518.
vleysiglich vberlesen vnnnd zum drytten mall
in trugt vorfertiget.



¶ Gedruckt zu Erfordt durch
Matthes Maler

1527

Die Titelseite zu einem der

Lehrbücher von Adam Ries
präsentiert einen Rechentisch mit
Rechensteinen. Das flinke An- und
Umlegen der Steine erforderte
arithmetische und akrobatische
Geschicklichkeit.

Gehen wir also bei Adam Ries
in die Schule. Zunächst eine
Rechenaufgabe aus dem
dritten Teil: »Ein müntzmeister
hat 3 stückle golts das erst
wigt 1 marck 10 lot, helt die
marck 15 karat, das ander wigt
2 marck 4 lot, helt die marck
17 karat, das dritte wigt 3

marck 2 lot, helt die marck 18 karat, die lett er alle drei zugleich brennen, ist im gewicht 1 1/2 marck abgangen, wievil hat 1 marck durcheinader vor dem brennen gehalten, des gleichen die marck nachem brennen« – »also Rechen wievil goldes in jedem stückle«. Eine Aufgabe aus seinem zweiten Rechenbuch, fast drei Jahrzehnte vor der *Practica* erschienen, konfrontiert uns mit Münzwerten und

Handelswegen: »Item einer
kauffet zween Säum gewande
zu Bruck [Brügge] in Flandern,
kost ein Tuch 13 fl. ein halben
[13, 5 fl./Rheinisch Gulden],
helt ein Saum 22 Tuch, kosten
mit fuhrton biß gen Preßburg in
Ungern 34 fl. Alda gibt er ein
Tuch für 12 fl. vierdthalben ort-
Ungerisch [Ungarische
Gulden], und 100 Ungerisch
[Gulden] thun 136 fl. ein ort
Rheinisch.« Die Lösung? Ries
nennt sie, aber wir könnten so
wenig mit ihr anfangen wie mit

der Aufgabe. Um nicht völlig frustriert aus der Schule zu laufen, noch eine Aufgabe, die ein Wittenberger Kollege von Ries seinen Schülern stellte: »Es hat ein Bürger ein Haus gebawet, das will er decken, und er mus auff einer seiten des Tachs haben inn die lenge 199 ziegel, und inn die breite 38 ziegel. Ist die frage, wie viel ziegel er zum ganzen Tach haben mus? Facit 15124 ziegel.« Sind das nicht zu viele? Das Dach hat zwei Seiten!

»Multiplicir die lenge und breite der einen seiten des Tachs zusamen komen 7562 ziegel, duplicirs, komen 15134 zum gantzen Tach.« $2 \times 7562 = 15134$? Auch Rechenmeister können irren. Oder der Setzer hat nicht aufgepasst – der Setzer der Rechenaufgabe, nicht des Zeitreisebuchs.

4. Auf der Burg und in der Stadt



*Götz von Berlichingen wird
belagert – Von der Burg
zur Residenz – Claus Narr
von Torgau will nicht in den
Himmel – Mauern und Tore*

*- Nürnberg: Unter der
Veste und am
Tiergärtnertor - Die Tiere
der Stadtmenschen - Die
humanistische Universität -
Studentenunruhen - Der
›Pöfel‹, die Lebensnot und
der ›Gemeine Kasten‹ -
Was ist ein ›Pfennigbrot‹? -
Das ›tolle Jahr‹ in Erfurt*

Götz von Berlichingen wird belagert

Ritter faszinieren kleine Jungs
(große mitunter auch), und
Mittelalterfestspiele in
Burghöfen locken
scharenweise die Familien an.
Der bei Aschaffenburg
geborene Autor darf mit Stolz
vermelden, dass seine
fränkische Heimat die größte

›Burgendichte‹ Deutschlands aufzuweisen hat. Allein in Unterfranken sind 296 Burg- und Wehranlagen bekannt. Der fränkische Benediktiner Johannes Butzbach schwärmte in seinem 1505 niedergeschriebenen autobiografischen *Wanderbüchlein* von seiner Geburtsstadt Miltenberg und der über ihr aufragenden Burg des Mainzer Erzbischofs, die mit Graben, Zugbrücke, Schlosskapelle und sogar

einem Marstall zur Unterbringung der Pferde ausgestattet gewesen sei. Würde ich diese Reise in die Lutherzeit mit einer Reise zurück in die eigene Kindheit verbinden, dürfte die Stadt Miltenberg gleichfalls nicht fehlen. Hinzu kämen Schloss Mespelbrunn im Spessart (»speisert« schreibt Butzbach) und Schloss Johannisburg in Aschaffenburg, wo Butzbach eine Schneiderlehre machte

Hinweis .

Das sich idyllisch selbstverliebt im Wasser spiegelnde Mespelbrunn wurde ursprünglich als Trutzburg errichtet, das über dem Main prunkende Renaissanceschloss Johannisburg entstand erst Anfang des 17. Jahrhunderts

Hinweis. Doch gab es einen Vorgängerbau, der insofern für die Lutherzeit von Belang ist, als sich wegen der Reformation der Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg

Hinweis, Luthers

»Scheißbischoff«, nach 1539 dorthin zurückzog. Dieser Bau wurde 1552 im Markgräflerkrieg zerstört, durch den ein Hohenzoller ein Herzogtum Franken begründen wollte. In die Hände der Plünderer fielen auch die Kunstschätze, die Albrecht mit nach Aschaffenburg gebracht hatte. Doch heute sind wieder Gemälde von Lucas Cranach dem Älteren in der Schlossgalerie zu besichtigen. Und wenn man den Blick von

den Bildern wendet und durch
die Fenster über den Fluss
sieht, der sich so drei- und
viereckig durch die schöne
deutsche Landschaft und die
schlimme deutsche Geschichte
windet, könnte man
melancholisch werden bei der
Erinnerung an all die
Trümmerschichten, auf denen
unsere Gegenwart errichtet ist.

Vom Alltag in einer Burg
machen sich
Ritterfestspielbesucher die
abenteuerlichsten

Vorstellungen, die mehr mit der Mittelalterrrromantik des 19. Jahrhunderts zu tun haben als mit dem wirklichen Leben hinter dicken Mauern. Die Treppen waren steil, die Kammern und Säle kalt und zugig. In den Fenstern, wenn man die Löcher in den Mauern so bezeichnen kann, hingen hölzerne Läden, die den Wind nur teilweise, das Licht aber ganz aussperrten. Oder die Mauerlöcher waren mit bloß halb durchsichtigem

Pergament bespannt, durch das man nicht nach draußen sehen konnte.

Wo es keine Fenster gibt, braucht man keine Vorhänge. In den kalten Burgsälen prangten vereinzelt Teppiche an der Wand, aber sonst war die textile Ausstattung karg. In den Bürgerzimmern indessen hingen zu dieser Zeit bereits kostbare Stoffe an Stangen vor den Fenstern, jedenfalls in den Häusern der Reichen, und nicht als Sichtschutz, den

hatten Butzenscheiben nicht
nötig, sondern zum Schmuck
und zur Zierde.

War der Burgherr in Fehde
und hatte gerade
Waffenknechte angeheuert,
wurde auf den Wehrgängen
>patrouilliert<. Seit es Soldaten
gibt, wird Wache geschoben,
und seit Wache geschoben
wird, langweilen sich die
Soldaten. Leisten wir dem
übermüdeten Wächter
Gesellschaft, der auf der
Burgmauer hin- und hertappt

und seine in den Kasematten
schnarchenden Spießgesellen
beneidet. Am Nachthimmel
sind wegen der Wolken keine
Sterne zu sehen, nur der
Vollmond schimmert fahl und
rund wie ein Heiligenschein.
Wenn wir uns über die
Brüstung beugen, sehen wir in
einer Ecke des Burghofs die
Flammenschatten eines späten
Küchenfeuers hüpfen. Sonst ist
es vollkommen dunkel. Man
kann buchstäblich die Hand
nicht vor dem Auge sehen. Es

ist unheimlich; und unheimlich
laut. Draußen vor den Mauern
knackt es im Unterholz,
Tierschreie gellen, es raschelt
und trappelt und quiekt.
Plötzlich geht ein Rauschen
über uns hinweg, das
Flügelrauschen einer Eule. Wir
sehen kaum einen Schatten von
ihr und haben doch das Gefühl,
uns hätten beinahe die Flügel
gestreift. Danach geschieht
nichts mehr, so absolut nichts,
dass wir uns fragen, wie der
Wächter die Nacht

durchstehen soll, ohne - da hören wir seinen Atem. Er kommt aus einer Mauernische und geht ruhig wie der eines Schlafenden.

Wir lassen den Mann in Ruhe und ziehen uns wieder in die eigene Gegenwart zurück, um gemütlich im Sessel die pittoreske Schilderung zu lesen, die der Ritter Ulrich von Hutten im Jahr 1518 vom Burgleben gab: »Steht eine Burg auf einem Berge oder in der Ebene, auf jeden Fall ist sie

nicht für die Behaglichkeit,
sondern zur Wehr erbaut, mit
Gräben und Wall umgeben,
innen von bedrückender Enge,
zusammengepfercht mit Vieh-
und Pferdeställen, dunkle
Kammern voll gefropft mit
schweren Büchsen, Pech,
Schwefel und allem übrigen
Waffen- und Kriegsgerät.
Überall stinkt das
Schießpulver, und der Duft der
Hunde und ihres Unrates ist
auch nicht lieblicher [...]. Und
welch ein Lärm! Da blöken die

Schafe, brüllt das Rind, bellen die Hunde, auf dem Felde schreien die Arbeiter, die Wagen und Karren knarren, und bei uns zu Hause, die wir nahe den Wäldern wohnen, hört man auch die Wölfe heulen.« Hutten übertrieb nach Literatenart beim Schreiben dieses Briefes an Willibald Pirckheimer, um sich bei dem Humanisten dafür zu rechtfertigen, lieber einem Fürsten zu dienen, als auf einer Burg zu herrschen.

Viele Burgen waren zeitweise gar nicht oder allenfalls mit drei, vier Leuten bemannt. Bei kleineren Anlagen reichte im inneren Hof der Platz nicht für Vieh- und Pferdeställe. Deshalb wies Butzbach ausdrücklich darauf hin, dass die Miltenberger Burg einen Marstall hatte. Oft waren in den Gebäuden um die Vorhöfe nur drei oder vier Klepper eingestallt. Hutten wiederum lässt – vielleicht aus ritterlicher Ehre – die Esel und Maultiere

unerwähnt, die in Wahrheit für den Nachschub über Serpentinewege sorgten. Auch das Schießpulver dürfte weniger martialisch gestunken haben, als er behauptet, denn viele Burgherren konnten sich weder Geschütze noch Hakenbüchsen leisten. Wer schießen will, braucht nicht nur Büchsen und Kanonen und das Pulver und die Kugeln dazu, sondern auch Büchsen- und Geschützmeister. Diese Spezialisten waren in den

fürstlichen und kaiserlichen Heeren und in den Truppen der Reichsstädte zu gefragt, um sich gegen geringe Bezahlung in den Dienst eines kleinen Freiherrn stellen zu müssen.

Außerdem setzte eine Kanone, selbst eine bewegliche ›Schlange‹, die das Feld vor der Burg bestreichen sollte, bauliche Veränderungen an den Schießscharten voraus. Deren unterer Teil musste je nach Gewicht und Kaliber des

Geschützes verbreitert werden, um das Rohr schwenken zu können. Für Hakenbüchsen wiederum waren in den Schießscharten hölzerne, besser eiserne Querstäbe zu verankern, um die Büchsen zum Schutz vor dem Rückstoß beim Abfeuern festzuhaken. Jedenfalls dürfte das beeindruckende Waffenarsenal auf Burg Boxberg bei Bad Mergentheim im Jahr 1523, dem Jahr ihrer Zerstörung, eher eine Ausnahme gewesen

sein: 76 Stück werden
aufgezählt »an trefflichem
geschütz, als quartenen,
notschlanngen, valckonetlin,
zenntner- und sunst
hackenpüxen in mercklicher
antzal, dartzu kugl, pulfer und
annder munition, auch wein,
mel, getraid, flaisch, saltz und
allem dem, so in ein besetzung
gehört.«

Wie wichtig eine solche
Ausstattung war, erfuhr Götz
von Berlichingen, als der
Schwäbische Bund gegen ihn

vorging. Wegen der schlechten Bewaffnung und der zu Ende gehenden Vorräte blieb ihm nichts anderes übrig, als auf den freien Abzug zu vertrauen, den man zusicherte, sollte er die Burg kampflös räumen: »Es wurde nun ein Vertrag gemacht, nach welchem mir und den Meinen, die in der Festung lagen, freier Abzug mit unserm Leib, Hab und Gut, auch mit Wehr, Harnisch und mit den Pferden, welche ein jeder hatte, versprochen war.

[...] Mit diesem Vertrage waren ich und meine Verwandten [...] wohl zufrieden, denn wir hatten nur noch drei Malter Mehl im ganzen Hause, und die Bürger in der Stadt hatten Kasten und Keller inne, daß wir nichts mehr zu essen bekommen konnten; auch besaßen wir nur noch einige Schafe, welche ich den Bürgern vor der Stadt genommen und vor ihren Augen aufs Schloß getrieben hatte, von denen wir einige Zeit

lebten. Auch hatten wir keine Kugeln zum Schießen mehr, nur noch das Zinn, was ich aus den Fenstern und Türangeln gebrochen hatte, so daß ich wenigstens gegen einen Ansturm gerüstet war. Dazu fehlte uns Wasser für die Pferde und an Wein war nur noch da, was mir gehörte, den mußten wir und unsere Pferde trinken. An Korn und Hafer gab es auch nur so viel, als mir gehörte, und das war gar wenig.«

Götzens ›Schloss‹ verfügte nicht über einen Brunnen, allenfalls über eine Zisterne, in die über Dachrinnen und Rohrleitungen das Regenwasser lief. Bei Hügel- oder gar Felsenburgen war das Bohren nach Grundwasser eine technische Herausforderung und zog Kosten nach sich, denen ein ritterlicher Schafsräuber wie Götz nicht gewachsen war. Er übergab die Burg, wurde jedoch entgegen der Vereinbarung

gefangen gesetzt. Wenigstens kam er mit dem Leben davon, im Unterschied zu einigen seiner Knechte und auch im Unterschied zu den Besatzungen mancher Burgen, die in der Anfangsphase des Bauernkrieges von den Aufständischen fast ohne Gegenwehr genommen worden waren. Nach der Vernichtung der Bauernhaufen durch ebenden Schwäbischen Bund, der auch Goetz zu schaffen machte, stellten im

Bambergischen die
ausgeplünderten Burgherren
Schadenslisten zusammen.
Einer beklagt, dass ihm sein
»Faulbettlein«
abhandengekommen sei, sicher
ohne daran zu denken, dass es
den Bauern vor allem im
übertragenen Sinn darauf
angekommen war, die Herren
vom Faulbett zu jagen. Ein
anderer gibt eine
Schadensmeldung auf über
»sechs gutter [...] federpet;
item eyn petstat darin sulche

pedt gelegenn, dy war von
linttem holtz mit gantßem
himeln darinne.«

Betten waren kostbar. Selbst
zarte Burgfräulein mussten mit
hölzernen Schlafkisten in
Mauernischen vorliebnehmen,
und ihre Brüder wälzten sich
von Kriegsträumen
heimgesucht in Gurtbetten
herum, so unbequem wie die
im Feldlager. Die Besatzung in
den Kasematten wiederum
nahm mit Stroh vorlieb und
war schon dankbar, wenn die

Streu nicht schimmelte in den ewig feuchten Gewölben.

Wer nachts einmal ›rausmusste‹, der musste wirklich hinaus, entweder auf einen abgelegenen Ort im Hof oder in einen Steinerker, von dem das, wovon man sich ›erleichterte‹, die Mauer hinabrann oder in den Burggraben plumpste. In den städtischen Fachwerkbauten war das nicht viel anders. Noch heute sieht man in Nürnberg hölzerne Abort-Erker an

Hauswänden kleben. Dass man sich auf einem Holzgestell über den Nachttopf setzte, der von einem Hausknecht im Nebenraum durch eine Wandklappe entnommen werden konnte, war ein seltenes Privileg. Diesen ›Stuhlgang‹ hatte man nur in Patrizierpalästen und Residenzen.

Von der Burg zur Residenz

Nachdem Kaiser Karl in
Mühlberg den
Schmalkaldischen Bund besiegt
und Kurfürst Johann Friedrich
von Sachsen gefangen
genommen hatte, zog er mit
seiner Entourage in
Wittenberg ein. Auch die erst
wenige Jahre zuvor

fertiggestellte Residenz in Torgau besichtigte er. Sie ist ein Beispiel dafür, wie ursprünglich als Wehrbauten errichtete Anlagen zu Zentralbauten der Territorialfürsten erweitert wurden. Die Macht, aus Gewalt emporgewachsen, verstetigte sich zur dynastischen Herrschaft, die sich im 17. und 18. Jahrhundert wiederum zum absolutistischen Staat verdichten sollte. Dramatischer ausgedrückt: Die Herren

stiegen von ihren Felsenburgen hinab, zogen in die Städte und machten Residenzen und Höfe zu administrativen und repräsentativen Mittelpunkten. Die bei Schlossneubauten weiterhin errichteten Burgtürme hatten keine militärische Schutzfunktion mehr, sondern wirkten als steinerne Symbole herrschaftlicher Selbstbehauptung. Die baulichen Erinnerungen an die Burgen der Vorfahren waren

Rechtfertigungen
gegenwärtiger Macht. »Wir
haben schon immer hier
geherrscht«, könnte ein
Landgraf auf der
Turmplattform zum
Zeitreisenden sagen und mit
der beringten Hand auf die
Dächer der Stadt weisen, »und
wir werden immer hier
herrschen.« Zeitreisende
wissen es besser. Aber sie
wissen auch, dass den
städtischen Residenzen des
frühen 16. Jahrhunderts eine

Zukunft bevorstand, von deren barocker Pracht sich kein Landesfürst der Lutherzeit eine Vorstellung machen konnte. Jedenfalls lebten und wuchsen die Fürsten in und mit der Stadt, während die Reichsritter auf den Burgen von der Stadt lebten und gegen sie kämpften.

Hartenfels in Torgau galt als eines der prächtigsten Schlösser seiner Zeit in Deutschland und soll sogar den Kaiser beeindruckt haben. Das Gebäude mit seinem prunkend

nach außen gestellten Treppenhaus, dem knapp 20 Meter hohen Wendelstein, ist weit entfernt von sogenannter ›protestantischer Nüchternheit‹. Der entspricht allenfalls die von Luther 1544 eingeweihte Schlosskapelle, die als erster im evangelischen Glauben errichteter Kirchenbau angesehen wird. Zu Luthers Zeit war sie nicht ganz so kahl wie heute, sondern mit einem Altarbild Cranachs und mit weiteren

Gemälden geschmückt. Immer noch zu sehen sind die Reliefs im Bogen am Eingangsportal. Dort hält ein geharnischter steinerner Engel die Lanze, mit der Christus am Kreuz die Seitenwunde beigebracht wurde. Der Protestantismus mit seiner Auffassung der Erde als ›Jammertal‹ hatte von Anfang an eine besondere Vorliebe für die ›Leidenswerkzeuge‹ Jesu. Man erregte sich über den katholischen Reliquienzauber,

trieb aber selbst einen Kult mit Lanze, Dornenkrone und Essigschwamm. Die meisten Leute sind eben keine Schriftgelehrten, und der Alltagsprotestant gibt sich mit ›sola scriptura‹ Hinweis (allein mit dem Bibeltext) ungern zufrieden und bedarf der Anschauung. So wird selbst das Schriftprinzip noch bildlich dargestellt: Eines der drei Kanzelreliefs der Schlosskapelle zeigt Jesus als Kind, wie er im Tempel die

Schrift auslegt.

Torgau ging der Rang als Residenz nach der Mühlberger Niederlage verloren. Der besiegte Johann Friedrich musste die Kurfürstenwürde an seinen Vetter Moritz von Sachsen abtreten, der folgerichtig sein Dresdener Schloss zur Residenz ausbaute, noch größer und prächtiger als Torgau. Das Übersteigern und Übertrumpfen gehört zum Wesenszug jeder Macht, die selbstbewusst auf die Zukunft

baut. Bei kleineren Herren konnte das karikaturhafte Züge annehmen. Die Mansfelder Grafenfamilie beispielsweise, Besitzer von annähernd zweihundert Ortschaften (darunter die Städte Allstedt, Eisleben und Mansfeld) und einem Dutzend Burgen, hatte sich 1501 durch Erbteilung in drei Linien aufgespalten, und jede Familie legte Wert auf ein eigenes Stadtschloss in Eisleben. Nach dem Abschluss eines Neubaus auf dem

Gelände der alten Mansfelder Burg im Jahr 1523 wurden die Linien als Mansfeld-Vorderort, Mansfeld-Mittelort und Mansfeld-Hinterort bezeichnet. Drei Hofnarren werden die drei Schlossherren wohl nicht beschäftigt haben. Nur Fürsten ließen sich die Wahrheit in unverschämter Form sagen.

Claus Narr von Torgau will nicht in den Himmel

Einer der Schwänke in
Wickrams *Rollwagenbüchlein*
beginnt mit dem Satz: »Der
churfürst zu Sachsen hett
einen narren, der hieß Claus«.
Dieser Claus trug die
Schellenkappe nicht aus
Schlauheit, sondern wegen
einer ›geistigen Behinderung‹,

wie wir heute sagen würden.
Der Unterschied ist wichtig
und hat schon die Zeitgenossen
beschäftigt. Der ›Schalcksnarr‹
ist ein schlauer, der
›Stocknarr‹ ein armer Hund.
Vom ersten heißt es in Ammans
Ständebuch: »Ich brauch
mancherley Narren weiß /
Darmit ich verdien Tranck und
Speiß«. Und weiter: »Da ich
mit meinen närrischen Sachn /
Die Herrschaft kann fein frölich
machen / Mit heuchlerey die
Leut ich blendt / Drum man

mich einen Schalcksnarren
nennt.« Der Stocknarr stellt
sich so vor: »Ein natürlich
Stocknarr ich bin / Denn ich
hab weder Witz noch Sinn /
Hab ein groben verstand
dermaßen / Kann weder
hengen noch nachlassen / Ich
fahr herauß mit wort und that /
Tölpischer weiß folg keinem
rath / Verschon niemand
drumb man mich zelt / Für ein
grogen Stocknarren helt.«

Narrenkinder waren immer
>natürliche< Narren. Ein

solches Kind ist auf dem Aachener Passionsaltar, geschaffen in der zweiten Hälfte der 1510er-Jahre von einem unbekannten Meister, bei einem täppischen Tanz zu sehen. Das Kind zeigt Merkmale des Downsyndroms. Seine Hände spielen mit einer um eine Spule gewickelten Schnur, die mit einem Äffchen verbunden ist, Allegorie und verdoppelnde Verkörperung der ›Narrheit‹ des Kindes.

Auf den Holzschnitten Jost

Ammans im *Ständebuch* tritt der ›natürliche Stocknarr‹ in landsknechtsartigen Pluderhosen auf und hat eine Lederschlaufe um den Hals, die ein Hausierer Brett hält Hinweis. Der Schalcksnarr ist ausgestattet mit Schellenkappe, Klatsche und scharfem Schwert. Beide Narren schwenken in der rechten Hand einen Spiegel.

Der berühmteste Schalcksnarr der Zeit hat den Spiegel nicht nur in der Hand,

sondern auch im Namen. Im ältesten Druck von 1515 heißt er Ulenspiegel. Der Schelm ist, es sei geradeheraus gesagt, eine überaus unsympathische Figur, und seine Streiche können nur Leute lustig finden, die eine Neigung zum Fäkalhumor und zur Schadenfreude haben. Ob es Eulenspiegel wirklich gegeben hat, ist umstritten. Das unterscheidet dieses ›Volksbuch‹ von einem anderen, nicht minder

berühmten: der *Historia von Johann Fausten*. Doktor Faust war historisch, auch wenn er wohl nicht vom Teufel geholt wurde **Hinweis**.

Eulenspiegel ist dem nach ihm benannten Buch entlaufen und wurde als literarische Figur unsterblich. Aber vieles von dem, was man ihm heute zuschreibt, steht gar nicht in dem Buch mit seinen »Historien«. Beispielsweise hält er den Leuten weniger den Spiegel vor, als dass er ihnen

einfach etwas vorspiegelt. Er lügt und betrügt, schießt unter den Tisch und in die Badestube, fügt wohlhabenden Handwerkern wie armen Häuslern gleichermaßen Schaden zu. Und meistens redet er sich damit heraus, er habe das, was ihm aufgetragen wurde, nur wortwörtlich genommen und könne nichts für die Schäden, die dadurch entstanden.

Er selbst allerdings verlässt sich darauf, dass die anderen

sich an das halten, was sie meinen, nicht an das, was sie wortwörtlich sagen. So wie der Lügner nur lügen kann, wenn er davon ausgeht, dass andere Leute an die Wahrheit glauben. Im Übrigen sind die Geschichten viel langweiliger, als der Titel *Ein kurtzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel* verspricht. Zeitreisende sollten sich nicht zum Narren machen, sondern selbst einen Blick ins Buch werfen und sich Eulenspiegels blanken Hintern

zeigen lassen (auch eine Art Spiegel), bevor sie die Germanistenlegende von seiner Weisheit und seiner ›Sprachkritik‹ weitererzählen.

Claus von Torgau war ein ›natürlicher Narr‹, dessen literarische Karriere heute nahezu vergessen ist. Die Bücher, in denen die über ihn kolportierten Geschichten gesammelt sind, werden im Unterschied zum *Ulenspiegel* nicht mehr gelesen. Das moderne Publikum hat mithin

den Zivilisationsgrad erreicht,
den der englische Lordkanzler
Thomas Morus, ein Freund des
Erasmus von Rotterdam, den
Einwohnern der Insel
›Nirgendwo‹ (*Utopia*)
bescheinigte: »Einen
Mißgestalteten oder Krüppel« –
so dürfte man es heute freilich
nicht mehr formulieren –
»auszulachen, gilt als
schimpflich und häßlich, nicht
für den Verspotteten, sondern
für den Spötter, der in seiner
Torheit einem Menschen etwas

als Fehler vorwirft, das zu vermeiden gar nicht in dessen Macht stand.«

Friedrich »der Weise« hatte den geistig und körperlich schwer behinderten Claus offenbar zur Belustigung nötig. Er »erbte« ihn von seinem Vater und »vererbte« ihn als lebendiges Hofinventar wiederum an den Nachfolger. Auch Luther begegnete dem Claus in Torgau, ließ sich Geschichten von ihm erzählen und erzählte selbst

Geschichten über ihn: »Morio Torgensis [der Narr von Torgau] wil nicht gen himel, drumb das kalt oben ist, schneit und regent herunter; in die helle will er faren, da seis warm, bratt gut epffel und pirn in den kecheln.« Die ›kecheln‹, die Kacheln, deuten darauf hin, dass der Narr hier ganz vernünftig dachte. Denn als ›hell‹, als Hölle, bezeichnete man den Raum zwischen Ofen und Wand, wo es behaglich war und wo man seine Ruhe vor

den Hofleuten hatte, die einen immerzu neckten oder etwas Lustiges aus einem herauskitzeln wollten.

Luther kokettierte gelegentlich selbst mit der Narrenrolle und erinnerte an eine Stelle im ersten Korintherbrief des Paulus: »Welcher sich unter euch düncket Weise sein, der werde ein Narr in dieser welt, dass er möge weise sein.« Im Widmungsbrief seiner Schrift *An den christlichen Adel*

deutscher Nation nahm Luther darauf Bezug: »ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Torheit schuldig; die habe ich mir jetzt vorgenommen, wenn mir's gelingt, redlich zu zahlen und auch einmal ein Hofnarr zu werden, gelingt mir's nicht, so hab ich dennoch einen Vorteil: es braucht mir niemand eine Kappe zu kaufen noch den Kamm zu scheren.« Der Mönch trug noch Tonsur, als 1520 die Adelsschrift erschien.

Luther konnte aber den Narren auch zum Affen machen. Dann bleibt nichts übrig von überweltlicher Narrenweisheit, dann wird es gefährlich: »Was ist auch lächerlicher, als wenn ein Affe Menschenwerk tun will? Und was kann Närrischeres geschehen, als wenn ein Narr eines klugen Mannes Werk tun will? [...] Wo solche Affen und Gäuche [Narren] nur in geringen Sachen wie z.B. im Haushalten narreten, wäre es

noch leidlich und erträglich. Aber wenn es Land und Leute, Königreiche, Fürstentum und der gleichen große wichtige Sachen in Krieg und Frieden betrifft [...], das ist der leidige Teufel und richtet Jammer und alles Unglück an.« Im Klartext heißt das: Bürger und Bauern sollen sich nicht einmischen in die Angelegenheiten des Gemeinwesens und sollen die Obrigkeit machen lassen. Es heißt aber auch, dass ›Jammer und Unglück‹ über ›Land und

Leute< kommen, wenn ein Narr regiert. Gegen dieses Übel lassen sich keine Mauern bauen und keine Tore schließen.

Mauern und Tore

Luther war in einen Streit mit dem Wittenberger Stadthauptmann um das Niederlegen eines Teilstücks der Stadtmauer verwickelt und beschwerte sich am 16. Juni 1531 in einem Brief an Euer Kurfürstliche Gnaden: »Ich habe auch mit ihm und anderen freundlich wegen des

Abbruchs an der Stadtmauer geredet. Aber weil man mir zur Antwort gibt, ich sei ein Büchermensch und verstehe solche Sachen nicht, lasse ich's gleich also auf sich beruhen. Nichts desto weniger, wenns anders geraten schiene, denn solche Bauherrn denken, dass niemand schließlich sage, ich habe E. K. F. G. Schaden nicht verwarnt. Denn ich weiß sehr wohl, wie heftig man bisher auf die Tore acht gegeben hat, daß die Stadt ja wohl verschlossen

wäre, jetzt aber steht die Stadt mehr als hundert Schritt Tag und Nacht offen, daß Säue und alles hereinläuft, und man vom Felde auf den Markt, vom Markt ins Feld frei sehen, gehen und schießen kann, denn die Mauer ist bis auf den Grund abgebrochen«.

Die Stadtmauern und -tore waren wichtig für die Aufrechterhaltung des symbolischen wie des physischen Unterschieds zwischen Stadt und Land,

obwohl auch die meisten Stadtbürger noch ihre Äcker und Gärten hatten, zum Teil sogar innerhalb des Mauerrings. Die Mauer selbst war schon ein Signal wehrbereiter Wohlhabenheit oder eben des Niedergangs bei sichtbarer Vernachlässigung. In vielen Städten war sie in Abschnitte unterteilt, deren Bewachung entweder von bestimmten Zünften oder bestimmten Stadtvierteln übernommen wurde. Der

›Spießbürger‹, der seine Helebarde im Haus bereithielt für die Verteidigung der städtischen Freiheit, der er sein Handwerk oder seinen Handel, mithin auch sein Haus mitsamt Helebarde verdankte, fühlte sich dem ›Pfahlbürger‹ überlegen, der außerhalb des Mauerrings in Hütten lebte und kein Bürgerrecht genoss.

Die Städte, die sich im Bauernkrieg mit den Aufständischen verbündet hatten, wurden vom

Schwäbischen Bund mit dem Schleifen ihrer Mauern und dem Niederlegen ihrer Tore gedemütigt. Aber auch die Aufständischen verlangten den Abbruch der Mauern, und zwar keineswegs nur aus militärischen Gründen. In der Landesordnung des Bauernführers Michael Gaismair ist damit ausdrücklich die Absicht verbunden, mit dem Einebnen der Stadtmauer auch die sozialen Unterschiede zwischen Stadt und Land

einzuebnen: Es »sollen all
rinckmauren an den stetten,
dergleichen alle geschlösser
und bevestigung im land
niderprochen werden und
hinfur nimer stött, sonnder
dorffer sein«. Diese
Forderungen standen mit dem
Rücken zur Zukunft. Der
sittlichen ›Verkommenheit‹ und
der materiellen
›Verschwendungssucht‹ der
Stadt mit ihrer höfischen
Üppigkeit und neureichen
Prunksucht wurde ein rurales

Paradies entgegengesetzt, in dem Adam grub und Eva spann, und in dem Kain, der von Gott gezeichnete Gründer der ersten Städte, seinen Bruder Abel noch nicht totgeschlagen hatte.

Seit je ist die Stadt Versprechen und Verlockung, aber auch Verführung und Verfall. Stadtluft macht frei, und sie stinkt wie die Pest. Stadtleben ist lustig, und es macht krank. Man muss schon nach Ursel bei Frankfurt

gehen, um in einer Stadt frei
und frisch und froh zu sein:
»Wenn man will gehen ins
Hessenlandt, / So ligt die Stadt
zur lincken handt, / Heist Ursel,
und das Völcklin ist / Keins
trugs gewont noch hinderlist, /
Keins auffsatzs, wuchers,
hurerey, / Man hört von keiner
büberey / [...] / Beid Männer
und die Weiber sein, / Am leib
geschickt, gerad und fein, /
Darzu han sie ein guten Hern, /
Was wolten sie noch mehr
begern? / Von keinem schetzen

haben sie / In langer zeit
gehöret nie.« Mit dem
>schetzen< ist Brandschatzen
gemeint. Die Ursler hatten
neben ihrer Tugend auch dicke
Mauern. Der Herold dieser
glücklichen Stadt, die heute
Oberursel heißt, ist Erasmus
Alberus, der selbst wenig
glücklich war mit den diversen
Posten, die er im Hessischen
immer nur eine Zeit lang
innehatte.

Gaismair wollte neben den
städtischen >rinckmauren<

auch die >bevestigungen im land< niederbrechen. Das bezog sich auf die Burgen, deren geschichtlicher Niedergang sich mit dem Aufstieg der Städte überschneidet, deren Zahl im frühen 16. Jahrhundert auf etwa 3000 anwuchs. Davon hatten jedoch nur zweihundert über 1000, fünfzig über 2000 und lediglich fünfzehn über 10000 Einwohner. Für diese Städte waren Mauern und Tore wie die Türme im symbolischen

wie im baulichen Sinn
überragende Zeichen des
Reichtums und der Macht. Sie
prägten Ansicht und Ansehen
der Städte. Ganz folgerichtig
versprach Sebastian Münster
von einer Neuausgabe seiner
Cosmographia: »Die
Abbildungen werden in
Blattgröße angefertigt. Denn so
können die Mauern der Städte,
die Tore, Türme und
wichtigsten Gebäude kenntlich
gemacht werden«.

Auch die *Weltchronik* von

Schedel prunkte mit
Stadtansichten, deren schönste
und opulenteste die seiner
Heimatstadt Nürnberg war. Auf
dem Holzschnitt umschließt
eine doppelte, mit zahlreichen
Türmen bewehrte Ringmauer
die Stadt. Das Gebiet
unmittelbar vor dem Haupttor
ist zusätzlich mit
Stachelgattern gesichert.
Feierlich ragen Kirchtürme
empor, und über dem
›Häusermeer‹ oder besser dem
›Häuserberg‹ thront hoch oben

die Festung, deren Dach- und Turmlinie noch heute das städtische Logo abgibt.

Nürnberg: Unter der Veste und am Tiergärtnertor

Die Vorzeichnung zum
Nürnbergerschnitt der
Weltchronik stammt
(vermutlich) von Albrecht
Dürers Lehrmeister Michael
Wolgemut. Der Maler
unterhielt seine Werkstatt seit
1479 in Haus 21 in der zur

Kaiserburg hinaufführenden
»Gasse unter der Vesten«, der
heutigen Burgstraße. Eines der
Nachbarhäuser **Hinweis** befand
sich seit 1475 im Besitz von
Albrecht Dürers Vater.
Wolgemut kaufte 1493 zwei
weitere Häuser in der Gasse.
Er war ein gut situierter und
angesehener Mann, als Dürer
ihn porträtierte und auf das
Bildnis schrieb: »Daz hat
albrecht durer abconterfet«.

Hinweis

Der Kompilator der

Weltchronik, Hartmann Schedel, wohnte gleichfalls in unmittelbarer Nachbarschaft, in Haus Nr. 19, und ebenso der Drucker Anton Koberger, Dürers Pate: Haus Nr. 3. Kobergers Pressen standen in einem Gebäude am nahe gelegenen Egidienplatz. So kam die global ausgreifende Chronik nicht zuletzt wegen der lokalen Vernetzung ihrer Mitarbeiter, Hersteller und Financiers zustande. Man war einander so nahe, dass man

sich durch Zuruf hätte verständigen können – falls diese Rufe nicht im Getümmel der Straße untergegangen wären.

In einer spätmittelalterlichen Stadt, mochte sie wie Nürnberg mit 40000 bis 50000 Einwohnern (so viel wie Rom) auch zu den größten des Reiches gehören und von dem jungen Johannes Butzbach auf seiner Scholarenreise für eine ganze Welt gehalten werden, befand sich innerhalb der

Ringmauern alles in Fußweite.
Und so können Zeitreisende in
Nürnberg innerhalb dieser
Mauern gewissermaßen durch
die Gegenwart hindurch in die
Geschichte spazieren, etwa
vom Hauptmarkt zum
Tiergärtnertorplatz **Hinweis**.

Dort begegnen wir in einem
der Fachwerkhäuser dem
jesushaften Mann mit dem
braun gelockten Wallehaar
wieder, den wir beim
Schembartlauf aus den Augen
verloren haben **Hinweis**. In

einem modernen Anbau des 1509 von Dürer erworbenen und bis zu seinem Lebensende bewohnten Gebäudes nimmt in der Abteilung »Der digitale Dürer« sein Gesicht eine ganze Wand ein. Während »Frau Agnes« mit Schürzenkleid und Hausfrauenhaube zur Küche im Obergeschoss strebt, scheint der Blick aus diesem zum Potentatenformat aufgeblasenen Gesicht durch uns hindurchzugehen in eine Zukunft, die bereits hinter uns

liegt.

War Dürer eine Art
altdeutscher Warhol? Würde
dieses Genie, dem die
Selbstinszenierung des
sogenannten
Renaissancemenschen nicht
fremd war, der popartigen
Präsentation als ›Kultfigur‹
zustimmen? Frau Agnes
klimpert mit dem
Schlüsselbund und scheucht
uns aus den zeitreißerischen
Gedanken. In die Küche mögen
wir jetzt dennoch nicht folgen,

auch wenn die Feuerstelle
recht authentisch sein soll,
anders als die Gemälde im
Dürersaal: das sind Kopien.

Am Tiergärtnerplatz gibt
es einen der 116 Ziehbrunnen,
die Hans Sachs im *Lobspruch
der stat Nürnberg* erwähnt:
»schau durch die gaßen überal,
/ wie ordentlich sie sein
gesundert; / gepflastert
durchaus, wol besunnen, / mit
hundert sechzehn
schöpfbrunnen«. Des Weiteren
zählt er auf: dreizehn

öffentliche Badestuben, elf steinerne Brücken, »auch kirchen etwan auf acht ort, / darin man predigt gottes wort« und 68 von der Pegnitz getriebene Mühlräder. Die Mühlen beeindruckten schon den italienischen Kaplan Antonio de Beatis, der 1517/18 einen Kardinal auf seinen Reisen begleitete: »Wenn auch ein großer Strom fehlt, so fließt doch ein Wasser mitten hindurch, das viele Mühlen treibt, in welchen vermittelst

Wasserräder eine unzählige Menge von groben und feinen Metalldrähten hergestellt werden.« Hinweis

Zu den von Sachs in seinem *Lobspruch* hervorgehobenen Besonderheiten gehören auch »vier schlagglocken und drei kleine ur, / zwei türlein und sechs große tor« in der doppelten Ringmauer mit ihren 183 Türmen. Johannes Butzbach sprach in seinem *Wanderbüchlein* sogar von 365 Türmen.

Eines der sechs großen Tore war das am Tiergärtnerplatz. Es erhielt seinen Namen nach den Wildgehegen, die einer der Burggrafen vor Dürers Zeit im Stadtgraben unterhalten hatte. Die bis heute gültige Adresse von Goethes Frankfurter Geburtshaus, Großer Hirschgraben 23, geht ebenfalls auf ein spätmittelalterliches Wildgehege zurück. Einhundert Jahre lang, vom Ende der 1430er-bis Ende der

1530er-Jahre, richtete der Rat der Stadt Frankfurt alljährlich ein Wildessen für seine Beamten aus. Erst die Reformation machte dem Fest ein Ende. Der Graben selbst wurde 1580 zugeschüttet. Teile des neu entstandenen Baugeländes stellte man reformierten Glaubensflüchtlingen zur Verfügung.

Die Tiere der Stadtmenschen

Luther hatte Mitleid mit dem Wild (»Die armen Tierlein sind allen Gefahren ausgesetzt und haben viele Feinde«), aber nur, weil er das Fleisch nicht mochte: »Ich liebe die Sau mit ihrem Kind! Denn ein Schwein hat Wurst, Speck, Fleisch, was nährt.« Was er von den Bären

dachte, die sein Schirmherr, Kurfürst Friedrich, in einem Gehege von Schloss Hartenfels in Torgau zur Schau stellte, wissen wir nicht. Elf Tiere sollen es gewesen sein. Heute dösen drei Petze im Graben.

Die Bären im Torgauer Gehege waren Luther wohl egal, im Unterschied zu den frei laufenden Säuen in Wittenberg. Er fand es abscheulich, dass die Tiere, in die im Neuen Testament die von Jesus ausgetriebenen

Teufel zu fahren pflegten,
durch die Lücke in der
Wittenberger Stadtmauer
liefen. Bei seinen Beschwerden
ging es Luther aber nicht um
Teufelszeug, sondern ganz
alltagspraktisch um die von den
schweinischen Pendlern
angerichtete Sauerei.
Allerdings waren Straßen und
Plätze, Höfe und Hinterhöfe,
Gärten und Vorgärten der
quasi-natürliche Lebensraum
für die von Menschen in der
Stadt gehaltenen Tiere. Der

Haushalt Luthers machte da keine Ausnahme. In einer Steuerliste des Jahres 1542 werden immerhin zehn Schweine (darunter drei Ferkel), fünf Kühe, neun Kälber und eine Ziege mit zwei Zicklein aufgeführt.

In vielen Städten strebte die Obrigkeit eine ›Ent-Tierung‹ des menschlichen Wohn- und Lebensraums an. Weil Ziegen die bepflanzten Festungswälle in Wittenberg beschädigten, war Anfang der 1540er nur

noch ein Tier pro Haushalt erlaubt. Katharina Melanchthon erwirkte eine Ausnahmegenehmigung für drei Ziegen, die offenbar auch für Katharina Luther galt.

In der Reichsstadt Frankfurt suchte der Rat schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Schweinehaltung innerhalb der Stadtmauern, wo auf engstem Raum etwa 10 000 Menschen lebten, mit einer Vorschrift zu beschränken, die den straßenseitigen Anbau von

Schweineställen an die Häuser untersagte. Der Kampf um die Stadtsäue zog sich über Jahrzehnte hin. Noch 1521 musste der Rat das nun generell geltende Verbot der Schweinemast in der Innenstadt bekräftigen. Besonders zwischen den Stadtbäckern und der Stadtobrigkeit zog sich ein über Generationen währender Streit darüber hin, ob und wie viele Schweine die Bäcker trotz des allgemeinen Verbots halten

durften. Sie konnten die Tiere mit Kleie und Abfällen mästen und waren selbst durch sich steigernde Geldstrafen nur schwer zu bewegen, auf ihr Vor- und Ausnahmerecht zu verzichten. Noch in der von Adam Ries zusammengestellten Leipziger Brotordnung Hinweis von 1557 wird betont: »Die schwein Mestung tregt Inen auch vill.« Nachdem Ries noch die Brau- und Ausschankrechte für Bäcker erwähnt hat, zieht er das Resümee: »Davon haben

sie wol können Stainen heuser bawen«.

Die damalige ›Schweine-Physiognomie‹, wenn es einmal so ausgedrückt werden darf, unterschied sich deutlich von derjenigen unserer dickleibigen Wohlstandssau. Bei Dürer sehen die Tiere beinahe wie Hunde aus, hochbeinig, mager, mit lang gestrecktem Kopf und über den Rücken laufendem Borstenkamm. Sie erreichten allenfalls ein Gewicht von 40,

höchstens 50 Kilo Hinweis. Ihr Fleisch war von den Unbilden des Stadtlebens gut durchtrainiert und zäh. Auch Rinder blieben weit unter der Größe und Schwere heutiger Rassen. Eine schlachtreife Kuh wog zu Luthers Zeit höchstens fünf Zentner, die Hälfte eines heutigen Mastrindes. Wenigstens konnte man bei einem Stadtrind sicher sein, dass es auch ein Mastrind war, keiner der muskulösen Zugochsen, die von

betrügerischen Viehhändlern unter die Herden verteilt zum Markt getrieben wurden Hinweis

.

In den Jahrzehnten um 1500 gehörte das Bimmeln der Sauglocken und das Grunzen der Schweine genauso zu den ›urbanen‹ Geräuschen wie das Wiehern der Pferde, Muhen der Kühe, Blöken der Schafe, Meckern der Ziegen und Gackern der Hühner. Der Verbannung des Milchviehs in Stallungen außerhalb der Stadt

hätte Versorgungsprobleme
aufgeworfen. Wenn Kühe und
Ziegen draußen bleiben, muss
die Milch irgendwie
hereinkommen, und zwar
bevor sie sauer wird. Bei den
Pferden wiederum wäre die
Vorschrift, sie jenseits der
Stadtmauern unterzubringen,
den Zeitgenossen so bizarr
vorgekommen wie uns der
Vorschlag, die Autos in
Garagen jenseits der
Stadtautobahn abzustellen.

So zäh der Kampf um die

Ställe zwischen Obrigkeit und Bürger war, bei den herrenlosen Hunden griffen die Behörden durch. In vielen Städten, etwa in Köln, wurde einmal jährlich ein Hundefänger bestellt, auch Hundschläger oder Hundsleger genannt. Meist waren es Gehilfen des Henkers, die den Streunern den Garaus machten. Die Tierfänger erledigten die als unrein angesehene Arbeit Ende Juli, Anfang August. Dass diese

heiße Zeit als ›Hundstage‹ bezeichnet wurde (und wird), hat jedoch nichts mit den armen Straßenkötern zu tun, wie manchmal behauptet wird. Der Ausdruck rührt vom Himmelhund her, vom Sternbild Canis Major, das in diesen Tagen, besser gesagt Nächten, am Firmament erscheint.

Ärgernis erregten nicht nur verwahrloste Stadt-, sondern auch verzärtelte Schoßhunde. Dürer zeigte auf einem

Holzschnitt, wie einer
Hundenärrin auf dem
Sterbebett »zwey kleine
schwartze hündlin« den Mund
schlecken, zum »exempel von
den frowen, die jren lust und
liebe an die hündly legen und
die mit fleisch und ander
menschlicher kost spyßen«.
Der Schwankdichter und
Schimpfkünstler **Hinweis**
Johannes Pauli spottete über
Frauen, die mehr Liebe »uff die
kleinen Hündlin legen dan uff
Gott, sie furen sie zu der

Predig, dass sie die Lüt und die Predicanten« irritierten. In Stadt und Land, bei Katholiken wie Evangelischen war die Kirche ein Ort zum Sehen und Gesehenwerden. Ob Mädchen oder Matrone, man beugte sittsam die Köpfe unter den Donnerworten des Predigers und schielte doch nach der neuen Haube der Nachbarin. Die ›Hündlin‹ allerdings waren ein Zeichen der Zugehörigkeit zu den höheren Kreisen der Stadt, was schon daran zu

erkennen ist, dass die von Pauli gescholtenen Frauen nicht zur Kirche gingen, sondern gefahren wurden.

Mitunter liefen die Hunde von allein in die Kirche. In der fränkisch-thüringischen Grafschaft Henneberg wurde 1545 in einer Verordnung verlangt, dass »alle inwoner in der statt und im ampt ihre hunde und koeder, wann man den gottesdinst in der kirchen mit messe halten, predigen und anderm pflegt zu halten, in iren

heusern sollen anlegen und verwaren, dass keiner in die kirchen laufe noch gehe, also unruhig mit bellen und keifen, als bisher geschehen«.

Die Damen mit den Schoßhündlein und deren Gatten kannten noch andere Methoden, sich luxuriös zu geben. Man legte sich um die Schulter oder setzte sich auf den Kopf, was zuvor den Tieren über die Ohren gezogen worden war. Das feinmechanisch so hoch

entwickelte Nürnberg war auch ein Umschlagplatz für Felle und Pelze, wie der Südländer Beatis fröstelnd vermerkt: »Es wird dort ein ausgedehnter Handel getrieben mit Fellen von weißen Füchsen und Luchsen, mit Hermelin und Zobel, die von Rußland und dem nördlichen Ozean kommen.« Beatis erwähnt noch ein anderes, eher herzerwärmendes Vergnügen am Tier: »Die Einwohner haben

große Freude daran, sich in den Zimmern verschiedene Vögel in kunstvollen Käfigen zu halten«.

Singvögel boten einen Ohren- und waren selbst ein Gaumenschmaus. »In solchen kleinen Vögelein«, reimt Erasmus Alberus in einer seiner Fabeln, »hat uns der gütig Vatter sein / Die liebe Musica beschert, / Auff das dem unlust werd gewehrt. / Noch einen lust hat man daneben, / Dass uns die Vögel

braten geben«. Die für
Zeitreisende
selbstverständlichen Tabus
verstanden sich in der
bereisten Zeit eben nicht von
selbst. Auf ›Finkenherden‹
stellte man den Vöglein mit
Schlingen nach, und auch
Amsel, Drossel und Star
wurden gefangen, gerupft, in
die Pfanne gehauen und bis auf
die zarten Knochen abgenagt.
»Leipziger Lerchen« galten bis
weit ins 19. Jahrhundert als
Delikatesse, im Ganzen

gebratene Vögel, denen man nur die Mägen entfernte. Die Eingeweide wurden fein gehackt und gewürzt auf Weißbrot gegessen. Es handelte sich um eine Variante des »Schnepfendrecks«, bei dem aus den (ungesäuberten!) Eingeweiden der Schnepfe eine Farce zubereitet, auf Weißbrotscheiben gestrichen und überbacken wurde – und wird, denn die Schnepfe ist kein Singvogel. Ihr »Dreck« kommt bei gewissen Gourmets

auch heute noch auf Brot,
Teller und Tisch, während
»Leipziger Lerchen« auf der
Speisekarte eines
Feinschmeckerlokals die
Vogelschützer alarmieren
würden. So ähnlich wie einst
den Rat von Hildesheim der
Verzehr von Nachtigallen. Im
Jahr 1499 verbot er das
Fangen dieser Vögel. Die
»Wittenberger Nachtigall«
indessen mochte nicht einmal
der Teufel fressen. Er hätte
Durchfall davon bekommen

Hinweis .

Die humanistische Universität

Hamlet hat in Wittenberg studiert. Aber er wohnte dort nicht. Shakespeares Figuren leben auf der Bühne, nicht in Häusern, mag heute auch ein solches in Wittenberg nach Hamlet benannt sein. Dass der Prinz von Dänemark in Wittenberg studierte, wissen

wir aus der zweiten Szene des ersten Aufzugs. Dort verspricht er, nicht nach Wittenberg zurückzukehren, sondern am dänischen Hof zu bleiben. Im Übrigen spielt die Mordbubengeschichte von dem, was faul ist im Staate Dänemark, um das Jahr 1200. Chronologisch korrekt kann Hamlet gar nicht an der 1502 gegründeten Universität studiert haben. Aber Dramaturgie schlägt Chronologie: Das Theaterstück

entstand um 1600, und Shakespeare signalisierte mit dem beiläufigen Hinweis auf Wittenberg, dass der vergrübelte Prinz eine der bedeutendsten europäischen Hochschulen besuchte.

Die Gründung dieser Hochschule hatte landespolitische und ihr Aufstieg religionspolitische Ursachen. Durch die Teilung Sachsens 1485 in das ernestinische Kurfürstentum und das albertinische

Herzogtum war Leipzig und mithin die Leipziger Universität dem Kurfürstentum abhandengekommen. Friedrich der Weise suchte diesen repräsentativ beschämenden Mangel mit der Neugründung auszugleichen, ohne zu ahnen, was sich an diesem eher abgelegenen Örtchen zusammenbrauen würde.

Wittenberg war neben Weimar und Torgau die dritte kurfürstliche Residenzstadt. Im Schlossviertel befanden sich

neben den herrschaftlichen Gebäuden die Wohnhäuser der Honoratioren, im Zentrum des Marktviertels der Markt und das Rathaus. Des Weiteren gab es das Elsterviertel mit seinen Handwerksbetrieben und den Gemüsegärten vor dem Elstertor sowie das ›Jüdenviertel‹.

Die Universitätsgründung war eine Leistung, aber keine einzigartige. Außerdem erfolgte sie vergleichsweise spät. Man kann das auf dem

heutigen Gelände erfahren, besser gesagt: begehen. In die Pflasterung sind fünfzehn Tafeln eingelassen mit Städtenamen und Gründungsjahren: Die älteste deutsche Universität ist Prag (1348), gefolgt von Wien (1365), Heidelberg (1385), Köln (1388) und Erfurt (1392). Als erste Gründung des 15. Jahrhunderts ist Leipzig gewürdigt (1409), als letzte Gründung des 15. Jahrhunderts Tübingen (1477).

Die Tafel für Wittenberg (1502) trägt das späteste Gründungsjahr. Auf diese halb amüsante, halb rührende Weise wirkt die Wittenberger Universität als Gipfel- und Endpunkt der Entwicklungsgeschichte des akademischen Humanismus – was sie nicht ist.

1506 beispielsweise wurde in Frankfurt an der Oder die Viadrina gegründet, diesmal nicht auf Initiative des Kurfürsten (dem von

Brandenburg), sondern
veranlasst durch den Stadtrat,
wie auch viele Gründungen des
14. und 15. Jahrhunderts nicht
von den Fürsten, sondern von
den Räten der Reichs- und
Hansestädte vorgenommen
worden waren (etwa in Köln
und Erfurt).

Die erste genuin
protestantische Gründung,
finanziert durch
beschlagnahmten
Klosterbesitz, erfolgte 1527 in
Marburg durch Landgraf

Philipp von Hessen. Der Fabeldichter Alberus hat sich diese Gründung so zusammengereimt: »Die falsch berühmte bruderschaft, / Der fürst hat alles abgeschafft, / Und an derselben buben stat, / Ein hoch schul angerichtet hat«. In der Tat bildeten beschlagnahmte Klostergüter die materielle Grundlage von Philipps Gründung. Bei den geistigen Grundlagen wurde das ›kanonische‹ Recht, das römische Kirchenrecht,

ausdrücklich aus dem
Lehrbetrieb verbannt.
Stattdessen sollten
»Professoren [...] die Heilige
Schrift lehren, und zwar im
reinsten Sinne; andernfalls
sollen sie aus ihrem Amte
entfernt werden. Sodann soll
das bürgerliche Recht gelehrt
werden [...] Drittens soll es
wenigstens einen Professor der
Medizin geben, der zugleich
gelehrt und fromm ist. Viertens
sollen die Freien Künste und
höheren Wissenschaften

vorgetragen werden, wobei auf alle, besonders auf die Mathematik, der sicherste Beurteilungsmaßstab angewandt werden soll: das Wort Gottes.« Wenn die Bibel – anders als Adam Ries – behauptet hätte $2 + 2 = 5$, dann wären zwei und zwei eben fünf gewesen. Und berief Luther sich nicht bei seiner Beschimpfung des Kopernikus als ›Narr‹ darauf, dass in der Heiligen Schrift die Sonne, nicht die Erde auf- und

unterging, die Sonne sich also um die Erde zu drehen hatte, nicht umgekehrt? Hinweis Neben Schriftgelehrten, Rechtsgelehrten, Mediziniern und Mathematikern »soll es Professoren für die Sprachen geben.« Und wer »es an dieser ehrwürdigen Universität wagt, eine Entscheidung gegen das heilige Wort Gottes zu fällen, der soll verflucht sein«.

Auftrag und Programm dieser Universitäten waren ›humanistisch‹, aber nicht

›human‹, wenn man darunter jene Toleranz und Offenheit versteht, die Zeitreisende mit der Aufklärung oder dem ›humboldtschen Bildungsideal‹ assoziieren. Die Demontage des scholastischen Dogmatismus durch den kritischen Rückgang auf die Quellen bedeutete nicht, dass die Quellen selbst kritisierbar waren. Wort und Sinn der Schrift blieben bis auf Weiteres (eben bis zur Aufklärung) unantastbar, und das deutsche

Wort und der evangelische Sinn wurden dermaßen von Luthers Deutsch und Luthers Theologie dominiert, dass seine Autorität während der Konfigurierungsphase der evangelischen Kirchen mit jener des von Luther wenig geschätzten, allenfalls höflich respektierten Scholastikers Thomas von Aquin im Mittelalter vergleichbar ist.

Die Universitäten waren in vier Fakultäten gegliedert: Die theologische, juristische,

medizinische und die
›Artistenfakultät‹ mit den
›septem artes liberales‹ Hinweis.
Ein Magisterabschluss in der
›Artistenfakultät‹ berechnete
zum Studium der Theologie,
der Jurisprudenz oder der
Medizin. Die meisten
evangelischen Pfarrer der
ersten Generation absolvierten
lediglich dieses Grundstudium
und hatten kein
Theologiestudium. Dieses
Studium verlor in der
Anfangszeit der Reformation

stark an finanzieller Attraktion. Das katholische Pfründewesen war beeinträchtigt, geistlichen Stiftungen drohte die Säkularisierung, und für die evangelischen Prediger gab es noch kein landeskirchliches Versorgungssystem. Wer aus gutem Hause kam und von der Familie unterstützt wurde, nicht durch einen Stipendiengeber, was in der Regel die Verpflichtung zur Theologie mit sich brachte, wählte die Jurisprudenz. Das

war gut fürs Renommee, so man Amt und Stelle nicht nötig hatte; und so man Amt und Stelle doch nötig hatte, waren die Aussichten in den sich festigenden Territorialstaaten mit ihren sich ebenfalls festigenden

Verwaltungsstrukturen recht vielversprechend. »Kaiser und Könige müssen Kanzler und Schreiber, Räte, Juristen und Gelehrte haben«, schrieb Luther 1530, jeder Fürst »muß Kanzler, Juristen, Räte,

Gelehrte und Schreiber haben, ebenso auch alle Grafen, Herren, Städte, Schlösser müssen Syndici, Stadtschreiber und sonst Gelehrte haben. [...] Deshalb meine ich, daß nie bessere Zeit zu studieren gewesen sei als jetzt, nicht allein deshalb, weil die Wissenschaft jetzt so reichlich und wohlfeil vorhanden ist, sondern auch deshalb, weil groß Gut und Ehre folgen muß.«

Zum ersten Wittenberger

Wintersemester schrieben sich 416 Studenten ein, 1520 waren es 579 und gegen Ende von Luthers Leben waren es doppelt so viele wie im Gründungsjahr. Zur Attraktivität der jungen Universität trugen Luther, Professor seit 1512, und Melanchthon, Professor seit 1518, besonders viel bei, vor allem seit der heroischen Szene in Worms und der antikatholischen Aufbruchsstimmung im Reich.

Welches soziale, materielle und finanzielle Gewicht die Studenten in Wittenberg hatten, wird deutlich, wenn man ihre Zahl mit der Einwohnerzahl der Stadt in Beziehung setzt. Im Jahr 1528 zählte die Stadt einschließlich der rund 1200 Menschen, die in Vororten lebten, rund 4000 Einwohner, von denen ein Viertel zu den Armen gerechnet wurden, im sozialen Sinn also gerade nicht ›zählten‹. Der in Wittenberg

studierte spätere Luthergegner Johann Oldecop schrieb über das Kräfteverhältnis zwischen Studenten- und Bürgerschaft: »Die Bürger konnten die Studenten nicht zurechtweisen, da es damals vier- bis fünfmal so viel Studenten als Bürger gab.« Die Bürger Wittenbergs zählten – im Unterschied zur Gesamtbevölkerung – nach Hunderten, weil die vollen Bürgerrechte an die Steuerpflicht und diese wiederum an Hausbesitz

innerhalb der Stadtmauer gebunden waren. Die Überlegenheit der Studenten wurde noch dadurch verstärkt, dass sie nicht der Gerichtsbarkeit der Stadt, sondern einer eigenen universitären Jurisdiktion unterstanden. Oldecop hebt das tadelnd hervor: »Außerdem hatten die Bürger der Universität und allen Studenten die Freiheit zugeschworen. So ließen sich die Studenten von den Bürgern

keine Vorschriften erteilen,
sollte es auch noch so viel Blut
kosten.«

Diese Situation war keine
wittenbergische Besonderheit,
sondern üblich in den
Universitätsstädten des
Reichs. Allerdings setzten sich
die Stadtoberen bei
Schwerverbrechen immer
wieder über dieses
akademische Vor- und
Eigenrecht hinweg. Nachdem
ein relegierter Student Anfang
Oktober 1512 in Wittenberg

auf offener Straße den
Universitätsrektor hinterrücks
mit einer Hacke erschlagen
hatte, wurde er schon gut zwei
Wochen später auf dem
Marktplatz enthauptet, obwohl
er nach Meinung der
Studenten weder der
kurfürstlichen Gerichtsbarkeit
noch der wittenbergischen
Strafjustiz unterlag.

Die Städte brauchten die
Studenten, aber die Studenten
brauchten nicht unbedingt die
Städte, jedenfalls lässt sich das

über die vermögenden unter den jungen Herren sagen. Sie verbummelten ein paar Jahre, tobten sich aus und verschwendeten das Geld ihrer Väter. Die Geschäftsleute, Zimmervermieter, Pensionsbetreiber und Gastwirte versuchten, möglichst viel von diesem Geld in ihre Kassen zu leiten und gleichzeitig ihre Töchter von den reichen Herrchen mit den mächtigen Vätern fernzuhalten. Luther, der die

bei ihm logierenden und von Katharina versorgten Studenten in strenger Zucht hielt, wusste genau, wie es dort zuging, wo sein Arm nicht hinreichte. »Die reichen Jünkerlein [...] studieren nicht«, bemerkte er bei Tisch.

Studentenunruhen

Das Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten, aber auch das zwischen der Universität und dem Handwerk war nahezu in allen Städten problematisch. Die Tübinger Universität suchte seit ihrer Gründung lärmende Betriebe auf Abstand zu halten. 1513 musste ein Hauskäufer

schriftlich zusichern, nicht an
»schlosser, kessler, binder,
wagner, schriner und
gemeinlich khein
hantwercksmann oder
personen, so schmidwerck
trypen« zu vermieten.

In Erfurt, einer der
renommiertesten
Universitätsstädte des Reichs,
kam es in der aufgeheizten
Stimmung des ›tollen Jahrs‹
Hinweis bei einem Kirchweihfest
zu bürgerkriegsähnlichen
Kämpfen zwischen Studenten

und Stadtbürgern und zur Erstürmung eines Kollegs durch städtische Söldner. In einer Chronik vom Ende des 16. Jahrhunderts, deren Verfasser sich auf Augenzeugenberichte berufen kann, werden die Ereignisse geschildert: »Da begab sichs auf S. Michels kirmeß, dass die Studenten und lands Knecht uneins miteinander worden, also das ein grosser auflauf in der Stad wardt. Da trieben die Studenten die landtsknechte zu

rucke. Da traten die handtwercks gesellen zu den landts knechten, und trieben die Studenten wieder zu rucke. Da ward das schlagen so groß, dass man den burger musste aufgebieten. Da lieffen die Studenten zum Collegio zu, und die burger lieffen ihnen nach. Da machten die Studenten thuren und thore zu, worffen und schossen aus dem Collegio unter die burger, und die burger worffen wieder hinein wol zwo gantzer

stunden. Und do man ihn nichts
kunt anhaben, lieffen unsere
burger in den Rattshof,
brachten zwo grosse buchsen
mit [...] und schossen in das
Collegium. Da man nu die
buchsen abgeschossen hatte in
das Collegium, gaben die
Studenten die flucht [...]. Da
lieffen die burger hinein,
hieben die thuren auf, und
lieffen in alle kamern,
zerhieben viel bucher, trug ein
jeder Heim was er kunde oder
wolte von buchern, kisten,

Röcken, wamesen und betten.«

Ein gutes Jahrzehnt später, im Februar 1520, gerieten in Wittenberg adelige Studenten mit Malschülern von Lucas Cranach darüber aneinander, wer das Recht hatte, innerhalb der Stadt einen Degen zu tragen. In einer Verlautbarung der Universitätsverwaltung hieß es dazu: »Wir wollen, dass kein Student, auch kein Bürger und Einwohner oder andere Waffen tragen und auch die Handwerksgesellen und die

Diener der Bürger in der Stadt keine Wehre tragen, die man zur Beleidigung oder Beschädigung des Leibes eines anderen ziehen könnte.«

Auch die ewige Sauferei und Singerei halbe und ganze Nächte hindurch war den Behörden ein Dorn – im Ohr, muss man wohl sagen. 1538 ließ die kurfürstliche Behörde die Universitätsleitung »ernstlich und bei einer namhaften poen [Strafe] vorfugen, dass ir keiner uber

neun uhr die kostgenger oder
geste soll sitzen und zechen
halten lassen, sondern
dieselbigen ermahnen, still und
zuchtig zu ruhe und haim und
schlaffen zu gehen.« Im Jahr
1543 kamen zu Wein und
Gesang noch die ›Weiber‹
dazu. Ein Grüppchen
Wanderhuren vor der Stadt
fand so viel studentisches
Forschungsinteresse, dass
Luther wieder einmal den
Teufel persönlich am Werk sah
und von der Kanzel donnerte,

»daß der böse Geist solche Huren hierher sendet, die da gnätzig, schäbig, garstig stinkend und französicht sind«. Seit die ›Franzosen‹ grassierten, die unterschiedslos auch als ›Syphilis‹ bezeichneten Geschlechtskrankheiten **Hinweis**, war das ein medizinisches Problem, nicht ›bloß‹ ein moralisches. Entsprechend rabiater reagierte Luther: »Wenn ich Richter wäre, so wollt ich eine solche französichte giftig

Hure rädern und ädern lassen;
denn es ist nicht auszurechnen,
was Schaden ein solche
unflätige Hure tut bey dem
jungen Blut«.

Der ›Pöfel‹, die Lebensnot und der ›Gemeine Kasten‹

Das Gesindel vor und dasjenige in der Stadt wurde seit jeher von der Obrigkeit beargwöhnt. Saturierte Zeitgenossen sprachen von der ›gruntsoppe‹ oder der ›heffe des folcks‹, als wäre die Bevölkerung ein Eintopf oder ein Kuchen. Aber

wird nicht in unseren Zeiten
noch vom ›melting pot‹
gesprochen oder von der
›Salatschüssel‹, wenn darauf
hingewiesen werden soll, dass
auch in multikulturellen
Städten weniger miteinander
›verschmolzen‹ als
nebeneinanderher gelebt wird,
unverbunden wie Salatblätter
in der Schüssel.
Multikultureller Kulturkonsum
ist etwas anderes als
multikulturelle
›Verschmelzung‹

beispielsweise durch Heirat. Das eine ist eine Geschmackserfahrung ohne Risiko, das andere führt leicht zu Konflikten zwischen den beteiligten Familien – und innerhalb jeder einzelnen.

Das war in der frühneuzeitlichen Stadt nicht anders. Wie Salatblätter lagen auch hier die verschiedenen Schichten im Sozialgefüge durch- und übereinander. Allerdings mit dem Unterschied einer sehr viel größeren

räumlichen Nähe zwischen den verschiedenen Schichten als in den modernen Metropolen mit ihrer sozialgeografischen Segregation nach Villengegenden, sehr guten, guten, erträglichen, schlechten, miserablen und gefährlichen Stadtteilen.

In Lübeck lebten die Unterschichtsfamilien, die gerade noch nicht in völlige Besitzlosigkeit abgesunken waren, zu Beginn des 16. Jahrhunderts in einräumigen

Bretterbuden von zwanzig bis dreißig Quadratmetern, die wohlhabende Bürger in langen Reihen in die Gassen bauten und vermieteten. Um diese Zeit wohnten in der Stadt etwas über 40 Prozent der Einwohner zur Miete, wenn auch nicht alle so ärmlich wie die in den Gassenbuden.

In vielen Städten wurden die ›Hausarmen‹, arbeitende Familien mit Minimaleinkommen und Unterkunft, mit Zuwendungen

unterstützt und mit
Vorschriften gegängelt. In
Nürnberg etwa wurde 1522
eine *Ordnung des grossen
allmusens Hausarmer leut*
verabschiedet. 1518 war
bereits eine Bettelordnung
erschienen. Andreas Karlstadt
in Wittenberg definierte Bettler
als Leute, »die nach brott
umbher lauffen, oder auff den
gassen, vor den häußern sitzen
oder vor den kirchen und biten
umb brot«. Manche unter
ihnen galten als »starke

Bettler<, als Leute, die mit den Händen ihr Brot verdienen könnten statt mit dem Mund – mit dem Mund insofern, als das laute Jammern und ›Singen‹ zum Gewerbe gehörte. Ebenso wie das Zurschaustellen von Verletzungen und Verkrüppelungen, von Aussatz und Geschwür. Die starken Bettler hatten den Ruf, sich ihre Schwäche aufzuschminken. Im *Bettlergespräch* des Erasmus von Rotterdam erzählt ein

»Halunke« dem anderen: »Ich habe diesen ganzen Putz selbst angestrichen mit Weihrauch, Schwefel, Harz, Vogelleim, Lumpen und Blut. Als es mir an der Zeit schien, habe ich das Geschmier wieder heruntergeputzt.«

Im Originaltext sprechen die beiden lateinisch miteinander, was dem Dialog eine unfreiwillig komische Note verleiht. Im Übrigen hatte der gescheite Erasmus aus seiner Studierstube keinen Blick für

die Lebensnot im
Straßendreck, die auch jene
Bettler quälte, die sich ihre
Geschwüre aufmalten. Und am
Ende des Dialogs lässt der
Humanist durch den Mund des
einen Bettlers dem anderen
drohen, dass »in den Städten
schon davon gemunkelt wird,
den Bettlern solle das Recht
entzogen werden, nach Lust
und Laune herumzustreunen,
nein, jede Stadt solle ihre
Bettler ernähren, und wer
körperlich dazu imstande sei,

solle zu Zwangsarbeit verpflichtet werden.«

Von den humanistischen Gelehrten über die protestantischen Prediger bis zur katholischen Obrigkeit begann sich die Überzeugung durchzusetzen, dass zwischen den Hausarmen und den unverschuldet in Not geratenen Bettlern auf der einen und dem arbeitsscheuen, von Stadt zu Stadt ziehenden Vagantengesindel auf der anderen Seite unterschieden

werden müsse. Sie alle gehörten zum ›Pöfel‹, von dem Luther behauptete: »Der Esel will Schläge haben und der Pöfel will mit Gewalt regiert sein.« Aber den einen musste geholfen werden, so sie zum eigenen Gemeinwesen gehörten – »daß eine jegliche Stadt ihre armen Leute versorgte und keinen fremden Bettler zuließe«, verlangte Luther –, die anderen waren zur Arbeit heranzuziehen oder aus der Stadt zu weisen. Die

Bettelmönche waren davon nicht auszunehmen, wie der umtriebige reformatorische Prediger Johann Eberlin von Günzburg 1524 in seiner Flugschrift *Mich wundert das kein gelt im Land ist* verlangte: »Vor allen dingen veryagend die bettel munch von yhrem wesen, dan es unchristlich und der stadt schedlich ist, wollen sie aber bey euch sein, so gebrauchen sy zu gemeiner [gemeinnütziger] arbeit an der stadt gebaw, odder zu diener

der armen yn spittal und frantzosen hauß«.

In Wittenberg wurde im selben Jahr wie in Nürnberg eine Armenordnung verabschiedet, und zwar unter Karlstadts Einfluss. Luther befand sich zum Zeitpunkt der Verabschiedung im Januar 1522 auf der Wartburg. In der Ordnung heißt es: »Es sol auch kain betler in unser stat gelitten werden, wellich alters oder krankhait halben zu arbeiten nit geschickt seind,

sonder man sol die zu arbeit treiben, oder aus der stat verweisen, die aber aus zufellen als krankhait oder ander zufell halben von armut wegen, die sollen aus dem gemainen kasten [...] zimlicher weiss versehen werden«.

Im September 1522 war Luther an der Ausarbeitung der im Folgejahr veröffentlichten ›Kastenordnung‹ der kursächsischen Stadt Leisnig beteiligt. Neben den vielen

grundsätzlichen Fragen, die geklärt werden mussten, ging es um recht handgreifliche Vorschriften. Schließlich lag das Geld nicht auf einem Konto, sondern griffbereit in einer beschlagenen Truhe; und diese Truhe stand nicht in einem Banksafe, sondern in der Kirche. Wie sollte sie verschlossen werden? Wem konnte man die Schlüssel anvertrauen? Wie vielen konnte man die Schlüssel anvertrauen? »Dieser

gemeyner kaste und beheltnus
sall yn unserm gotshawße, an
dem orthe, do es am
sichersten, verwart sein, und
mit vier unterschiedlichen
besondern schlossen und
schlüssen verschlossen
werden, also das die
Erbarmanne einen, der Rath
einen, die gemeine ynn der
stadt einen, und die
Bawerschafft uffm lande einen
sonderlichen schlussell
habenn.« Um den Deckel von
der Truhe heben zu können,

mussten alle vier Schlösser geöffnet, mithin alle vier Schlüsselerwahrer hinzugezogen werden.

Der ›Gemeine Kasten‹ und die aus ihm finanzierte städtische Armenunterstützung war sozialpolitisch betrachtet die moderne protestantische Alternative zur mittelalterlich katholischen Caritas, der Wohltätigkeit, des Stiften und Spendens. Das Gegenbild zu den Gemeindeverwaltern der Truhe, die anderen

Gemeindemitgliedern

›Regelsätze‹ ausbezahlten, war der Fürst, der von oben dem Bettler ein Almosen gibt. Exemplarisch dafür – doch keineswegs in kritischer Absicht – ist ein Bild des Fürstbischofs und Kardinals Albrecht von Brandenburg in der Rolle des heiligen Martin, der nach der Legende seinen kostbaren Mantel mit einem Bettler teilte. Albrecht präsentiert sich in voller Pracht mit Bischofsmütze (darunter

lugt noch ein wenig
Kardinalsrot hervor),
Bischofsstab und
juwelenübersätem Ornat.
Zwischen Daumen und
Zeigefinger der linken,
ringgeschmückten Hand drückt
er ein paar Münzen zusammen
und reicht sie zu einem vor ihm
knienden Bettler hinab, der mit
weit aufgerissenem Mund seine
Schale emporhebt. Die Figur
des Bettlers hat in ihren
Brauntönen etwas
Lemurenhaftes und steht in

furchtbarem Kontrast zu dem
mit Reichtum beladenen
Kirchenfürst.

Was ist ein ›Pfennigbrot‹?

Ein ›Pfennigbrot‹ ist ein Brot, das einen Pfennig kostet. Wenn es nur so einfach wäre! Tatsächlich zieht diese Definition komplizierte Berechnungen nach sich, wenn das Brot, das einen Pfennig kostet, sein Gewicht nach den Kornpreisen verändert. Steigen

die Kornpreise, wird das Pfennigbrot kleiner; sinken die Kornpreise, wird das Pfennigbrot (hoffentlich) größer. Aber wie viel kleiner beziehungsweise größer werden die Pfennigbrote bei steigenden beziehungsweise fallenden Kornpreisen? Wie lässt sich eine bestimmte Menge Korn, gemessen im Volumenmaß Scheffel, die schwankenden Preisen unterliegt, auf ein stets gleich viel kostendes, dafür

seinerseits in Gewicht und Volumen schwankendes Brot beziehen? Und wie lässt sich verhindern, dass der Bäcker einen Extraprofit herausschlägt, indem er nicht nur ›kleinere Brötchen backt‹, sondern das Pfennigbrot noch leichter macht, als dem gestiegenen Kornpreis entspräche, und umgekehrt nicht so viel schwerer, wie sich beim gefallenem Kornpreis eigentlich gehörte?

Der Brotmangel der

städtischen Unterschicht konnte zum Mangel an Respekt vor der Obrigkeit führen und in Brotaufstände münden. In der reichen Stadt Augsburg wäre es 1517 beinahe zu einer Hungerrevolte gekommen. Und im Sommer 1524 spitzte sich die Situation in der Stadt dermaßen zu, dass Jakob Fugger es vorzog, sich aufs Land in Sicherheit zu bringen.

Hinweis

Auch in den aufblühenden Bergbaugegenden mussten

sich die Ratsherren Brotsorgen machen. Viel Silber steckte in den Minen, aber immer wieder fehlte es an Brot in den schnell wachsenden Gebirgsstädten. Die weiten und beschwerlichen Transportwege hinauf in die Bergstätte verteuerten zusätzlich das Getreide. Die Stadt Leisnig, an deren Kastenordnung Luther beteiligt war, fungierte als einer der Umschlagplätze für das nach Annaberg oder Joachimsthal zu schaffende Getreide.

Beim fertig gebackenen Brot kam es zu einer Art Nahrungskonkurrenz zwischen Annaberg und Joachimsthal. Das etwas später gegründete Joachimsthal hatte genug Metzger, denn schlachten kann man zur Not auch hinter dem Haus. Man braucht dazu Bänke, Beile und Bottiche, aber keine Bauten. Ein Backhaus indessen ist eine Investition, die in der Joachimsthaler Anfangszeit, als man sich des Andauerns des ›Bergsegens‹

nicht gewiss war, noch gescheut wurde. Man bezog das Brot von den Bäckern in Annaberg, was dort wiederum zu Verknappungen und Verteuerungen führte. Der Annaberger Rat versuchte 1517, den Brotverkauf nach Joachimsthal auf den Markttag zu beschränken. Die Bäcker, die den Brotverkauf nach Joachimsthal dominierten, betrachteten diese Verordnung als geschäftsschädigend und setzten sich über sie hinweg.

Daraufhin gab der Rat zwei Jahre später den Brotverkauf für alle Bäcker frei, allerdings erneut unter einschränkenden Bedingungen: »Demnach viel Brot in St. Joachimsthal verkauft, geführt und getragen wird, aber ungefähr nur zwei oder drei Bäckern [damals gängiger als unser ›Bäcker‹] solchen Verkauf haben, [...] so hat ein ehrbarer Rat, damit eine Gleichheit desfalls gehalten würde [...] verordnet: 1. daß hinfurder kein Bäck Brot

oder Semmeln in seiner Behausung an St. Joachimsthal verkaufen soll, sondern das soll in den Bäncken öffentlich verkauft werden.« Der auf die öffentlichen Verkaufsstände beschränkte Handel sollte dem Rat die Kontrolle ermöglichen. In einem zweiten Punkt wird die Höchstsumme festgelegt, für die gekauft werden kann, um Aufkäufe zu verhindern. Der dritte Punkt betrifft die Strafzahlungen bei Verstößen, hälftig an den Rat und an die

Zunft zu zahlen.

Die Bäcker wie die Müller wussten auch innerhalb einer Stadt am Mangel zu verdienen. Der ›Mann auf der Straße‹ und seine Frau warfen ihnen umso lauter vor, sie würden das Mehl strecken und die Brote verkleinern, je lauter die Mägen knurrten. Die Stadtobrigkeiten mussten darauf bedacht sein, die Stimmung nicht in Missstimmung kippen zu lassen. In vielen Städten

wurden deshalb Versuche
unternommen, die Brotpreise,
aber auch das Backverhalten
zu regeln. Die Sache war
dermaßen wichtig, dass
Abordnungen von Ratsherren
begleitet von
protokollführenden
Rechenmeistern, darunter
auch Adam Ries, sich
persönlich erst in die Mühlen
und dann in die Backstuben
begaben. Sie wollten nicht auf
die Angaben widerspenstiger
Müller und sich über die

Kontrollen gekränkt zeigender
Bäcker vertrauen, sondern
selbst beobachten, aus wie viel
Korn zu Beginn des
Herstellungsvorgangs wie viele
Brote an dessen Ende wurden,
vom Mahlen über das Ansetzen
des Sauerteigs bis zum
ordnungsgemäßen Ausbacken.

Anfang der 1530er
beauftragten die Stadtväter
von Annaberg ihren
Bergschreiber Ries mit dem
Erstellen einer Brotordnung,
also der Errechnung und

tabellarischen Darstellung
verschiedener Korn-Volumen-
Preis-Brot-Gewicht-Relationen.
Die Arbeit wurde 1533
abgeschlossen und drei Jahre
später als *Gerechent BÜchlein*
gedruckt. In den Folgejahren
beteiligte sich Ries am
Aufstellen von Brotordnungen
für Joachimsthal (1539),
Zwickau (ebenfalls 1539 und
noch einmal 1553) und Leipzig
(1557). Im *Gerechent BÜchlein*
wird zunächst der Scheffel als
Volumenmaß für verschiedene

Getreidesorten erläutert, danach folgt ein Abschnitt über Brotgewichte, dann folgen verschiedene Münztabellen, ergänzt durch weitere Tabellen, deren Aufbau Ries folgendermaßen erläutert: »In der ersten Zeile ist der Kauf des gedrehten, In folgenden wieviel das Brot wegen soll [wiegen soll]. Und in der letzten wieviel Brot aus einem Scheffel gebacken werden« **Hinweis**. Nach weiteren Tafeln mit Berechnungen des

Gewinns der Bäcker erscheint schließlich die Tafel »wievill ein pfennig brott wegen sall, und wie viell brot aus einem schöffell gemacht werden«. Das alles wird dann für Semmeln wiederholt: »Folgende Taffel bericht wie vill ein par Semel wegen soll, und wie vill par Semel der Beck aus dem Schöffell machen soll [...] gibt auch berichtung seines gewins, so die Semeln voneinander genumen«.

Die Berechnungen des

Gewichts der Pfennigbrote nach Adam Ries erschwerten den Bäckern den kleinen Betrug an ihrer Kundschaft, die großen Spekulationsgewinne der Gutsherren und Kornhändler durch ›Fürkauf‹

Hinweis verhinderten sie nicht.

Das ›tolle Jahr‹ in Erfurt

Am 9. Juni 1509 stürmte eine aufgebrachte Menge das Erfurter Rathaus und verlangte Rechenschaft über die Verschuldung der Stadt. Die Finanzen waren seit Jahren in Unordnung. Der Niedergang der Hanse hatte Erfurts Verbindungen zum Ostseehandel beschädigt und

der Aufstieg Leipzigs
diejenigen zu den
oberdeutschen Städten. Die
Auseinandersetzung zwischen
Kursachsen und dem
Erzbistum Mainz um die Stadt
und beider Parteiergreifung für
gegnerische Gruppen
verschärften die Situation
zusätzlich. So war die
sogenannte ›Schwarze Rotte‹
der Zünfte, die das
Studentenkolleg stürmte Hinweis
, mainzisch gesinnt, die
Studenten kursächsisch

orientiert. Zudem war die Verteilung des Reichtums provozierend ungleich. Während die städtische Unterschicht in Armut lebte und die kleinen Zunfthandwerker fürchten mussten, in diese Unterschicht abzusinken, besaßen 115 steuerpflichtige Bürger fast die Hälfte des gesamten Vermögens.

Einer der reichen Patrizier, dem damals die Zunfthandwerker auf die Pelle

rückten, steht heute in Bronze gegossen in einem Erfurter Innenhof und deutet selbstbewusst auf seine Brust. »Wer ist die Gemeinde?«, soll er die Eindringlinge herausgefordert und gleich die auf sich bezogene Antwort gegeben haben: »Allhier steht die Gemeinde.« Man geht heute mit gemischten Gefühlen um die eherne Gestalt herum, denn Zeitreisende wissen, was der hochfahrende Patrizier sich am Tag des Rathaussturmes

nicht einmal hätte vorstellen
können: Ein halbes Jahr später
hing er am Galgen. Er hatte die
politische Situation und seine
persönliche Stellung
katastrophal falsch
eingeschätzt – ein nachgerade
>klassischer< Fehler von
Menschen, denen das
Herrschen in Fleisch und Blut
übergegangen ist und die
darüber vergessen, dass
Machtverlust Kopf und Kragen
kosten kann.

Der Ausspruch des Patriziers

Heinrich Kellner gehört heute
zur Erfurter
Geschichtsfolklore, ähnlich wie
Luthers von den Ohren seiner
Zeitgenossen nie
vernommenen Hammerschläge
zur Geschichtsfolklore
Wittenbergs und ganz
Deutschlands gehören. Im
heute zur bronzenen Geste
erstarrten Drama von Kellners
Sturz und Ende ging es um den
Kampf zwischen den Zünften
und den Patriziern, um einen
Kampf, der sich in vielen

Städten zwischen den aufstrebenden, aber politisch machtlosen Handwerkern und den alten urbanen Oligarchien abspielte. In der ersten Hälfte der 1510er-Jahre gab es Revolten in Aachen, Andernach, Braunschweig, Butzbach, Duisburg, Göttingen, Köln, Konstanz, Leipzig, Lübeck, Marburg, Mühlhausen, Neuss, Nördlingen, Nordhausen, Pirna, Regensburg, Schwäbisch Hall, Schweinfurt, Speyer, Ulm und

Worms.

In diesen Revolten standen sich nicht einfach zwei Parteien gegenüber, sondern die Konstellationen waren durch verschiedenste Interessengruppen gekennzeichnet, die zudem wechselnde Bündnisse untereinander eingingen. Des Weiteren lag quer zum Konflikt zwischen Handwerksmeistern und Ratsherren noch der zwischen den Meistern und ihren Gesellen. Die politischen,

mitunter auch militärischen Interventionen der Territorialfürsten in die Angelegenheiten der vom inneren Zwist geschwächten Städte kamen noch hinzu. In einem Punkt allerdings herrschte Einigkeit bei den an den Machtkämpfen Beteiligten: Unter keinen Umständen durften die Auseinandersetzungen dazu führen, dass auch die ›Grundsuppe‹ des Volks sich zur Erhebung berechtigt

glaubte. Immer dann, wenn die urbanen Unterschichten erste Anzeichen organisierten Handelns sehen ließen, beendeten die Vertreter der mittleren und oberen Schichten ihre Interessenkonflikte mit Kompromissen, wohl wissend, dass ihre politische Macht sonst vom sozialen Gewicht der Menge erdrückt werden würde. Wenn ein Fugger aus der Stadt fliehen muss, wird es allerhöchste Zeit,

Landsknechte aufzubieten. In Erfurt machten der patrizisch dominierte Rat und ›die Gewählten‹ der aufrührerischen Zünfte nach der Hinrichtung Kellners dem Revoltieren ein Ende, bevor die gemeinen Leute ebenfalls ›toll‹ wurden und die Auseinandersetzungen zwischen Mittel- und Oberschicht den Umsturz der gesamten Ordnung provozierten.

Die ständische Ordnung

sollte trotz unterschiedlicher Antworten auf Machtfragen unbedingt erhalten bleiben. Die Zunftmeister und Kaufherren lehnten sich nicht gegen die Patrizier auf, um die Früchte dieser Auflehnung der städtischen Unterschicht vor die Füße fallen zu lassen. Und dort, wo die ständische Ordnung von kapitalkräftigen Unternehmern in Unordnung gebracht worden war und sich bereits neue ökonomische Abhängigkeiten herausgebildet

hatten, wurde diese Ordnung zum Ideal einer Harmonie, die in Wahrheit nie Wirklichkeit gewesen ist. Aus dieser Haltung beschrieb beispielsweise Hans Sachs die Situation der von ihren Auftraggebern abhängigen »arbeyter und stückwercker«: Es »steet der arbeyter zitrend bey der thür mit geschloßnen henden, stilschweygent, auff das er des kauffherren huld nit verlier«.

5. Vom Handwerk



*Die Tuchmacher von
Görlitz revoltieren – Die
Meisterstücke der
Schneider von Nürnberg –
Ständeordnung – Wasser
auf die Mühlen – Eisen im
Feuer – Holz und Haus –*

*Die Zeit in einem
Nürnberger Ei - Die
Erfindung des Fleißes oder
Nirgendwo ist
Schlaraffenland*

Die Tuchmacher von Görlitz revoltieren

Wenn man in der Görlitzer Altstadt durch ein Sträßlein mit dem merkwürdigen Namen Verrätergasse geht, kommt man an einer Pforte vorbei, neben der die Buchstaben D+V+R+T und darunter die Jahreszahl 1527 in die Mauersteine geschnitten sind.

Eine Gedenktafel löst die
historische Chiffre auf: »1527
PLANTEN DIE GOERLITZER
TUCHMACHER IHREN
DRITTEN AUFSTAND GEGEN
DEN RAT UM AM
STADTREGIMENT BETEILIGT
ZU WERDEN. IHRE
ANFUEHRER KAMEN IM
HINTERHAUS DES PETER
LIEBIG - LANGENSTR 12 -
ZUSAMMEN UND HORTETEN
HIER WAFFEN. DER
AUFSTAND WURDE
VORZEITIG ENTDECKT UND

NIEDERGE SCHLAGEN. 9
VERSCHWORENE WURDEN
ALS VERRAETER AN DER
STADT HINGERICHTET. 19
GEFOLTERT UND 25
GEAECHTET. DIE TUER
DURCH DIE SIE IN LIEBIGS
HAUS KAMEN TRAEGT
SEITHER DIE INSCHRIFT ›D V
R T 1527‹ ZU LESEN: ›DER
VERRAETERISCHEN ROTTE
TUER‹ – DAHER DER NAME
VERRAETERGASSE.«

Die Ratsherren handelten
einig, entschlossen und ohne

jede Rücksicht, die
Tuchmacher uneins,
unentschlossen und mit viel
Vorsicht. Es genügten ein paar
Dutzend Landsknechte und die
Büttel der Stadt, um den
Aufstand nicht eigentlich
›niederzuschlagen‹, wie es auf
der Gedenktafel heißt, sondern
zu ersticken, bevor die
Tuchmacher die
zusammengetragenen Waffen
überhaupt in die Hand
nahmen. Die Rache des Rats
war fürchterlich. Peter Liebig

wurde mit dem Beil zerhackt, die anderen ›Verräter‹ ließ man aus ›Barmherzigkeit‹ enthaupten. Die Hinrichtungen und die Chiffre der Schande an Liebigs Haus sollten den 265 Tuchmachermeistern wie den Meistern der anderen Gewerke das Verlangen nach Teilhabe am Stadtregiment ein für alle Mal austreiben. Das ist dem Görlitzer Rat gelungen, während der Rat von Goslar im selben Jahr durch einen Aufstand der Handwerker und

Bergknappen auseinandergesprengt wurde und die Patrizierfamilien aus der Stadt flüchten mussten. In Städten, deren führende Geschlechter an der mentalen Erschöpfung ihres Machtwillens litten, konnte der patrizischen Oligarchie die Herrschaft entrissen werden, allerdings häufig nur vorübergehend.

In Görlitz produzierten neben den selbstständigen Meistern mit ihren Gesellen

bereits manufakturähnliche
Werkstätten. In diesen
>Meistereien< war der gesamte
Herstellungsprozess vom
Wollschlagen bis zum
abschließenden Tuchscheren
zusammengefasst und
arbeitsteilig organisiert. Der
Inhaber einer dieser
Meistereien gehörte zu den
Wortführern des Aufstandes.
Er konnte rechtzeitig
entkommen.

Für den Erfolg des
Aufstandes hätte es eines

Zusammenschlusses bedurft zwischen den Gesellen in den kleineren Werkstätten sowie den Lohnkräften in den Meistereien auf der einen Seite und den Zunftmeistern und Meistereibesitzern auf der anderen. Aber Geschichte vollzieht sich nicht im Konjunktiv.

Die Meisterstücke der Schneider von Nürnberg

Nach dem
Handwerkeraufstand in
Nürnberg waren dort im Jahr
1348 die Zünfte verboten
worden. Die städtische
Oberschicht organisierte den
Machterhalt, indem sie die
Organisationen der mittleren

Schichten unterdrückte. Das heißt nicht, dass die Gewerke sich selbst überlassen wurden. Gerade weil die Handwerker keine zünftigen Regeln von innen heraus entwickeln konnten, mussten ihnen diese Regeln von außen gegeben werden, von der Stadtobrigkeit. Nicht immer geschah das auf schriftliche Weise. Aber nur, wenn es niedergeschriebene Ordnungen gibt, können wir nachlesen, wonach sich die

Schneider von Nürnberg zu richten hatten. Ob sie das immer taten, steht auf anderen Blättern, Gerichtsakten und ›Vermahnungen‹ zum Beispiel, oder bleibt im Werkstatt dunkel der Geschichte.

Die Schneiderordnung von 1535 legte fest, wie viele Leute in einer Meisterwerkstatt beschäftigt werden durften (ein Lehrling, vier Gesellen) und welche Meisterstücke abzuliefern waren. Dazu gehörten an Männerkleidern

unter anderem ein knielanger Rock, eine Schabe Hinweis, ein Wams, ein kurzer Rock und ein Mantel; an Frauenkleidern ein Rock (im Sinne von Jacke) mit ausgestellten Ärmeln (Flügelärmeln), eine Schabe, ein langer Rock (im Sinne von Kleid) für eine ›ehrbare‹ Frau der Oberschicht, ein Rock für eine Handwerkerfrau, einen Mägenderock. Die Röcke waren so verschieden wie das Leben ihrer Trägerinnen.

Ständeordnung

»Fein ordentlich hat Gott die Welt, / Mit dreien stenden wol bestellt / [...] Ein standt muß leern, der ander neern, / Der dritt muß bösen buben weern.«

Lehrstand, Nährstand,
Wehrstand – Geistlichkeit,
Bauernschaft und Ritteradel.
Erasmus Alberus beharrt hier
auf der herkömmlichen Idee

der drei Stände, obwohl er an anderen Stellen die heuchlerischen Priester zu geißeln weiß, aber nur die katholischen, und obwohl die angeblichen Beschützer vor ›bösen Buben‹ eher selber welche waren. Und was den Nährstand betrifft, so schließt er die Handwerker mit ein, die eine aus der Selbstversorgung herausgewachsene agrarische Gesellschaft nötig hat. Das wird im Vorwort von Ammans *Ständebuch* hervorgehoben:

»Aus hochdringender not muß man auch allerley nutzbarliche Handwerck, Künst und Gewerb haben, und die Menschlich Gesellschaft kan derselbigen keines entrahten«. Alberus wiederum hält wie viele seiner Zeitgenossen das statische Ordnungsdenken der traditionellen Ständelehre auch innerhalb der beruflichen Sphäre für angemessen: »Ein jeder frommer handtwercksman / Nem sich keins andern handtwercks an. /

Ein Bawer sey kein Edelman, /
Der Adel steht ihm übel an. /
Und seins beruffs ein jeder
wart. / Ein Scherer greift eim
an den Bart, / Und mag
anrührn eins Fürsten haubt, /
Eim andern ist solchs nicht
erlaubt.«









Die Menschen der Ständegesellschaft waren von Gott an ihren Platz gestellt, wie nicht nur Luther lehrte. Diese Holzschnitte aus Jost Ammans Ständebuch zeigen den Metzger, den Zahnbrecher (der wirklich so hieß), den Nagler und den Bürstenbinder.

Wer wo was zu tun (und zu lassen) hat, ist von elementarer Bedeutung für die Ordnung eines Sozialgefüges, das tatsächlich gefügt ist – von Gott, wie es gewöhnlich hieß,

obwohl Menschen sich an dieser Ordnung eifrig zu schaffen machten, oder von der ›Natur‹, hinter der sich die Menschen so gern versteckten (und immer noch verstecken), wenn es um sozialen Rang und um soziale Rechte ging (und geht). Auf der Insel ›Nirgendwo‹ in der *Utopia* des Thomas Morus »wird jeder im väterlichen Gewerbe unterwiesen; denn dazu neigen die meisten von Natur aus. Wenn aber einen seine

Neigung zu etwas anderem zieht, so wird er durch Adoption in eine Familie übernommen, die das Handwerk ausübt, zu dem es ihn treibt«. Selbst wenn den Utopiern die Möglichkeit eingeräumt wird, sich der quasi ererbten Bestimmung zu entwinden, geschieht dies nicht auf dem Weg einer irgendwie ›individuellen‹ Befreiung, sondern durch Einfügung in eine andere Familie und deren berufliche Tradition. Im

Ubrigen ist das ›utopische‹
Handwerkswesen
überschaubar und auf das
beschränkt, was der
literarische Baumeister dieses
Staatsgebildes für absolut
notwendig hielt: »Außer der
Landwirtschaft, die [...] alle
gemeinsam ausüben, erlernt
jeder noch irgendein
besonderes Handwerk; das ist
in der Regel die Tuchmacherei,
die Leinweberei oder das
Maurer-, Schmiede-, Schlosser-
oder Zimmermannsgewerbe.

Es gibt nämlich sonst kein anderes Handwerk, das dort eine nennenswerte Anzahl von Menschen beschäftigte«, auch keine Schneider, denn die Kleider näht sich jede Familie selbst.

Vermutlich hätte Morus die Hände über dem Kopf (der ihm 1535 abgeschnitten wurde) zusammengeschlagen, hätte er von den 73 Handwerken (nicht Handwerker!) erfahren, die eine Nürnberger Ordnung von 1564 auflistet. Und von den

Gewerken, die Albrecht Dürer im Entwurf einer Idealstadt in der ›Befestigungslehre‹ aufzählt und funktionell anordnet, wären ihm ebenfalls viele nicht utopietauglich erschienen. Dürer fasst Wagner, Sattler, Zaummacher zusammen, die Kürschner, Schuster, Seiler und Schneider sowie die Leineweber und Zeltmacher, außerdem Plattner (Harnischmacher), Haubenschmiede, Schlosser, Stechzeugmacher,

Pfannenschmiede,
Kesselmacher, Zinngießer und
Nadler. Auch den Metzgern,
Fleischhackern, Bäckern,
Brauern und Barbieren werden
die Betriebsorte in Dürers
idealer Stadt so genau
zugewiesen wie in der weniger
idealen Wirklichkeit ihre
sozialen Plätze.

Beim Status rangierten die
Müller weit oben, obwohl der
Text *Der Römisch-Kayserlichen
Majestät Ordnung und
Reformation guter Policy,*

verabschiedet auf dem
Augsburger Reichstag
1547/48, sie irritierenderweise
in einem Atemzug mit
Barbierern, Pfeiffern und
›Trummern‹ nennt, die
künftig »wie andere redliche
Handwerker« behandelt
werden sollten. Vermutlich gab
es Gegenden, in denen man
den Müllern weniger traute als
in anderen Regionen und es für
eine böse
Selbstverständlichkeit hielt,
dass von dem Korn, das man in

die Mühle hineintrug, nicht alles als Mehl auch wieder herauskam. Wenn der Müller bei jedem Mahlvorgang ein paar Handvoll Mehl für sich behält, kommen übers Jahr volle Säcke zusammen. Andererseits hatten viele von ihnen solchen Kleinbetrug nicht nötig. Der Müller (nicht sein Knecht) musste bereits ein ›gemachter Mann‹ sein, um das technische Wunderwerk einer Mühle pachten und betreiben oder gar selbst errichten zu

können. Der Grad der Ehrlichkeit des Müllers zu seiner bäuerischen Kundschaft stand wohl im Verhältniß zum Grad seiner eigenen Abhängigkeit, etwa von einem adeligen Herrn, der besitzrechtlich über die Mühle verfügte und über das Privileg, dass die Bauern bei ihm mahlen lassen mussten.

Ist die Stellung des Müllers nicht immer einfach abzuschätzen, so geht das mit jener des Schusters ganz

leicht: Er steht in Stadt und Land am untersten Ende der Skala, auf ähnlicher Stufe wie der Leineweber und nur wenig über dem Barbier. Und doch sind Schuster, die nicht bei ihren Leisten bleiben wollen, wie Esel, denen die Säcke zu schwer werden. In einer Fabel des Alberus erfahren sie, dass die Rösser, lange beneidet, Reiter in den Krieg gegen die Türken tragen müssen, und sind nun froh, bloß Säcke auf dem Rücken zu haben: »O Gott,

laß uns nur nichts mehr klagen,
/ Und unsern Müllern willig
tragen / Die seck zur Müln, und
wider drauß, / Eim jeglichen bis
in sein hauß«.

Hinweis

Wasser auf die Mühlen

Dass Mehl aus den Mühlen kommt, wissen sogar die Esel des Alberus. Aber Draht? Draht für Näh- und Stricknadeln, für Ringe, Haken, Stifte und Ösen, für Saiten und Ketten, für Siebe und Mausefallen. In und um Nürnberg hat es dreißig wassergetriebene Drahtziehmühlen gegeben. Die

heute bekannteste, weil künstlerisch wertvollste ist die ehemals westlich vor der Stadt an der Pegnitz gelegene, von Dürer in Wasserfarben ›porträtierte‹ Drahtziehmühle: »trothzichmüll« hat er auf das Blatt geschrieben. Der dargestellten Mühle ist ihre Funktion nicht anzusehen. Das Mühlrad befindet sich auf der uns Betrachtern abgewandten Seite der Gebäude und die Ziehapparatur in deren Innerem. Im Übrigen irritiert

ein gewaltiger, torhoher
Mühlstein, der recht
augenfällig, nahezu
aufdringlich an eine
Außenwand gelehnt ist. Sollte
er andeuten, dass in der
»trothzichmüll« früher
ebenfalls Mehl gemahlen
wurde?

Draht jedenfalls wird nicht
gemahlen, sondern gezogen.
Und dafür braucht man keinen
Mühlstein, sondern einen sich
verjüngenden Hohlkörper,
durch den mehrmals

nacheinander Eisen- oder Kupferstangen zu ziehen sind. Das kann mit der Hand, genauer gesagt mit einer Zange geschehen. Der Drahtzieher sitzt dabei auf einer Schaukel, um mit der Schwingbewegung mehr Kraft zu erzeugen. Beim Mühlenbetrieb sind solche Tricks unnötig. Wasserkraftbetriebene Maschinen ziehen die Drähte durch konische Ösen. Die Drähte verdünnen sich mit

jedem Arbeitsgang und werden auf Spulen und Trommeln gewickelt. Die Einzelheiten der Technik wurden von den Drahtziehern Hinweis als Geheimwissen innerhalb der Familien tradiert, und der Humanist Eobanus Hessus feierte die Drahtmühlen in seinem lateinischen Gedicht *Urbis Noribergae descriptio* (»Beschreibung der Stadt Nürnberg«) als »herrliche Erfindung unseres Menschengeschlechts«.

Nicht nur Müller und Drahtzieher machten sich die meist mehrrädri gen Mühlen zunutze. Für die Zeit um 1500 wird allein die Zahl der Papiermühlen in den deutschen Gebieten auf rund sechzig geschätzt. Häufig war dem Privileg zum Betreiben einer Papiermühle ein lokaler Bereich zugeordnet, in dem die Lumpensammler nur im Auftrag der jeweils privilegierten Mühle umherziehen durften. Die

Hadern (Lumpen, textile
Abfälle, verschlissene
Kleidungsstücke) waren
unverzichtbarer Rohstoff bei
der Papierherstellung. Die
Lumpen mussten zerrissen und
zerstampft, gewässert,
geweicht und gerührt werden.
In die Drahtsiebe, mit denen
das Hadernpapier aus der
Brühe geschöpft wurde, waren
Wasserzeichen geflochten.
Wären die Lumpensammler
nicht über die Dörfer und
durch die Städte gezogen,

hätten die Druckerpressen aus Papiermangel stillgestanden und sich Luthers Schriften nicht in ganz Deutschland verbreitet. So gesehen sind die Lumpensammler ›schuld‹ an der Reformation.

Neben den Getreide-, Draht- und Papiermühlen gab es Pulver- und Tuchmühlen, sowie Hammer- und Walzmühlen für die Herstellung von Metallteilen und Blechen. Sie alle wurden mit Wasser-, nur selten wie die Mahlmühlen mit

Windkraft betrieben. Wasser war neben menschlicher und tierischer Muskelkraft die wichtigste Energiequelle. Dabei war die Frage der Kraftübertragung von allergrößter Bedeutung, beim Bewegen einer kleinen Töpferscheibe wie beim Ingangsetzen der imposanten Riemenräderwerke der Mühlenhämmer.

Vorteile und Nachteile der Technik waren ungleich verteilt. Große Apparaturen

brauchen großes Kapital. Es war keineswegs irrational, jedenfalls wenn Rationalität auf unmittelbare Interessen bezogen wird, dass kleine Handwerker und die Zünfte den Einsatz von Maschinen zu unterbinden oder wenigstens einzuschränken suchten. In Aachen wurden die Mühlenhämmer 1510 verboten. Die Tagesproduktion einer Werkstatt mit solchen Hämmern war hundertmal höher als die einer

traditionellen Handwerkstatt. Behördlich verhindern ließen sich die Anlagen nicht, vielmehr schädigte die Stadt auf diese Weise ihr Gewerbe. Die Betriebe siedelten sich außerhalb des städtischen Rechtsgebietes an, vor allem in den stolbergischen Gebieten des Herzogs von Jülich. Das Aachener Hammerverbot sollte das städtische Handwerk und dessen Qualitätsprodukte gegen die billigere (und schlechtere) Massenware

schützen, rief jedoch auf
mittlere Sicht die
geschäftsschädigende
Konkurrenz Stolbergs hervor.

Ähnliche Konflikte gab es um
die Montage von Tretbrettern
an die Spinnräder.
Herkömmlicherweise wurde
die Spindel mit der Hand
gedreht. Um 1530 kamen
erstmalig Tretbretter zum
Einsatz. Fußstritte bewegten
das Brett auf und nieder, das
ein Rad drehte, das wiederum
die Spindel zum Drehen

brachte. Die Übertragung der Kraft vom Fuß auf das Brett auf das Rad auf die Spindel beeindruckt uns heute kaum, und doch handelte es sich um eine meisterliche Idee. Zeitreisen bedeutet auch, die eigene Gegenwart so zu betrachten, als läge sie noch in der Zukunft. Aber um das, was in unserer Gegenwart selbstverständliche Gewohnheit geworden ist, aus dieser Perspektive zu verstehen, müssten wir Genies

sein wie Leonardo da Vinci. Die Tretpedale jedenfalls waren vielen Zeitgenossen nicht geheuer. In Wuppertal wurden sie in den 1530ern verboten, freilich ähnlich erfolglos wie zwei Jahrzehnte zuvor die Mühlenhämmer in Aachen.

Eisen im Feuer

Manchmal legt das Schicksal ein Herz auf den Amboss. So kam es dem Nürnberger Patrizier und Humanist Willibald Pirckheimer vor, nachdem der neureiche Bankier Johannes Kleberger Hinweis seine verwitwete Tochter Felizitas zwei Jahre lang mit viel Nachdruck

umworben, schließlich
geheiratet und kurz nach der
Hochzeit sitzen gelassen hatte.
Ein von Dürer angefertigtes
Porträt hatte Kleberger
geholfen, Dürers Freund
Pirckheimer für die Hochzeit zu
gewinnen. Und nach der
Ehekatastrophe entwarf Dürer,
einer Anregung Pirckheimers
folgend, zum Trost eine
Zeichnung, die von Georg
Pencz in einen Kupferstich
umgesetzt wurde. Vier Frauen
machen sich an einem Herz zu

schaffen: Eine drückt es mit der Zange auf den Amboss, der Amboss selbst steht auf der Hüfte einer anderen, die dritte schwingt den Hammer, und die vierte deutet hinauf zu einer Wolke, die Tränen weint.

Dort, wo Eisen geschmiedet wurde, solange es heiß war, ging es weniger allegorisch zu, auch nicht so mythologisch wie bei dem die Humanisten faszinierenden Götterschmied Hephaistos, der trotz seiner abgründigen Hässlichkeit

himmlisch schöne Werke schuf.
Die Werke der
Menschenschmiede waren
praktisch, weit verbreitet und
vielfältig wie die
Berufsfertigkeiten, die zu ihrer
Herstellung nötig waren: die
des Messerschmieds,
Zirkelschmieds,
Beckenschmieds und
Messingschmieds, der die
Gefäße machte – nicht die
Kannen aus Zinn, die sind
Sache des Kannengießers –
und die Messingspiegel. Die

Glasspiegel indessen stellte der
»Spiegler« her: »Ich mach das
helle Spiegelglas / Mit Bley
ichs underziehen laß / Und
drehe darnach die Hültzen
Scheibn / Darinn die
Spiegelgläser bleibn«. Der
Büchschmied verfertigte
Waffenläufe, der Plattner
Harnische, der Sporer
Reitsporen aus Stahl. Die
Nagler und Nadler haben ihre
Objekte schon im Namen, wie
die Fingerhuter **Hinweis**,
Sensenschmiede und

Hufschmiede, die nebenbei noch als Rossdoktoren fungierten. Des Weiteren gab es Zimbelschmiede und Schellenmacher, Ring-, Zapfen- und Leuchtermacher, Schlosser und Wagner. Und Kupferschmiede: »Ich mach auff hohe Thürn die Knöpff / Eymer damit man Brunnen schöpfft / Badkeßl, Trög und die Badwannen / FeuwrRuffen / Breuwkeßl Pfannen«.

Bevor ein Herz auf den Amboss gelegt werden kann,

muss es aus der Brust gerissen werden. Bevor Kupfer und Eisen in die Schmiede kommen, muss man es aus dem Berg holen, was wieder mannigfaltige Kenntnisse voraussetzt und ebenso mannigfaltige Berufsvorrechte nach sich zieht. Die Entwicklung vom Rennwerk, der Schmelze im offenen Kasten unter Blasebalgluft, zu Hochofenbetrieb und Eisenguss schließlich führte in technischer Hinsicht weit weg

vom alten Handwerk in die Frühzeit der Industrialisierung. Dem damit einhergehenden Energiebedarf entsprach der zur Übernutzung eskalierende schnelle Verbrauch langsam wachsender Ressourcen. Auch Wasserkraft ist nicht rohstoffneutral, schließlich war ein Mühlrad und die gesamte Mühle aus Holz. Zum Eisenschmelzen und -schmieden brauchte man Kohle, die wiederum aus Holz gewonnen wurde. Für einen

Zentner Eisen verbrannten 15
Zentner Holzkohle.

Holz und Haus

In den Holzkohlemeilern, Schmelzhütten und Eisenschmieden verbrannten die Wälder, und abgeholzt standen sie in den Städten herum. Zwölf Eichenstämme vernutzten die Zimmerleute für den Ständerbau und den Dachstuhl eines gewöhnlichen Fachwerkhauses. Um den

Dachstuhl einer normalen Kirche aufzimmern zu können, waren drei- bis vierhundert Stämme zu fällen. Für den 1494 eingeweihten »Dom zu Unserer Lieben Frau« in München (Frauenkirche) wurden in den zwanzig Jahren, die seine Errichtung dauerte, 20000 Stämme auf der Isar herangeflößt, nicht nur für den gewaltigen Dachstuhl des dreischiffigen, 109 Meter langen Backsteinbaus, sondern ebenfalls für Wand- und

Turmgerüste und für die Baukräne. Das Kirchedach dominiert auch den München-Holzschnitt in der Schedelschen *Weltchronik*, hier noch ohne die Hauben auf den beiden Türmen.

Wie die Chronik bei der Abbildung Kölns den unfertigen Dom zeigt mit einem Baukran, der aus der offenen Kirchenhalle ragt, so fallen bei der Darstellung Münchens die im Vordergrund am Ufer der Isar gestapelten Stämme auf

und die vielen Flöße auf dem Fluss. Wenn es stimmt, dass in diesem monumentalen Gebäude – wie der Petersdom in Rom durch Ablassgelder mitfinanziert – 20000 Menschen stehen können, dann hätte jeder von ihnen gewissermaßen einen eigenen Stammbaum, über viele Jahre gewachsen und über viele Kilometer herangeschwommen.

Ohne Flößerei wäre die Versorgung der Städte mit Bauholz gar nicht möglich

gewesen. Die alte Holztrift über kurze Strecken, bei der die Stämme allein die Flüsse hinabschwammen, konnte den Bedarf nicht mehr decken. Große Mengen zu triften war verlockend, aber auch riskant. Die Stadt Augsburg machte diese Erfahrung noch im Jahr 1550. Die Flößer rieten von einer großen Holztrift ab. Das harmonierte zwar auffällig mit ihrem Eigeninteresse, erwies sich aber – allerdings zu spät – dennoch als guter Rat,

nachdem die Holzstämme den Rechen, der sie auffangen sollte, durchbrochen hatten und an Augsburg vorbei den Lech hinunter in die Donau schwammen.

Beim Flößen wurden die Stämme miteinander verbunden, Hindernisse in den Flüssen beseitigt und ebenfalls Holzrechen eingebaut, um die aus den Flößen gelösten Stämme wieder zu sammeln. Je mehr gefloßt wurde, desto schneller schrumpften die

Eichen- und Fichtenwälder. Nur die Buche streute weiter ihre Früchte vor die Säue, die man zur Mast in die Wälder trieb. Ihr Holz ist zu weich für eine tragende Rolle im Rahmen eines Fachwerkhauses oder als Schwenkarm eines Krans. Allenfalls für den Dachstuhl kommt es infrage, aber auch nur, wenn die Ziegel oder die Schieferplatten nicht zu schwer sind. Außerdem ist Buche nicht so weit flößbar wie die Nadelhölzer oder das

Eichenholz. Es quillt auf und wird schwammig, wenn es lange im Wasser liegt.

Ein eigener Wald vor den Toren, um die Stadt mit Brenn- und Bauholz zu versorgen, setzte weiträumige Gebiete außerhalb der Stadt voraus, die von innerhalb der Stadt kontrollierbar waren. Dem Nürnberger Rat gelang es in jahrzehntelangen

Auseinandersetzungen mit den feindlichen Adelsherren, ein solches Gebiet zu arrondieren.

Der Nürnberger Reichswald, geteilt durch die Pegnitz, hatte Tausende von Hektar (heute sind es 25000) und wurde im Lauf der Jahrzehnte aus einem Laub- und Mischwald mehr und mehr in ein Nadelwaldgebiet verwandelt, seit im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts die Tannen gesät wurden, um es poetisch auszudrücken. Man überließ es nicht länger Mutter Natur, aus Tannenzapfen Schößlinge sprießen zu lassen, sondern sammelte die Samen,

trocknete sie den Winter über und brachte sie im April aus.

Ein Fachwerkgebäude besteht aber nicht allein aus Balken. In den Fächern des Ständerbaus, dem statischen Skelett, verankerte man Geflechte aus Strauchruten und dünnen Ästen, die mit Strohlehm ausgekleidet wurden.

Wie immer und überall beim Bauen hing und hängen Material und Verarbeitung vom Budget des Bauherrn ab. Ein

niedriges Häuslein in der Dorfstraße mit schmaler Eingangstür und unbehauenen Bohlen als Fußboden macht anders Figur als ein mehrstöckiger Renommierbau am Marktplatz der Stadt. Bei solchen Fachwerkhäusern gehörte das ›Figurmachen‹ sogar im Wortsinn dazu: Ein im Jahr des Bauernkriegs errichtetes Haus am Großen Markt in Perleberg ist mit 13, immerhin jeweils 80 Zentimeter hohen

Schnitzfiguren an den Knaggen
geschmückt, also an den nach
außen vorkragenden
Tragebalken unter dem Dach.
Das um 1521 erbaute
Remensnider-Haus in Herford
zeigt sogar 21 dieser
Knaggenfiguren.

Als Zeitreisender könnte man
auf den Abschnitten der
deutschen Fachwerkstraße
Hinweis geradezu auf Kopfjagd
gehen. In Balken geschnitzt
strecken seit fünfhundert
Jahren die ›Zanner‹ die Zunge

heraus, ›Blecker‹ reißen mit beiden Händen die Backen auseinander und zeigen Zähne, oft begegnen groteske ›Neidköpfe‹, die aber wohl weniger gegen den bösen Blick schützen als vielmehr den Betrachter ein wenig verspotten oder auch nur unterhalten sollten. Es muss nicht jeder Hausschmuck im Nachhinein magisch aufgeladen werden. Ein provozierend gut sichtbarer Neidkopf an einem

Kaufmannshaus ist etwas anderes als eine steinerne Teufelsfratze am Sims einer Kathedrale, die so weit oben das Gesicht verzerrt, dass es von unten gar nicht zu sehen ist. Die Fratze hat keinen ästhetischen Effekt, dazu bedürfte es des Beschauers, wohl aber einen magischen Wert für die Kathedrale ganz unabhängig von deren Besuchern. Die Neidköpfe dagegen werden erst ›lebendig‹, wenn Besucher und

Betrachter die eigenen zu ihnen emporheben. Der viel verfluchte Neid ist vom viel gesuchten Status nicht zu trennen. Eine Bauernhütte, an der jeder achtlos vorübergeht, wird niemand mit einem Neidkopf verzieren.

Manchmal steht zu vermuten, dass Neid geradezu provoziert werden sollte. Am ›Kaiserworth‹ in Goslar, dem ehemaligen Gildehaus der reichen Tuchhändler, krallt sich unter dem Sockel einer

steinernen Abundantia, der Verkörperung des Überflusses, ein nacktes ›Dukatenmännchen‹ fest. Diese Kontrastfigur zur Dame mit dem Füllhorn, ein Lieblingsmotiv auf den Münzen der römischen Kaiserzeit, ist so ordinär, dass sie zutreffender auch als ›Dukatenscheißer‹ bezeichnet wird. Er reißt den Mund auf und zieht mit seiner Linken eine Hinterbacke hoch, damit die Münze, die erst halb draußen ist, besser flutscht.

Noch an einem weiteren Goslarer Gebäude, wegen der ungewöhnlichen Trapezform seines Grundrisses als ›Brusttuch‹ bezeichnet, kann man sich einen nackten Hintern aus Holz zeigen lassen. Auf die zwei Steingeschosse des 1527 errichteten Brusttuchs ist ein Fachwerkgeschoss gesetzt. An dessen Fassade stellt eine Knaggenfigur eine butternde Frau dar, die linke Hand am Stößer des Butterfasses und

die rechte kratzend an der
Hinterbacke, das Kleid bis über
die Hüfte geschürzt.

Die Zeit in einem Nürnberger Ei

Schade, dass Zeitreisende anders als beim Nürnberger Erdapfel **Hinweis** diesmal zu früh dran sind. Die Nürnberger Eier, Taschenuhren in ovaler Form, sind erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts belegt (und erst seit dem 17. Jahrhundert unter dieser

Bezeichnung bekannt), können mithin nicht dem 1542 gestorbenen Nürnberger Uhrmacher Peter Henlein unter die Hände geschoben werden, den man so gern den ›Erfinder der Taschenuhr‹ nennt. Bei Henlein zerrann die Zeit nicht mehr in Sanduhren und noch nicht in Taschenuhren, sondern in Dosen. Dafür roch sie bei ihm besonders gut. Er begann damit, Laufwerke in aufklappbare Messingkugeln

einzubauen, die sonst der Aufbewahrung wohlriechender Substanzen dienten. Diese sogenannten Bisamäpfel waren olfaktorische Amulette gegen den städtischen Gestank und zugleich fein gearbeitete Schmuckstücke, an Ketten um den Hals getragen. Dass Henlein Bisamapfeluhren baute, ist überliefert, aber keine Uhr, die mit Sicherheit von ihm stammt. Den ›Lauf der Zeit‹ haben überhaupt nur drei Uhren dieses Typs überlebt.

Eine davon trägt auf dem Gehäuseboden die Gravur »PHIL MELA GOTT ALLEIN DIE EHR 1530«. Man stelle sich vor, Philipp Melanchthon tastet während einer ausufernden Predigt Luthers in der Wittenberger Stadtkirche heimlich nach der Uhr, deren Zahlen mit Tastknöpfen markiert sind, mit etwas erhöhtem Knopf bei der Zwölf, um von dort aus die Stunden nachfühlen zu können. Melanchthon hätte so etwas in

seiner sanften Artigkeit nie getan, aber die Uhr hat ihm tatsächlich gehört. Um sie zu sehen, müssten Zeitreisende nach Baltimore fliegen und ins Walters Art Museum gehen.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg liegt näher. Dort befindet sich die (nur so genannte) Henlein-Uhr, eine Dosen-, keine Bisamapfeluhr. Das Ziffernblatt ist auf der Oberseite angebracht, im Mittelpunkt eine Sonne, von der zwölf

Flammen zu den Ziffern I bis XII (darunter umlaufend die arabischen Ziffern 13 bis 24) züngeln. Alle Ziffern sind wie üblich mit Tastknöpfen versehen, deren höchster über der XII liegt.

Der Zeitmesser in Dosenform ist wie PHIL MELAS Bisamapfeluhr um 1530 entstanden, also knapp vierzig Jahre später als der Behaim-Globus mit seiner Darstellung der Landes- und Meeresräume in Kugelform. Man könnte im

Museum zwischen dem
Behaim-Globus und der
Henlein-Uhr hin- und
herwandern, um Zeit und
Raum der Epoche um 1500
abzumessen.

Die Erfindung des Fleißes oder Nirgendwo ist Schlaraffenland

Vier Frauen sind an
Pirckheimers Herzensschmiede
beteiligt, an Dürers Herz nagte
nur eine: die seine.
Pirckheimer schrieb in einem
Brief, dass »die ihm seyn hertz
eyngenaget und der maß
gepeyniget hat, dass er sich

dest schneller von hinen
gemacht hat«. Weil Dürer
gestorben war, musste Pencz
dessen Entwurf der
Herzensschmiede als
Kupferstich vollenden.

In Pirckheimers Brief geht
die Beschwerde über Dürers
Frau Agnes weiter: »zu dem
hat sy ime dag und nacht
angelegen, zu der arbeyt
hertiglich gedrunge, alleyn
darumb, dass er gelt
verdienet«. Die ›alte Krähe‹
(Albrecht über Agnes) war eine

ökonomisch denkende Muse. Schließlich war sie es, die Dürers Stiche auf dem Nürnberger Markt neben den Ständen der Gemüseweiber verkaufte. Der Meister selbst hatte auch seine Last. Die Farben waren teuer, besonders das Ultramarin, die Auftraggeber ungeduldig und die Gehilfen der Malerwerkstatt nicht immer so fleißig, wie sie hätten sein sollen. In Dürers Briefen an den reichen Frankfurter

Tuchhändler Jakob Heller kommen Zeit- und Geldnot zum Ausdruck. Es ging dabei um einen von Heller bestellten und angezahlten Flügelalter. Am 28. August 1507 schreibt Dürer, ein Fieber habe ihn daran gehindert, ein Auftragswerk für Friedrich von Sachsen (Luthers späteren Schirmherrn) fertigzustellen. Erst nach Abschluss dieser Arbeit könne er mit der für Heller beginnen: »ich fang nit gern zuviel miteinander an, uf

daß ich nit verdrossen werde.«
Am 19. März 1508
beschwichtigt er den offenbar
ungeduldig gewordenen
Frankfurter Kunden: »Wisset,
daß ich in 14 Tagen fertig
werde mit Herzog Friedrichs
Arbeit. Nachfolgend will ich
Euer Arbeit auch anfangen zu
machen, und auch kein ander
Gemäl machen, bis daß sie
fertig«. Am 24. August 1508
wiederholt er sein
Versprechen: »Ich will auch
kein ander Arbeit tun, bis daß

ichs ausmach. Mir ist nur leid, daß mich der Winter so bald überfällt. Werden die Tag kurz, daß einer nit viel kann machen.« Am 4. November noch einmal die Bekräftigung: »Ich will auch kein andere Arbeit machen, bis daß sie fertig wird«. Am 21. März 1509: »Und Ihr sollt wissen, daß ich [...] stetig und streng an Euerm Blatt mal«. Gemeint ist die große Mitteltafel des Flügelaltars, von dem er am 26. August 1509 betont, sie sei

»mit großem Fleiß gemalt« und
»mit den besten Farben
gemacht [...], uf daß sie lange
Zeit währe. Ich weiß, daß Ihr
sie sauber haltet, daß sie 500
Jahre sauber und frisch sein
wird.« **Hinweis** Gegen Ende des
Briefes schickt er noch seine
Agnes vor: »Mein Hausfrau läßt
Euch bitten um ein Trinkgeld«.
Das hat sie dann auch
bekommen. Am 12. Oktober
1509 meldet der Meister:
»Mein Hausfrau hat Euch fast
[sehr] dankt.«

Dürer hat sein Geld nicht im Schlaf verdient, wie es ein anderer Nürnberger im Gedicht »Schlauraffenlandt« parodierte: »Auch ist im Land gut Geld gewinnen. / Wer sehr faul ist und schläft darinnen, / dem gibt man von der Stund zween Pfennig, / er schlaf ihr gleich viel oder wenig. / Ein Furz gilt einen Binger Haller, / drei Gölzer einen Joachimstaler.« Mit den ›Gölzern‹ meint Hans Sachs die Rülpsen, der Binger Haller pro

Furz erinnert an den
Dukatenscheißer und die
eigenartig anale Aura, die dem
Geld von jeher anhaftet. Selbst
der edle Thomas Morus begibt
sich auf Stuhlgangniveau, wenn
es um Geld und Gold geht. Von
den Bewohnern seiner
utopischen Insel erzählt er:
»Während sie aus zwar sehr
geschmackvollen, aber billigen
Ton- und Glasgeschirren essen
und trinken, stellen sie aus
Gold und Silber nicht nur für
die Gemeinschaftsräume,

sondern auch für die
Privathäuser allerorts
Nachtgeschirre und lauter
Gefäße für schmutzigste
Zwecke her.«

Schlaraffenland gibt es
nirgendwo, und die Faulheit ist
überall verdächtig. Und wenn
sie mit Sinnlichkeit, mit Essen
und Fressen, mit Trinken und
Saufen und Lüsternheit
einhergeht, wird sie sogar
gefährlich. Für das städtische
Bürgertum, das den
arbeitsscheuen räuberischen

Ritter fürchtet, der draußen vor den Toren lauert, und das den vulgären, stets um seinen Leib bekümmerten Bauern verachtet, der draußen auf den Feldern pflügt, ist der Fleiß eine Tugend, geradezu religiös aufgeladen. Aus christlicher Perspektive ist die gesamte Menschheitsgeschichte mit dem biblischen Fluch beladen: »Im schweis deines Angesichts soltu dein Brot essen«. In protestantischer Überbietung wird daraus in der 1529

erschienenenen *Oeconomia*
Christiana des thüringer
Reformators Justus Menius:
Der Mensch soll »arbeiten /
dass yhm die hant rauche / und
der schweis über das angesicht
leufft«. Unsere moderne
Auffassung von Beruf, und
zwar unabhängig davon, ob wir
evangelisch, katholisch oder
gar nicht zur Kirche gehen,
ruht auf einer protestantisch
durchformten Arbeitsmoral.
Die Sache hängt wie das Wort
mit der Berufung zusammen,

mit der ›vocatio‹, dem kirchenlateinischen ›Ruf‹. »Ein jglicher bleibe in dem ruff / darinnen er beruffen ist.« Diese lutherische Eindeutschung eines Satzes von Paulus aus dem ersten Korintherbrief ist die Ursprungsdefinition des Begriffs ›Beruf‹.

Der moderne Mensch soll in der Welt dem folgen, wovon der mittelalterliche Mönch aus der Welt davonlief. Nicht in der Zelle ist zu beten und zu arbeiten (»ora et labora«

verlangt die Benediktregel), sondern getrennt in Kirche (»ora«) und Werkstatt (»labora«). Die Klostermauern werden niedergelegt, jedoch im Inneren jedes Einzelnen wieder aufgerichtet, jedenfalls insofern, als eine streng geregelte Lebensführung nun verbindlich für alle wird. Der wie Luther dem Kloster entlaufene Sebastian Franck drückte es so aus: »Du glaubst, du seist dem Kloster entronnen: es muss jetzt jeder

sein Leben lang ein Mönch sein.«

Die neue Auffassung von Arbeit und Beruf ließ sich allein von der Kanzel herab den Menschen nicht in die Seele senken. Neben den Predigerworten bedurfte es des Arms der Obrigkeit. In den protestantischen Ländern begann man, den ›katholischen‹ Schlendrian mit Verordnungen zu bekämpfen. Das wuchernde Fest- und Feiertags-, Kirchweih- und

Hochzeitswesen wurde in mühsamer behördlicher Kleinarbeit, die bis weit ins 18. Jahrhundert dauerte, nach und nach eingeschränkt. Herzog Heinrich von Sachsen beispielsweise erließ 1539 eine Verordnung zur Reduzierung der Feiertage.

Der Handwerks- und Erwerbsfleiß sollte nur so lange unterbrochen werden, wie zur Erholung nötig war. Das Erholen wiederum sollte nicht Lebensgenuss und Selbstzweck

sein, sondern Mittel zur Erneuerung der Arbeitskraft. Entsprechend änderte sich die Rangfolge und Wertabstufung zwischen Arbeit und Leben. Dass gebratene Schweine mit Messern in den Rücken umherliefen wie im Schlaraffenland, war gar nicht mehr wünschenswert. Der Stadt-, Geld- und Handwerksmensch lebt, um zu arbeiten. Der Bauer jedoch, in seiner Kreatürlichkeit dem Vieh bedenklich nahestehend,

verrichtet seine Arbeit, weil er muss, nicht, weil er will. Er bestellt das Feld nur, weil ihn von innen heraus der Hunger dazu zwingt und von außen der Herr. Ohne diesen zweifachen Druck würde er schwelgen und schlafen und schlafen und schwelgen. So wollte es das städtische Klischee vom ›Landmann‹, so sah es in den Köpfen hinter der Stadtmauer aus.

6. Unter Bauern



*Angst vor der Arbeit –
Zittern vor den Herren –
Gottesfurcht – Wetternöte –
Im Bauernheer – Die
Schlächtereie bei
Frankenhausen – Jörg
Ratgeb wird gevierteilt*

Angst vor der Arbeit

Mochten in der Stadt die
abenteuerlichsten
Vorstellungen vom
Schlaraffenleben, vom schlaunen
Affenleben auf dem Land
kursieren, ganz ohne das
Arbeiten ging es denn doch
nicht. Aber die »Arbeit der
Bauern ist überaus fröhlich und
voller Hoffnung. Pflügen,

Pflanzen, Säen, Ernten, Dreschen«. So erklärte es Luther seinen Tischgästen, während er mit ihnen genoss, was das ›fröhliche‹ Pflügen und Pflanzen, Säen, Ernten und Dreschen der Bauern hervorgebracht hatte. Ein Sachs-Reim im *Ständebuch* kommt der unfröhlichen Wahrheit näher: »Ich aber bin von art ein Bauwr / Mein Arbeit wirt mir schwer und sauwr«.

Johannes Bohemus schilderte das Leben der Landleute fünf

Jahre vor dem Bauernaufstand ohne die Ressentiments, von denen Luthers Bemerkungen nach dem Niederwerfen dieses Aufstands vergiftet waren: »Ihre Lage ist ziemlich bedauernswert und hart; sie wohnen abgesondert voneinander, demütig, mit ihren Angehörigen und ihrem Vieh. Die Hütten bestehen aus Lehm und Holz, ragen wenig über die Erde empor, sind mit Stroh gedeckt: das sind ihre Häuser. Geringes Brot,

Haferbrei, gekochtes Gemüse ist ihre Speise, Wasser und Molken ihr Getränk. Ein leinener Rock, ein paar Stiefel, ein verräucherter Hut ist ihre Kleidung. Das Volk ist jederzeit ohne Ruhe, arbeitsam, unsauber.«

Das Fronen diene ursprünglich der Versorgung der Herren und des Schlossbeziehungsweise Burggesindes. Es wurde aber versucht, die Naturalabgaben über den Bedarf der

Herrschaften nach oben zu schrauben, um die Überschüsse auf dem Markt zu Geld zu machen. Die Last der Bauern nahm zu, und das, was für ihr eigenes Wirtschaften und ihre eigenen Familien übrig blieb, nahm ab. Auch die Klagen nahmen zu und mit ihnen wiederum die Appelle an die Geduld. In der Alberus-Fabel »Von einem alten Ziegochssen, und eim jungen Mestochssen« ruft der Mast-angesichts des Zugochsen aus:

»O armut, elendt, jamer, not, /
Wie sawer wirdt doch dir dein
brot«. Dann kippt, wie es nicht
nur bei Ochsen zu geschehen
pfllegt, das Mitleid in
Überlegenheitsgefühle und die
Überlegenheit in Verachtung:
»Wie fein, wie glat, wie hübsch
bin ich, / Drumb soltestu billich
schemen dich, / Dass du so
rauch bist, und veracht, / Bist
heßlich, scheußlich, und
verschmacht«. Der Zugochse
schweigt. Doch eines Tages
sieht er den Mastochsen an die

Metzgerbank gebunden und
kann nicht länger an sich
halten: »Und sprach, Du
stoltzes öchßlin mein, / Wo
bleibet nun das brangen dein? /
[...] / Du mußt fort, und die
haut dargeben, / So arbeit ich,
und bleib beim leben«.

Passt auf, so die fabelhafte
Moral, wer nicht arbeitet, dem
wird das Fell abgezogen! Die
Ochsenverse demonstrieren
ganz unverhüllt die äußere
Gewalt, mit der das innere
›Sichdreinschicken‹ erzwungen

wird. Auch Luther zeigt keinerlei ethische Irritation, wenn er auf den Zusammenhang von Arbeit und Gewalt zu sprechen kommt. In einem Brief vom Mai 1525 schreibt er mitleidlos: »Cibus, onus et virga asino [Futter, Last und Peitsche dem Esel], in einen Bauern gehört Haferstroh.« Wenige Wochen später lässt Hans Sachs in einem Flugblattgedicht den »arm gemain esel« allegorisch stellvertretend für die Bauern

Klage führen: »Keyn ärmer
thier auff erdt man find: / Ich
muß arbeytten in regen, wind /
Und gewinnen, was all welt
verschlint, / Des haberstros
man mir kaum gynt.«

Bohemus wiederum setzte
seinen bodenständigen Bericht
über das Leben der Bauern
folgendermaßen fort: »Den
Herren fronen sie oftmals im
Jahr, sie bauen das Feld,
besäen es, ernten die Früchte,
bringen sie in die Scheunen,
hauen Holz, bauen Häuser,

graben Gräben. Es gibt nichts, was dieses sklavisches und elende Volk ihnen [den Herren] nicht schuldig sein soll, nichts, was es, sobald es befohlen wird, ohne Gefahr zu tun verweigert: der Schuldige wird streng bestraft.«

Am Anfang des 16. Jahrhunderts, gewissermaßen in der ›Inkubationsphase‹ der Bauernaufstände, stellte das *Straßburger Rätselbuch* die wenig lustige ›Scherzfrage‹, »wofür die Bauern unsern

hergot am meysten bitten.
Antwort. Für die
Reisigenpferdt dan wo die
selbigen abgingen so würden
die edelleüt die bawren mit
sporn reyten.«

Zittern vor den Herren

Besitz muss man beherrschen, und wenn man Bauern besitzt, muss man die Bauern beherrschen. Je ›natürlicher‹ das für die Herrscher ist, desto natürlicher kommt es meist auch den Beherrschten vor. Wenn die Ordnung zu wanken beginnt, dann immer zugleich bei den Oberen und den

Unteren. Sobald die Oberen sich ihrer Sache nicht mehr sicher sind und moralische Zweifel ins alltägliche Machthandeln sickern, können sie sich auch ihrer Sachen (die Bauern eingeschlossen) nicht mehr sicher sein.

In diesen historischen Phasen verstetigen sich die zahllosen Einzelrevolten, die bisher im Hand- und Spießumdrehen niedergeschlagen wurden, zu sozialen Bewegungen, denen der Umsturz des sozialen

Gefüges möglich wird. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gab es lokale Bauernaufstände, die vom Schwäbischen Bund erstickt wurden, oder halb religiös, halb sozial motivierte Volksaufläufe wie 1476 im Taubertal. Der junge Hirte Hans Böhm, genannt der ›Pfeifer von Niklashausen‹, zog ein paar Wochen lang durch die Gegend und predigte von Untergang, sozialer Gleichheit und der heiligen Muttergottes.

Der Bischof von Würzburg setzte ihn gefangen und ließ ihn im Juli verbrennen.

Die Bundschuhrevolten in den Jahren 1493, 1502, 1513 und 1517 und der Aufstand des ›Armen Konrad‹ im Mai 1514 waren schon schwieriger zu bekämpfen und kumulierten schließlich in dem, was die Historiker und auch wir Laien bis heute den ›Bauernkrieg‹ nennen, obwohl es genau genommen ein Krieg gegen die Bauern war.

Eine Generation nach diesem Krieg war die Möglichkeit des sozialen Umsturzes nicht nur nicht mehr gegeben, sondern fast schon vergessen. In Wickrams *Rollwagenbüchlein* aus der Mitte des 16. Jahrhunderts renommiert ein Junkerchen so naiv mit seinem Herrentum, als könnte es gar nicht anders sein, als habe es nie Widerstand gegeben: »Mein vater hat mir so vil bauren verlassen, die für mich fronen und arbeyten, müssen

mir auch korn und weissen,
habern und gersten zufüren,
desgleichen wein und butter,
cappaunen, gens und enten
zusamt allem brennholtz, so
ich auff meinem haus oder
schlos brauchen mag.« Im
Lalebuch vom Ende des 16.
Jahrhunderts heisst es bündig:
»Des Herren Tritt den Acker
tünkt / Des Herren Aug das
Vieh verjüngt. / Des Herren
gegenwertigkeit / Helt in
gehorsam Knecht und Meyd.«

Wem gehört der Grund und

Boden? Wem gehören die Menschen, die auf diesem Boden leben und arbeiten? Wer übt die Gerichtsbarkeit aus? Wer setzt Art und Höhe der Steuern fest? Wer bestimmt über Krieg und Frieden und darüber, wann wer für wen zu kämpfen gezwungen werden kann? Dies waren die wichtigsten Machtfragen, die auf verschiedene Weise beantwortet wurden. Ein Bauer konnte mit seiner Familie

einem Herrn unterworfen sein,
der sämtliche Rechte in sich
vereinigte. Oder er war in
jedem der Bereiche einem
anderen Herrn untertan: Dem
einen mussten für das
Nutzungsrecht von Wiesen und
Feldern Abgaben entrichtet
werden, dem anderen war man
bei Streitigkeiten und
Straftaten ausgesetzt, wieder
einem anderen gehörte man
mit seinem Leib an. Wie die
grundherrlichen,
gerichtsherrlichen und

leibherrlichen Abhängigkeiten verteilt waren, hing vom Machtgefüge innerhalb der Herrschaftsschicht ab, außerdem vom Machtverhältnis zwischen Stadt und Land und schließlich davon, wie stark die Übermacht der emporwachsenden Territorialfürsten bereits geworden war. Manche Bauern hatten überhaupt keinen Leibherrn, sondern waren ihrem Landesfürst direkt abgabepflichtig, wie etwa

Luthers Großvater dem
Kurfürst von Sachsen.

Ebenso wie die
Machtverteilung in der
Herrschaftsschicht wies die
Besitz- und Rechtslage
innerhalb der Bauernschaft
große regionale Unterschiede
auf. Es gab (wenige)
wohlhabende bis reiche
Bauern, solche mit mittleren
Höfen und solche mit
Kleinbesitz, außerdem die nicht
mit vollen Rechten als
Gemeindemitglieder

ausgestatteten Hintersiedler mit wenig Besitz, dann die Büdner oder Häusler und schließlich die völlig besitzlosen Einlieger.

Alle diese Menschen lebten in ihren verschiedenen herrschaftlichen Abhängigkeiten und zugleich in Abhängigkeitsverhältnissen untereinander. Zwischen dem wohlhabenden Bauern, der gleichwohl dem Edelmann sozial und rechtlich nicht gleichgestellt war, und dem

ärmlichen Häusler, geschweige denn einem Einlieger, lag eine durch Solidarität nicht zu überbrückende Daseinskluft. Viel zu gegensätzlich waren die Einzelinteressen, Gesamtziele konnten nur vorübergehend und im Überschwang des Augenblicks formuliert werden.

Wer wie viel Druck auszuhalten hatte, hing von der Stellung in diesem Gefüge ab. Und auch, wann dieser Druck eben nicht mehr auszuhalten war. Ein Kleinbauer ballte die

Faust in der Tasche und hielt sich mit kalter Sabotage beim Fronen schadlos, wenn die Abgaben stiegen. Aber es zog nicht gleich der Hunger ins Haus. Anders als beim Einlieger, der schon die kleinste Kostensteigerung, etwa bei der Miete, an dem ablesen konnte, was auf den Tisch – das heißt: eben nicht mehr auf den Tisch – kam.

Der Druck der Landadeligen auf die Bauern hatte über Generationen zu einer

Ausweitung der Herrschafts- und Besitzrechte geführt. Die rechtlichen und persönlichen Abhängigkeiten nahmen ebenso zu wie die Abgabe- und Arbeitspflichten. Des Weiteren gelang dem Adel die allmähliche Aneignung der Allmende, des vom Dorf gemeinschaftlich genutzten Weidelandes, für die gutsherrliche Schafzucht. Und es wurde versucht, die erbliche Bodenpacht gegen Naturalabgaben und

Arbeitsleistungen
umzuwandeln in eine Pacht auf
Zeit, die den Bauern als den
tatsächlichen Bewirtschafter
des Bodens völlig von diesem
Boden getrennt hätte.

Ein Grund dafür, den
Auspressungsdruck auf die
Bauern zu erhöhen, waren die
steigenden Kosten der
Kriegsführung. Vom
Landesherren, der Armeen zu
besolden hatte, bis hinunter
zum Ritter, der für eine eigene
Fehde oder für einen

fürstlichen Feldzug zehn Reiter
ausrüstete, könnte man sagen,
dass die gesamte
aristokratische
Herrschaftsschicht bei
anwachsendem
Finanzierungsbedarf in eine
ebenfalls anwachsende
Überschuldung geraten war.
Man holte zwar Silber aus den
Bergen, aber was der Bauer
von den Feldern holte, blieb
gewissermaßen der
Materialgrund der Macht.

Der wachsende

Abgabendruck ließ bei den Bauern das Elend wachsen, aber bei den Herren wuchsen trotz der Schulden und mit ihnen Luxus und Verschwendung. Luther schrieb in der Anfang 1525 gedruckten *Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben*: »Was hülf, wenn eines Bauern Acker so viel Gulden wie Halme und Körner trüge, wenn die Obrigkeit nur desto mehr nähme, und das Gut so

verschleuderte mit Kleidern, Fressen, Saufen, Bauen und dergleichen, als wäre es Spreu?« Und: »Dazu tut ihr im weltlichen Regiment nicht mehr, als daß ihr schindet und Geld eintreibt, euren üppigen und hochmütigen Lebenswandel zu führen, bis es der gemeine Mann nicht länger ertragen kann und mag.« Dann warnt er die Herren, sie würden sich viel zu sicher fühlen: »Das Schwert ist euch auf dem Halse; dennoch meint

ihr, ihr sitzt so fest im Sattel, man werde euch nicht ausheben können.«

Zu den Hauptforderungen der Bauern gehörte die Abschaffung des Zehnten, manchmal auch nur die ›gerechte‹ Senkung der Abgaben auf ein irgendwie als ›christlich‹ empfundenes Maß, der Schutz der Allmende, die Beendigung des Rechtsmissbrauchs und der Rechtsbeugung durch die Gerichtsherren und schließlich

die Abschaffung der Leibeigenschaft.

Diese eigentümliche Unterwerfungsform, die einen Menschen persönlich völlig unfrei und doch nicht ganz zum Sklaven machte, hatte sich wie die Abgabenlast seit Generationen ausgeweitet. Immer mehr ursprünglich freie Bauern waren in die Leibeigenschaft hineingedrängt worden. Sie bezahlten den Schutz, den sie sich von einem Herrn

versprachen, mit Gehorsam, Dienstpflicht und dem Eid, »unfluchtsam« zu sein, auf dem Boden ihres Herrn zu bleiben und nicht etwa in die Stadt zu laufen, deren Luft frei machte, obwohl sie nicht jedem gut bekam. Ein ›freies‹ Leben als besitzloser Tagelöhner oder Hausknecht in der Stadt konnte sozial unsicherer und materiell erbärmlicher sein als das eines ›gut gehaltenen‹ Leibeigenen auf einem Gut oder in einem Dorf. Dennoch

strebten vor allem jüngere Leute vom Land in die Städte, was durch den Eid, nicht davonzulaufen und »leib und gut nit [zu] empfreunden«, erschwert werden sollte.

Der Unterschied zwischen dem Status als Freier und Leibeigener machte sich auf den Dörfern vor allem in Heiratssachen bemerkbar. Eine von einem Freien geheiratete Leibeigene wurde nicht etwa aus der Leibeigenschaft entlassen, sondern umgekehrt

musste der Freie für die Heirat seinen Rechtsstatus aufgeben und sich mit einem Eid dem Leibherrn der Braut ergeben. Auch die Heirat zwischen Leibeigenen verschiedener Herren konnte Komplikationen mit sich bringen, abgesehen davon, dass solche Heiraten immer vom Leibherrn genehmigt werden mussten. Wollte eine Leibeigene den Leibeigenen eines anderen Herrn heiraten, war dies in manchen Regionen nur

möglich, wenn sie sich dem Herrn ihres künftigen Gatten verschrieb. Dies setzte wiederum voraus, dass sie sich von ihrem vormaligen Leibherrn freikaufen konnte, entweder mit eigenem Erspartem oder mithilfe ihres Ehemannes oder auch mit einem Darlehen ihres künftigen Leibherrn. Der Freikauf von Frauen war in der Regel deutlich teurer als der von Männern, schließlich brachten sie die Kinder zur Welt, die

ebenfalls ihren Leibherren zufielen, jedenfalls, wenn es nicht anders geregelt war. Beispielsweise teilte eine Urkunde aus dem Jahr 1543 über die Heirat zweier Leibeigener, die verschiedenen Herren angehörten, den Besitz der aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder abwechselnd den beiden Herrschaften zu.

Das Verlangen nach Abschaffung der Leibeigenschaft fehlte in keiner

Programmschrift der
aufständischen Bauern. So
heißt es im dritten der *Zwölf*
Artikel Hinweis, gegen die
Luther seine *Ermahnung*
gerichtet hatte: »Ist der brauch
byßher gewesen das man uns
für jr aigen leut gehalten
haben, wölchs zu erbarmen
ist«. Schließlich seien auch die
Bauern mit Christi
»plutvergüssen erlöst«:
»Darumb erfindt sich mit der
geschryfft [gemeint ist die
Heilige Schrift] dass wir frey

seyen und wöllen sein.«

Gottesfurcht

Für Luther folgte aus dem Kreuzestod Christi keineswegs die ewige Erlösung für alle und jedermann, schon gar nicht die irdische Freiheit für die Bauern. Der Mensch hat gehorsam die Stelle auszufüllen, an die ihn Gott durch seine Geburt gestellt hat, wie Luther nicht müde wurde

zu predigen, sodass »eine frum
magt, so sie ynn yhrem befehl
hynngeht und nach yhrem
ampt den hoff keret oder mist
außtreget, oder eyn knecht ynn
gleycher meynung pflugt und
fehret, stracks tzu gen hymel
geht«. Das erinnert bis zu dem
albernen ›stracks gen Himmel‹
mehr an das von Luther
befehdete katholische
Tauschgeschäft Ablass gegen
Seligkeit als an seine eigene
Gnadenlehre, der zufolge die
Erlösung unabhängig ist von

guten Werken und irdischem Wirken. Aber einer Magd zu predigen, sie könnte von Gott erwählt sein, obwohl sie den Hof schlecht kehrt und den Mist liegen lässt, wäre alltagspolitisch nicht opportun gewesen. Und so schnurrt dort, wo es um die einfachen Leute geht, die komplizierte Gnadenwahltheologie zusammen auf die simple Moral des Kinderkatechismus: Schön brav sein, dann kommst du in den Himmel.

Was jedoch als ›brav‹ gilt, darf nicht den Leuten überlassen bleiben. Es bleibt Aufgabe der Prediger, zu erklären, was gut oder böse, richtig oder falsch ist. Die Gemeinde hat in den Bänken zu sitzen, die Ohren zu spitzen und die Köpfe zu senken. Bohemus drückt es trocken so aus: »In der Kirche, von denen für die einzelnen Gehöfte gewöhnlich eine vorhanden ist, kommen sie an Festtagen vormittags alle zusammen und

hören von ihrem Priester Gottes Wort und die Messe«.

Die Gemeindemitglieder haben nicht nur zu gehorchen, sondern auch für den Unterhalt derjenigen zu sorgen, denen sie Gehorsam schulden. Dazu gehören die Pfarrer und deren Familien. Die Versorgung der evangelischen Pfarrersfamilien musste erst einmal gesichert, dann landeskirchlich geregelt und schließlich dauerhaft garantiert werden. Das war einerseits mit den

Landesherrn auszuhandeln
und andererseits den
Untertanen abzutrotzen. In
den weit verstreuten Dörfern
mit den kleinen Kirchlein tat
sich die Obrigkeit damit
besonders schwer. Luther
klagte, für einen »fromen
bauern« würde man »mehr
denn tausend unchristliche
bauren finden, die nicht einen
pfennig geben weder pfarrher
noch nachbar, wenn sie [die
Pfarrer] gleich hungers not
leiden«.

Wetternöte

Als Gott der HERR die Geduld mit seinen Geschöpfen verlor, beschloss er, sie zu ersäufen. »Alles was auff Erden ist sol untergehen«. So drückte Luther es in seiner Übersetzung des 1. Buch Mose aus. Wasser und Wetter bringen Not über die Menschen, seit Kain ein

›Ackermann‹ geworden ist und seinen Bruder, den Hirten Abel, erschlagen hat. In der Lutherzeit stand den Bauern in vielen Jahren das Wasser bis zum Hals, in anderen wiederum verdorrte ihnen die Frucht am Halm, und die Erde zeigte Risse vor Trockenheit.

»Anno 1510«, erinnerte sich ein Zeitgenosse, »ist ein gutes Weinjahr gewesen, aber die lieben Früchte sein von der Gfröre, Schnee und Regen im Mertzen außgesogen, daß gar

wenig Winter und Sommerfrüchte gewachsen, daher die Thewrung immer höher gestigen«.

Zwei Jahre später glaubten die Menschen im Mansfeldischen wieder einmal, der Weltuntergang sei gekommen Hinweis.

Hagelkörner, groß wie Nüsse, zerschlugen das Korn auf den Feldern.

Im Winter des Jahres 1514 konnten in vielen deutschen Gegenden die Mühlen wegen

der Vereisung der Flüsse und im Sommer desselben Jahres wegen ihrer Austrocknung nicht arbeiten.

Im März und April 1517 herrschten nach einem strengen Winter in Süd- und Westdeutschland nahezu sommerliche Temperaturen. Klimahistoriker sprechen von diesem Frühjahr als von einem der trockensten des Jahrhunderts. Im Hochsommer wiederum brachen lang andauernde Regenfälle über

das ausgedörrte Land herein,
bis im September eine neue
Trockenphase einsetzte.

1521 gab es einen der
wärmsten Winter des
Jahrhunderts, er war wärmer
als der Frühling, wie ein
Zeitgenosse verwundert
konstatiert: »Die Osstermetten
war kälter dann die Weinnacht
Metten, es schneit auch dießen
Ostertag mehr dann den
gantzen Wintter. Item im
Februarij haben die Kerschen
geblüet und sein sonsten die

Proß an den Päumen groß geschwollen gewest.«

Im Folgejahr war der Winter dagegen kalt und trocken, der Main fror von Mitte Januar bis Anfang März zu, und Vater Rhein rührte sich im Februar bei Köln vor Frost nicht mehr von der Stelle.

Für das Jahr 1524 hatte eine Flugschrift einen großen Fisch in den Himmel gemalt – und den Teufel an die Wand. Die Schrift hieß *Practica über die grossen und manigfeltigen*

Coniunction der Planeten,
stammte von dem Astrologen
Leonhard Reynmann und sagte
die Sintflut des
Bauernaufstands vorher. Die
Bauern fingen wirklich an, auf
die Herren loszugehen, und im
Juli 1524 vernichtete der Hagel
bei Schaffhausen und im Allgäu
das Korn. In einem
zeitgenössischen Bericht heißt
es, es seien Eiskörner, groß wie
Hühnereier, vom Himmel
gefallen und hätten »das korn
und den win und die hüser und

fenster zu fetzen in grund«
geschlagen.

Im August 1525 lag morgens
Schnee um die Festung
Marienberg über Würzburg.
Immerhin taute er jeweils im
Lauf des Tages wieder ab.

1527 entfiel in den
fränkischen und
österreichischen Gebieten
wegen eines Frosteinbruchs in
der zweiten Septemberhälfte
die Weinlese.

Die Sommer des Jahres 1529
waren in ganz Mitteleuropa

nass und kalt, überall traten die Flüsse über die Ufer.

1531 klagten die Mansfelder darüber, an Pfingsten noch einmal mit dem Heizen anfangen zu müssen. Zum Glück wurde es rasch wieder warm, und die Ernten fielen überraschend gut aus.

Im Jahr 1534 folgte auf einen kalten Winter, in dem die Flüsse zufroren, und nach den Hochwassern vom Tauen im Frühjahr wieder ein extrem trockener Sommer, der zum

Beispiel die Oder in ein Rinnsal verwandelte.

Im Herbst 1538 verschärfte eine Dürre die Teuerung in Wittenberg. Zusätzlich breitete sich eine Mäuseplage aus. Im Folgejahr wurde der Mangel an Mehl durch spekulatives Aufkaufen und Horten von Getreide weiter verschärft.

Aus dieser Reihe von Wetterereignissen, die selbst schon auffällig genug ist, sticht das Jahr 1540 auf dramatische Weise hervor. Der Rhein wurde

an manchen Stellen so seicht, dass man ihn durchwaten konnte. In Schaffhausen war gegen Ende des Jahres immerhin wieder so viel Wasser darin, dass die Leute baden konnten, und zwar noch im Januar 1541.

Für 1540 hatte Leonhard Reynmanns *Practica* wie schon für 1524 Unruhen prophezeit: »knecht und megd werden jren herschafften untreu, das klain vich wirt sterben«. Heute gilt dieser extreme Sommer als

meteorologisches

›Jahrtausendphänomen‹. Er brachte übrigens auch einen ›Jahrtausendwein‹ hervor. Zeitreisende können in den Gewölben des Würzburger Bürgerspitals in einer verglasten Wandnische die letzte Flasche dieses Weins bestaunen – und darüber sinnieren, ob es sich mit dem Geist dieses historischen Weins verhält wie mit dem Geist der Geschichte überhaupt: Solange der Geist in der Flasche bleibt,

kann man ihn weder riechen noch schmecken. Würde man die Flasche jedoch entkorken, um ihn an die Luft der Gegenwart zu lassen, verflüchtigte er sich im Nu.

Im Jahr 1542 hagelte es wieder Hühnereier. Jedenfalls wird im Magdeburgischen von Eiskörnern dieses Formats berichtet.

Über 1551 schrieb ein Zeitgenosse: »Sommerzeit waren schreckliche Wetter undt eine schreckliche

ergisung der Waßer,
ersauffung menschen wie Vihe,
wie etlichen andern in
Voigtlande, Düringen undt
Francken, gehoret danen viel
früchte im feld verdorben undt
verschlemmet worden.« Zwei
Jahre später meldet eine
Regensburger Quelle über
Süddeutschland: »Es was ein
grausamlicher merz, gwaltiger
gfrüer« und »ein gwaltiger
schnee«. Die Felder blieben
unbestellt.

Gegen das Wetter konnte

man sich nicht wehren,
allenfalls wappnen. Aber um
Vorsorge treffen zu können,
hätte es verlässlicher
Vorhersagen bedurft. Wer
jedoch mit Vorhersagen über
die Dörfer zog, machte sich der
Zauberei verdächtig oder
wurde mit Wetterhexen Hinweis
in Verbindung gebracht, wenn
diese Vorhersagen nicht durch
alte Bauernregeln gedeckt
waren. Seit
Menschengedenken wurden
Wettererfahrungen von

Generation zu Generation
weitergegeben und dabei zu
Regeln verdichtet, die auf
Analogien beruhten, nicht auf
kausalen Zusammenhängen.
Reynmanns *Wetterbüchlein*
zum Beispiel mündet in
gereimte Bauernregeln: »Wenn
morgens frü schreyen die
frösch / bedeut ain regen
darnach gar rösch [rasch].«
Oder: »So die gennß, Ennten
und taucherlein / vast [sehr]
baden und bey einandersein /
Vil wasservögel zu der frist /

naßs wetter gewiß vor augen
ist«.

Das Werk ist gegliedert in
Abschnitte wie »Von
erkanntnus des wetters durch
die wolcken«, »Von dem
Donnern und plitzen«, »Von
dem Regenpogen, wenn er
werd und was er bedeut«. In
diesem Abschnitt wird erklärt:
»wenn du zu morgens ainen
Regenpogen sihest, bedeut
regen desselben tages, [es sei
denn,] es wirck dann eyn
grosse truckenhait darwider.

So der Regenspog ist umb
vesperzeyt, so bedeut er schön
wetter, es wircke dann ein
starcke feuchtikayt darwider.«

Als Zeitreisender mit
satellitengestützten

Wettervorhersagen denkt man
dabei vielleicht an den
Wetterhahn, an den auf dem
Mist, nicht auf dem Kirchturm:
Kräht der Hahn auf dem Mist,
ändert sich's Wetter oder es
bleibt, wie's ist.

Der Regenbogen hat aber
noch eine andere Bedeutung,

jedenfalls in der Bibel.
Nachdem die Sintflut vorüber
ist und die von Noah
ausgeschickte Taube mit einem
»Oleblat« (Ölzweig) zum
»Kasten« zurückgekommen ist,
setzt Gott ein Zeichen:
»Meinen Bogen hab ich gesetzt
in die wolcken, der sol das
Zeichen sein des Bunds
zwischen Mir und der Erden.«
In Erinnerung an diesen Bund
und an die Sintflut hatte der
apokalyptische Thomas
Müntzer Regenbogen auf die

Fahnen seiner Anhänger in Thüringen nähen lassen. Als er am Morgen des 15. Mai 1525 vor Frankenhäusen im Bauernheer predigte, erschien ein Sonnenhalo am Himmel, von den Zeitgenossen als Regenbogen missdeutet und von Müntzers Zuhörern als göttliches Zeichen des Sieges missverstanden. Hans Hut Hinweis, der die Schlächtereier von Frankenhäusen überlebte, gab im November 1527, wenige Tage bevor er in einer

Augsburger Gefängniszelle
verbrannte, bei einer
Vernehmung zu Protokoll:
»Und als der Myntzer den
pauren [...] gepredigt, were
allwegen ain regenbogen am
himmel umb die sonen gesehen
worden. Denselben
regenbogen der Myntzer den
pauren gezaigt und sie getrost
und gesagt, si sehen jetzo den
regenbogen, den bund und das
zaichen, dass es got mit inen
haben wolt.«

Später eigneten sich die

Sieger das Symbol des
Regenbogens an. Schon auf
vielen Gemälden des
Mittelalters sitzt Christus am
Jüngsten Tag als
Weltenherrscher auf einem
Regenbogen und hält Gericht.
Dieser Bogen wurde nun im
doppelten Wortsinn gespannt:
einmal vom Jüngsten Gericht
zum Sieg der Fürsten über die
Bauern und dann im direkten
Bildsinn, etwa im Hintergrund
eines Gemäldes, das Johann
von Sachsen vor

Frankenhausener
Schlachtkulisse zeigt. Auf
einem Gemälde des älteren
Cranach von 1529 ist ebenfalls
ein Regenbogen zu sehen. Es
handelt sich um eine Allegorie
des Alten und Neuen Bundes,
des Alten und Neuen
Testamentes und damit
verbunden von Gesetz (jüdisch
und katholisch) und Gnade
(evangelisch). Der Regenbogen
ist ein geschlossener
Farbenkreis, aus dessen Mitte
der Weltenrichter ragt. Um

jedes Nichtverstehen auszuschließen, sind die Szenen am unteren Gemälderand mit Täfelchen ausgestattet, auf denen Stellen aus den Römerbriefen des Paulus zu lesen sind, neben Augustinus die wichtigste Bezugsfigur Luthers. Eines der Texttäfelchen erinnert an den Jüngsten Tag und trägt die Überschrift »Vom Regenbogen und gericht«.

Heute hat sich der Tourismus des apokalyptischen Symbols

bemächtigt. Wir können in Mühlhausen, vom ›Wandeln auf historischen Spuren‹ erschöpft, an einem Cafétisch Platz nehmen und ein Süßgebäck mit Namen »Müntzers Mütze« bestellen. Wenn es serviert wird, steckt ein Papierfähnchen in den Farben des Regenbogens darin.

Im Bauernheer

Im Jahr 1525 war »fast das ganz deutsche Land durch den Aufruhr des arbeitsamen Bauernvolkes bewegt« heißt es in der *Cosmographia* des Sebastian Münster. »Sie erhoben sich überall wider ihre Obrigkeit, unter dem Schein des Evangeliums. Zu fordern und zu erhalten begannen sie

viele ungeschickte Sachen. Sie wollten des Zins, des Zehnten, des Zoll und anderer Dinge frei sein, zerstörten und verbrannten Klöster, Schlösser und was den Adligen und Geistlichen zugehört. Sie eroberten auch manche Stadt. Der erste Aufruhr begann im Schwarzwald und breitete sich aus in das Breisgau, den Elsass, die Markgrafschaft, die Pfalz, nach Schwaben, Württemberg und das Frankenland. Es waren die Fürsten, Edlen, Bischöfe,

Pfaffen, Mönche, Nonnen an keinem Ort sicher, bis sich zuletzt der [Schwäbische] Bund und andere Fürsten und Bischöfe zusammen taten, sich bewaffneten und wider die Bauern zogen«.

In den südwestdeutschen Gebieten hatten sich mehrere Bauernheere formiert, militärisch fachlich (nicht etwa abwertend) ›Haufen‹ genannt. Die beiden größten waren der Baltringer Haufen mit 10000 und der Oberallgäuer mit 7000

Mann. Im Fränkischen lagen die Zentren des Aufstands in Nördlingen, Rothenburg, Würzburg, Bamberg und im Taubertal, in dem zwei Generationen zuvor der ›Pfeifer von Niklashausen‹ seine aufwieglerischen Ansprachen gehalten hatte, bis der Bischof von Würzburg ihn hinrichten ließ. Auch im Odenwald und im Neckartal erhoben sich die Bauern. Sie alle schlossen sich zum gut 8000 Mann starken Hellen

Haufen zusammen, zu deren Befehlshabern der fränkische Reichsritter Florian Geyer und vorübergehend auch Götz von Berlichingen gehörten.

Insgesamt waren im Frühling 1525 an die 300000 Mann unter Waffen, zu denen Sauspieße, Sensen und Kurzschwerter gehörten, aber auch erbeutete Geschütze und Büchsen. Des Weiteren verfügten etliche Haufen über ausgebildete Landsknechte. Nach dem Sieg Kaiser Karls

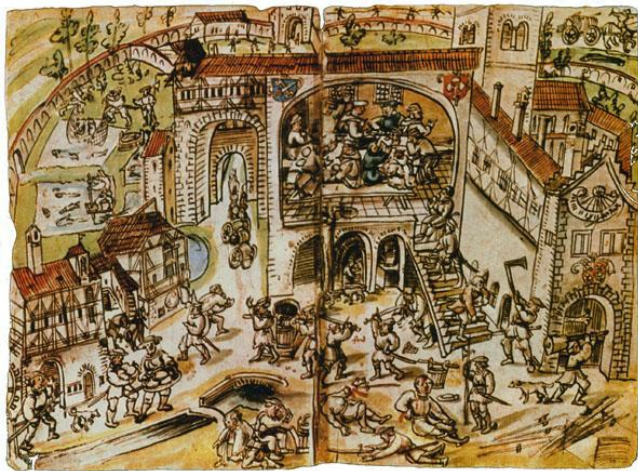
über König Franz von Frankreich in der Schlacht bei Pavia hatten sich die Söldnerheere aufgelöst. Es gab Landsknechte, die in die Bauernheere eintraten, sei es aus Beutelust oder weil sie nicht gegen die eigenen Leute kämpfen wollten, oder, was wohl das Wahrscheinlichste ist, aus einer Mischung von beidem. Allerdings strömten soldlos gewordene Krieger nicht nur in die Bauernheere, sondern auch in die nun vom

Schwäbischen Bund
zusammengestellten Truppen,
die letztlich den Aufstand
niederschlugen.

Die Rekrutierung dieser
Truppen verlief organisiert und
wurde von den Fuggern
finanziert. Wie das kaum
›Rekrutieren‹ zu nennende
Zusammenlaufen der
revoltierenden jungen Bauern
vonstattenging, berichtet ein
Zeitgenosse am Beispiel des
Baltringer Haufens: Als »dies
Feur solt anzündt werden, hat

sich begeben in der Fasnacht,
do man zusammenwandlens
pfligt, sind iren bi sechs oder
siben Buren in ain Dorf bi Ulm,
Baltringen genannt, zusammen
komen und sich viler Dingen
[...] halb underredt und, wie
dann zu der Zeit der Buren
Brauch, von ainem Dorf zum
andren als zu iren Nachburen
umbzogen, gesellender Wis mit
anandren gegessen und
trunken; sind dann die selbigen
Buren im Dorf och mit inen
fürbas zogen. [...] Und in

solcher Gesellschaft sind si alle
Dondstag herumb geraiset und
teglich an der Zal
zugenommen«.



Man bricht in die Keller ein und fährt
Bierfässer durchs Tor. Die
Erstürmung und Plünderung des
Klosters Weißenau war eine der
Greuelthaten des Bauernkriegs.

Teile des Hellen Haufens zogen nach Stadt und Burg Weinsberg und wurden von Söldnern des Grafen Ludwig von Helfenstein angegriffen, einem Schwiegersohn des 1519 gestorbenen Kaisers Maximilian. »Als die Bauern also hin und wieder zogen gegen Weinsberg zu«, erzählt ein Zeitzeuge, »erschoss der Graf viele Bauern aus seinem Schloss, und was hintennach zog, erstach er mit seinen Dienern allesamt. Das verdross

die Bauern sehr«. Eine Gruppe von Landsknechten, die dem Bauernhaufen angehörten, erstürmte die Burg, und auch die Stadt öffnete ihre Tore. Danach geschah etwas Ungeheuerliches. Die Bauern ließen den Edelmann Spießruten laufen: »Da machten sie einen Creis und jagten die wolgebornen und Edlen durch die Spies mit iren Knechten, uf vierundzwanzig Personen. [...] Nach disem allem haben sie das Schloss

angezint und verprent.«

Einen Grafen, noch dazu den Schwiegersohn eines Kaisers, dieser Landsknechtsstrafe zu unterwerfen war schlimmer als der heimtückischste Mord. Sie demütigte nicht nur eine mächtige Person und nicht nur einen herrschaftlichen Stand, sie demütigte die Macht selbst. Deshalb erschütterte die ›Weinsberger Bluttat‹ mehr als alle anderen Gräuel die Edelleute und veranlasste auch Luther zu seinen Schriften

gegen die Bauern. Wehe, wenn die gemeinen Leute die Herrschaft abwerfen. Sie verwandeln sich in ein tausendköpfiges, nachgerade apokalyptisches Ungeheuer. Noch zweieinhalb Jahrhunderte später hallte das Brüllen dieses Ungeheuers in Goethes *Goetz von Berlichingen* wider.

Der Hinrichtung eines Grafen durch eine Rotte gemeiner Männer sollte eine absichtsvoll jedes Maß überschießende Sühne folgen. Schon bald fiel

einer der Tatbeteiligten dem Führer der Truppen des Schwäbischen Bundes, Georg Truchsess von Waldburg, in die Hände. Es handelte sich um den Pfeifer Melchior Nonnenmacher, der den Federhut des Grafen aufgesetzt und zum Totentanz aufgespielt haben soll. Für ihn erfand man eine neue Hinrichtungsart. Er wurde mit langer Kette und bei freien Beinen so an einen Pfahl gebunden, dass er diesen Pfahl

umkreisen konnte. Dann wurde Feuer gelegt. Die großen Hauptleute, darunter auch der Truchsess selbst, trugen eigenhändig Scheite herbei, legten sie im Feuerkreis nieder und sahen zu, wie der Pfeifer rasend und immer rasender an der Kette um den Pfahl rannte, bis er zusammenbrach. Die bestialische Prozedur wiederholte sich wenige Tage später an Jäcklein Rorbach, einem der Befehlshaber bei der Hinrichtung des Grafen in

Weinsberg.



Auf die Niederschlagung des
Bauernaufstandes 1525 folgte die

Rache der Sieger. Der Bauernführer
Jäcklein Rohrbach wurde an einen
Pfahl gebunden und im Feuerkreis
geröstet.

Beim Niederwerfen der
Aufstände sollte es keine
Rücksicht und keine Milde
geben, weder in Einzelfällen
noch für die Bauern insgesamt.
Das drückt ein
Vernichtungsbefehl von
Erzherzog Ferdinand, Bruder
des Kaisers, unverhohlen aus.
Es sei »gegen die

Aufrührerischen stracks mit der Tat zu handeln, sie erwürgen und erstechen und [...] an ihrem Leib [zu] verderben«. Die Landsknechte sollten der »Bauern Höfe, Häuser, Wohnungen und was sonst zu finden ist, verheeren, verderben und verbrennen, auch ihre Weiber und Kinder aus den Landen und Gegenden andern zum Beispiel vertreiben«. Der Schweizer Chronist Johannes Stumpf, ein Anhänger Zwinglis,

dokumentierte, wie erwürgt, erstochen und verderbt wurde: »Vil wurden an die boem gehenckt, nit hoher, dan das die süw und hund ettlichen die füeß abfrasßend, vil gefierteylt, ettlich lebendig gebraten, uß der masßen vil an allen enden mit dem schwert gericht, des gesichts beroubt, durch die backen geprennt: summa, es was selten kein statt, noch schloß so gering, da nit bluot vergosßen wurde.«

Die Schlächtereier bei Frankenhausen

Müntzer hielt seine Regenbogenpredigt in einer riesigen Wagenburg, die von Bauern und Frankenhausener Bürgern am Fuß des Kyffhäusers zusammengestellt worden war. Sie zog sich den Hang hinab bis vor die Tore der Stadt. Zwischen 7000 und

8000 Bauern hielten sich in diesem Areal auf, von dem sie glaubten, es sei vom Gegner nur unter größten Verlusten einzunehmen.

Die vereinigten Heere unter Führung Philipps von Hessen und Georgs von Sachsen hatten rund 4000 Fußsoldaten und 2300 Reiter, und sie verfügten über einige Dutzend Geschütze. Es gelang, die Wagenburg weiträumig zu umzingeln und am Berghang über dem Bauernlager etliche

dieser Geschütze aufzustellen. Auch die Bauern verfügten über Feldschlangen, die jedoch bergwärts gegen die feindlichen Stellungen nichts ausrichten konnten, während das Innere der Wagenburg den talwärts sausen Kugeln schutzlos preisgegeben war. Als die Kanonade begann, stürmten Tausende von Bauernsoldaten in panischem Durcheinander innerhalb der Wagenburg hinunter zur Stadt. Die Reiterei des Fürstenheers

drang in die nicht mehr verteidigte Wagenburg ein und setzte den Fliehenden nach. Gefangen in der eigenen Befestigung, die jedes Ausweichen zur Seite unmöglich machte, blieb allein die Flucht hinunter zur Stadt, im Rücken die Spieße der Reiter. Es fand kein Kampf statt, nur ein Gemetzel, das sich in den Straßen und Häusern von Frankenhausen fortsetzte. In den Worten der anonymen bauernfeindlichen

Flugschrift *Ein gloubwirdig
und warhafftig underricht wie
die Dhoringischen [Thüringer]
Pawern vor Franckenhawszen
umb yhr miszhandlung
gestrafft: »Dieweyl dann die
Pawern [...] mit iren
auffgerichten fehnlin und
gewappenter hand gestanden
und sich tzur whöre geschickt.
Haben die Fursten örstlich das
geschutz lassen yn sie gehen
und wol getroffen, dadurch die
Pawern gedrunge, ire vorteil
zu ubergeben, ire ordnung zu*

trennen und mit flüchtigem
fusse der Stat zu zulouffen. Mit
wölchen sich der Fursten
reysig und fueß volck mit
eyngedrungen und also
gemelte Stat Franckenhawsen
erobert. Und alle, so sie darin
gefunden und sich tzur whöhr
gestalt haben als der Pawren
geschworn und verbruderte
helffer und auffhalter tzu todt
gestochen und erschlagen,
sampt den vilgemelten Pawern,
deren uber die sechs tawsent
auff der walstat beliben und

tot befunden worden.«
Aufseiten der vereinigten
fürstlichen Heere soll es
gerade einmal sechs Tote
gegeben haben.

Nach der Schlächtere
verkündete Luther im
*Sendbrief von dem harten
Büchlein wider die Bauern* mit
höhnischer Genugtuung: »Die
Bauern wollten auch nicht
hören, ließen sich gar nichts
sagen, da mußte man ihnen die
Ohren mit Geschossen
aufknöpfen, daß die Köpfe in

die Luft sprangen.« Sechzehn Jahre später wurde Luther selbst von diesem Ereignis heimgesucht in Gestalt einer Rosina von Truchsess. Die Frau trat als entflohene Nonne auf, brachte Unruhe und Zwietracht ins Haus (>Hurerei< auch, wie Luther angab) und erwies sich schließlich als die Tochter eines in Frankenhausen umgekommenen Bauern.

Jörg Ratgeb wird gevierteilt

»Wer Gotts wort nicht will
hören mit güete«, schrieb
Luther im *Sendbrief*, »der mus
den hencker hören mit der
scherpffe.« Und der Henker
stellt dann die Rechnung, wie
der von Kitzingen dem
Markgrafen von Brandenburg:
»Summa 80 enthauptet, 7 zu

Leutershausen die Finger
abgeschlagen, 62 zu Kitzingen
die Augen außgestochen.«

Auch Luther wurde die
Rechnung gemacht. Viele
Zeitgenossen, darunter etliche
Anhänger, zeigten sich über
seine henkersmäßigen
Schriften gegen die
rebellierenden Bauern
entsetzt, besonders nach deren
Untergang bei Frankenhausen.
Die Gegner wiederum warfen
ihm vor, er habe die Bauern
überhaupt erst aufgehetzt. Und

der Pamphletist Johann Fundling klagte ihn der Doppelzüngigkeit an – und vollstreckte gleich das Urteil: Zweiteilung. Jedoch nur auf dem Papier. Ein Holzschnitt der Schrift zeigt Luther am Boden liegend, das rechte Hand- ans rechte Fußgelenk gefesselt, das linke Hand- ans linke Fußgelenk. Die beiden Fesseln sind mit zwei Pferden verbunden, die von den Schergen gerade auseinandergetrieben werden.

Im nächsten Augenblick werden sie den Körper zerreißen.

Der Maler Jörg Ratgeb wurde gevierteilt. Nicht auf dem Papier, sondern in Pforzheim. In der *Carolina*, der Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., heißt es über die »viertheylung«: »Durch den gantzen leib zu vier stücken zu schnitten und zerhawen, und also zum todt gestrafft werden soll, und sollen solche viertheyl auff gemeyne vier wegstrassen

öffentlich gehangen und gesteckt werden.« Eine Methode der Vierteilung war das Auseinanderreißen des Körpers durch Pferde, die über Stricke mit den Armen und Beinen des Delinquenten verbunden waren. Hatten sich drei Gliedmaßen vom Körper gelöst, blieb wegen des dann fehlenden Widerstands die vierte Extremität am Torso. Der Körper war in vier Teile zerrissen: den Leib mit einem Arm oder einem Bein und die

drei übrigen Extremitäten.

Ob Ratgeb vor der Vierteilung aus Henkersmilde mit einem Dolchstich ins Herz getötet wurde, wissen wir nicht. Zeitreisende können in der Staatsgalerie Stuttgart vor den Herrenberger Altar treten und zu den aufwühlenden Passions- und Kreuzigungsszenen emporblicken, die Ratgeb um 1518 auf Fichtenholztafeln malte, nichts ahnend von seinem schrecklichen

Schicksal. Oder sie können sich in den Kreuzgang und ins Refektorium des Frankfurter Karmeliterklosters begeben und die Wandmalerei bewundern, die heute als größtes erhaltenes Werk ihrer Art aus dieser Zeit gilt.

Ratgeb lebte Anfang der 1510er-Jahre in Heilbronn mit einer Leibeigenen des Herzogs von Württemberg zusammen. Sein Versuch, die Frau freizukaufen, scheiterte am Willen des Herzogs, und

Ratgeb verließ die Stadt. Während des Bauernkrieges gehörte er dem Stuttgarter Rat an und stellte sich dem Heer der Aufständischen zur Verfügung. Nach dem Sieg der Truppen des Schwäbischen Bundes unter Führung des Georg Truchsess von Waldburg folgte die Rache.

Wenige Wochen nach der Übergabe Stuttgarts an Georg Truchsess schlugen dessen Truppen einen Bauernhaufen vor Würzburg, dem sein

Führer Götz von Berlichingen abhandengekommen war. Die aufseiten der Aufständischen stehenden Stadträte wurden eingekerkert, etliche von ihnen hingerichtet. Zu denjenigen, die mit dem Leben davonkamen, gehörte der Holzbildner Tilmann Riemenschneider. Es ist nur eine Legende, dass ihm unter der Folter die Hände gebrochen worden seien, nicht aber, dass er ein gebrochener Mann war, als er nach der Haft

aus der Stadt vertrieben wurde. Er schuf kein großes Werk mehr, und eine »Madonna im Rosenkranz« blieb seine letzte Marienskulptur. Das Auftragswerk für die gerade erst vollendete Wallfahrtskirche Maria im Weingarten über dem mainfränkischen Volkach bei Kitzingen wurde 1524 fertig. Als Riemenschneider seine Rechnung stellte, wäre ihm gewiss nicht in den Sinn

gekommen, dass nicht lange danach auch der Henker von Kitzingen abrechnen würde.

Die etwas mehr als lebensgroße Figur, von Engeln umflattert und Sonnenstrahlen umzüngelt, hängt seit nahezu einem halben Jahrtausend in der Kirche, unterbrochen nur von einer bizarren Eskapade, halb Kriminalstück, halb Slapstick. Im August 1962 holten Diebe die »Ludsi«, wie einer von ihnen später sagte, aus der Kirche und zerbrachen

dabei den geschnitzten Rosenkranz, der die Figur samt Engeln und Strahlen umgibt. Nachdem Henri Nannen im *Stern* ein Lösegeld von 100000 Mark geboten hatte, wurde Ludsi im Rosenkranz zurückgegeben und nach der Restaurierung wieder in die Kirche gehängt.

7. Himmel, Hölle, Alltag



*Menschliche Bestimmung,
göttliche Gnade – Faust
fährt zur Hölle – Der
Teufelspakt – Hexenjagd –
›Wiedertäufer‹ und*

›Sakramentierer‹ – Vom
Predigen – Der Streit um
die Bilder – Nothelfer –
Reliquienglauben – Milch
aus der Muttergottesbrust
– Trost und Gesang

Menschliche Bestimmung, göttliche Gnade

Würde ein Zeitreisender aus
der Zukunft bei der
Beschreibung unserer
Gegenwart Himmel, Hölle und
Alltag in einem Atemzug
nennen, käme uns das
aberwitzig vor. Genauso
aberwitzig wäre es den

Menschen um 1500
vorgekommen, Himmel, Hölle
und Alltag voneinander zu
trennen. »Welt, was such ich in
dir, was find ich in dir, was hoff
ich in dir, wes tröst ich mich in
dir, was ist dein lon, was ist alle
dein eer, alle dein freud, lust
und aller dein trost. Alles kurtz,
vergaenglich, üppig und gar
nichts«. So steht es im 1517
posthum erschienenen
»Himmel- und Höllenwagen«
des Hans von Leonrodt:
Hymelwag auff dem, wer wol

lebt und wol stirbt fert in das
reich der himel. Hellwag auff
dem, wer übel lebt und übel
stirbt fert in die ewigen
verdammnuß. Und Verdammnis
lauerte überall. Mochte der
Geist willig sein, das Fleisch
war schwach und die Seele
eine kleine Hure. Aber
immerhin eine, die durch
Heirat gerettet werden konnte,
tröstete Luther: »Ist nu das nit
ein fröliche wirtschafft, da der
reyche, edle, frumme
breudgam Christus das arm

vorachte, böse hürlein zur ehe
nympt und sie entledigt von
allem übell, zieret mit allen
gütern?«

Während Michelangelo in der
Sixtinischen Kapelle in Rom
eine Szene an die Decke malte,
die den Menschen
triumphierend zu einem
göttlichen Geschöpf erhöhte,
wurde das gewöhnliche Leben
der Leute im »Heiligen
Römischen Reich« von Sünden
erniedrigt. Wenigstens ließ sich
dagegen etwas tun: bereuen,

beichten, büßen und beten. Aber mit der Ausbreitung der reformatorischen Lehren Luthers, Zwinglis und Calvins wurde der Glaube an Gottes Gnade und an die eigene Erwählung immer wichtiger, bis schließlich schon der Zweifel an Gottes Gnade und an der eigenen Erwählung zu einem Zeichen der Verdammnis wurde. Hilf- und willenlos war das Geschöpf seiner Bestimmung ausgeliefert, der Erwählung

oder der Verworfenheit, dem Aufstieg ins ewige Leben am Tag des Jüngsten Gerichts oder dem Absturz in die Hölle. Tätige Umkehr und wirksame Besserung waren nicht mehr möglich. Was einer tat, wirkte jetzt nur mehr als Zeichen dessen, was einer sowieso schon war: »Gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann macht gute fromme Werke. Böse Werke machen

nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann macht böse Werke.« Luther haute das mit der Faust auf den Tisch. Melanchthon dozierte es mit ausgestrecktem Zeigefinger: »Kein einziges unserer Werke, mögen sie noch so gut erscheinen oder sein, ist die Gerechtigkeit, sondern allein der Glaube an die Barmherzigkeit und Gnade Gottes in Jesus Christus ist die Gerechtigkeit.«

Die düstere Lebens- und

Weltauffassung im Deutschen Reich breitete sich unterhalb der demonstrativ optimistischen und in ihrer Farbenfröhlichkeit stets ein wenig ordinären Daseinspracht der römischen Renaissance aus. Diese nicht aus schlechter Laune, vielmehr aus wirklicher Bedrückung entstandene Düsternis war kein Resultat der Reformation, sondern ging ihr voran. Aber die neuen Lehren verstärkten diese Haltung, und mit der Durchsetzung der

Reformation sickerte sie in den Alltag ein und setzte sich in den Seelen der Menschen fest. Einerseits bürgte Luther mit seiner deftigen Persönlichkeit für die Legitimität der Bedürfnisse dieses Alltags, andererseits wies er mit Prophetenzorn jeden Versuch zurück, mit Gott zu verhandeln oder gar Handel mit ihm zu treiben: Ablassbriefe gegen Fegefeuerjahre, Messlesungen gegen Sündenschuld, gute Werke gegen schlechte Taten.

Ganz gleich, was der Mensch tut und sich zurechtlegt, ohne die Gnade Gottes ist er »eyn kind des todts, tzornß und der hellen«. Deshalb muss man »auch von der Hölle predigen ebensowohl wie vom Himmel«. Mit Kanzelworten malte Luther den Teufel an die Kirchenwand, dass den Zuhörern in den Bänken die Ohren glühten und die Köpfe rauchten.

Bei Ignatius von Loyola, einem Grübler und Eiferer wie Luther, wird die Hölle

regelrecht und regelförmig
eingeübt. Der Gründer des
Jesuitenordens und Strategie
der Gegenreformation
entwickelte in seinen
»Exerzitien« ein
Trainingsprogramm der Hölle
unter Einsatz aller fünf Sinne:
»sehen mit der Schau der
Einbildungskraft die
gewaltigen Feuer und die
Seelen wie in brennenden
Leibern. [...] hören mit den
Ohren Weinen, Geheul,
Geschrei, Lästerungen gegen

Christus unseren Herrn und gegen alle Seine Heiligen. [...] riechen mit dem Geruchssinn Rauch, Schwefel, Unrat und faulende Dinge. [...] kosten mit dem Geschmackssinn bittere Dinge, wie Tränen, Traurigkeit und den Wurm des Gewissens. [...] berühren mit dem Tastsinn, wie nämlich die Feuergluten die Seelen ergreifen und brennen.« Das hätte Luther gefallen.

Faust fährt zur Hölle

Zwei Seelen wohnten in seiner Brust, und vielgestaltig trieb er sein literarisches Unwesen in der deutschen und europäischen Literatur. Bei Thomas Mann ist Faust ein syphilitischer Komponist – und die Hölle naturalisiert zum Delirium eines Fiebernden. Goethe macht aus Faust einen

alten Gelehrten, der den Teufel engagiert, um ein junges Mädchen zu verführen. Bei Christopher Marlowe, dem Zeitgenossen Shakespeares, tritt Faust (übrigens mit Studium in Wittenberg wie angeblich Hamlet Hinweis) als wissens- und weltdurstiger Mensch auf, der wegen seiner zeitlichen Maßlosigkeit ewiger Verdammnis überantwortet wird. Die *Historia* vom »weitbeschreyten Zauberer« Johann Fausten aus dem Jahr

1587, die sowohl Marlowe als auch Goethe inspirierte, statuiert an dem Wittenberger Theologiedoktor Faust ein Exempel zur Abschreckung von allen, »die eines hoffärtigen, stolzen, fürwitzigen und trotziges Sinnes und Kopfes sind«, wie es gegen Ende des anonym publizierten Volksbuches heißt. Da hat der Teufel den Faust schon zerfleischt. »Das Hirn klebte an der Wand, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern

geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne allda, ein greulich und erschrecklich Spektakel.«

Das Ende des geschichtlich verbürgten Faust ist vermutlich ebenso grauenhaft und schrecklich gewesen. Nur hat ihn nicht der Teufel zerrissen, sondern die Chemie, wissenschaftshistorisch genauer gesagt: die Alchemie. Jedenfalls steht zu vermuten, dass der Magier ums Leben gekommen ist, als eine der

Substanzen explodierte, die er bei seinen Experimenten zusammenrührte. Ob das Unglück tatsächlich im Gasthaus zum Löwen in Staufen im Breisgau geschah, bleibe dahingestellt. In Wittenberg hat er sich aber wohl tatsächlich aufgehalten, jedenfalls kolportieren schriftliche Berichte vom Ende des 16. Jahrhunderts, was Melanchthon über den ruhmredigen Schwarzkünstler erzählt habe.

Weitere Zeugnisse kursierten und kursieren bis heute, ganz oder halb erfunden und in keinem Fall völlig zuverlässig. Melanchthons Intimfreund und erster Biograf Joachim Camerarius machte sich über die Sterndeuterei des Faust lustig. Ein anderer Zeitgenosse spottete über den Wunderheiler Faust, sein Ruhm sei zwar so groß wie der des Paracelsus, seine tatsächliche medizinische Kunst jedoch winzig klein.

Immerhin scheint Faust in historischen Angelegenheiten sämtlichen Zeitreiseführern vor und nach ihm überlegen gewesen zu sein. Er machte sich nicht etwa selbst auf den Weg in die Vergangenheit, weder im Kopf noch im Buch noch in einer Zeitmaschine, sondern ließ umgekehrt die Figuren der Geschichte in der Gegenwart antreten, ganz ähnlich, wie im biblischen Buch *Samuel* eine Wahrsagerin den Samuel aus dem Totenreich

ruft. Faust soll einmal sogar die Helden Homers in seine Vorlesung geladen haben, um sie vor den Studenten Parade machen zu lassen.

Welche Geheimnisse diese Gestalt, die erst später zu einer ›typisch deutschen‹ umgedeutet wurde, uns wohl zu verraten hätte, könnten wir nun ihn zu einem Rendezvous in der Gegenwart bewegen? Wahrscheinlich würde der Mann, der seinen Teufelspakt mit der Feder unterschrieb, zu

Tode erschrecken beim Anblick
unserer Bild- und
Textmaschinen, die so oft
Elefanten kreißeln und Mäuse
gebären lassen.

Folgen wir lieber seiner
eigenen altmodischen
Herumzauberei, die Ochsen in
Mäuslein verwandelte und
umgekehrt. In Erfurt können
sich Zeitreisende in einem
Gässchen umsehen, das nach
ihm benannt ist. Die Legende
(und jeder Stadtführer) weiß
zu erzählen, dass Faust mit

einem von vier Ochsen gezogenen Heuwagen vor dem engen Gässchen ankam, zur Durchquerung die Ochsen in Mäuse und den Heuwagen in einen Halm verwandelte und nach der Durchquerung alles in den vorherigen Zustand zurückzauberte. Das soll nicht lange nach dem ›tollen Jahr‹ geschehen sein **Hinweis**.

Bei der Zauberei, die ihn das Leben kostete, könnte es sich um Goldmacherei gehandelt haben. Die Aussicht auf einen

alchemistischen
Dukatenscheißer, der nicht
bloß Holzgeld hervorbrachte
wie die Figuren an den
Fachwerkhäusern **Hinweis**,
veranlasste kleine Rittersleute
mit leeren Lederbeuteln und
große Fürsten, deren Truhen
Boden zeigten,
vielversprechende Alchemisten
auf ihre Burgen und an ihre
Höfe zu laden, sie manchmal
auch dorthin zu entführen.
Etliche dieser Goldmacher und
Juwelenschmelzer

experimentierten um ihr Leben und werden sich gehütet haben, zuzugeben, dass sie an die eigenen Künste nur aus Verzweiflung glaubten. Andererseits war die Idee der Verwandlung der Substanzen, auch metallischer Substanzen, eine ganz ›natürliche‹ Vorstellung, die nur heutige Menschen für verrückt halten können, die vergessen haben, dass das periodische System der Elemente, das sie im Chemieunterricht gequält hat,

aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Den Menschen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschienen die symbolischen Verbindungen überzeugender, wie sie etwa auf der »Stedelinschen Tischplatte« Martin Schaffners dargestellt sind. Sieben allegorische Frauenfiguren verkörpern zugleich die sieben Wochentage, die sieben freien Künste, sieben Tugenden, sieben Farben, sieben

Himmelskörper und sieben Metalle. **Hinweis** Frau Sonntag ist die Grammatik zugeordnet sowie die Hoffnung. Sie trägt ein gelbes Kleid, symbolisiert das Gold und sitzt unter der Sonne. Das Silber gehört Frau Mond und dem Montag an. Des Weiteren ist Dame Dienstag (oder »Zinstag«, wie es auf der Tischtafel heißt) das Kupfer zugeordnet, der Mittwochin das Quecksilber, der Donnerstaglerin der Zinn, der Freitaglerin das Blei und Frau

Samstag das Eisen. Die Damen auf der Tischtafel sind viel hübscher als die Formeln im periodischen System. Aber die Natur ist nicht symbolisch aufgebaut, und Analogien sind keine Kausalitäten. Hinweis

Die Chemie konnte zu Luthers Zeiten schon deshalb keine Wissenschaft sein, weil generell die Wissenschaft im neuzeitlichen Sinn erst im 17. Jahrhundert theoretisch konfiguriert, im 18. Jahrhundert staatlich

institutionalisiert und im 19. Jahrhundert wirtschaftlich organisiert wurde. Im 16. Jahrhundert war Chemie nur als Alchemie möglich, und die Magie galt nicht nur Obskuranen als die praktische Anwendung des theoretischen Wissens. Paracelsus war ein Alchemist, und Faust musste ebenfalls einer sein, wenn er überhaupt mehr war als ein Hochstapler, der die Mühe, die der Teufel sich angeblich mit ihm machte, gar nicht lohnte.

Dabei pflegte sonst der Teufel Aufwand und Ertrag gegeneinander abzuwägen. Deshalb quälte er Luther nach dessen Aussage zwar mit vielfältigen Anfechtungen, aber niemals mit Zauberei: »Da über Tisch zu abends eines Schwartzkünstlers, Faustus genannt, gedacht ward, saget Doktor Martinus ernstlich, der Teufel gebraucht der Zeuberer dienst wider mich nicht«. Es bedurfte wohl einer ›Disposition‹, um den Teufel

zum Vorführen seiner
Zauberkünste zu bewegen, und
es bedurfte eines Vertrags.

Der Teufelspakt

Ein Schwein mit
Nonnenschleier beknabbert
das Ohr eines nackten Mannes
und hält ihm in der Klaue eine
Feder zum Unterschreiben hin.
Das Schriftstück, schon
gesiegelt, liegt quer über
seinem Oberschenkel. Noch
sträubt sich der Mann, aber er
wird dem Teufelsbund nicht

entkommen. Eine krötenhafte Gestalt kauert vor ihm mit einem überdimensionierten Visier, aus dem zwei Spitzen ragen. An einer baumelt das Tintenfass, in das im nächsten Moment die Schweinsnonne die Feder tauchen wird. So sieht der Teufelspakt auf einem Seitenflügel vom »Garten der Lüste« aus, einem um 1500 entstandenen Triptychon des Hieronymus Bosch.

Um zu verstehen, was dieser Teufelspakt wirklich bedeutete,

muss man vom Glauben
ausgehen, statt von ihm
abzufallen. Der säkular lebende
Agnostiker unserer Zeit gibt
sich je nach momentaner
Stimmungslage erleichtert
oder frustriert damit zufrieden,
zu wissen, dass er nicht weiß,
ob es Gott gibt. Der Teufel
jedoch ist für uns historisch
längst erledigt, unabhängig
davon, was wir über die
Existenz Gottes zu glauben
meinen, er ist nachgerade zu
einer komischen Figur

geworden, zu einer steinernen
Fratze an gotischen
Kathedralen oder zum
humpelnden Boxfuß in der
Hexenfolklore.

Die meisten Menschen um
1500 dagegen waren von der
Wirklichkeit Gottes so
durchdrungen, dass ein Zweifel
an seiner Existenz dem
Bezweifeln der eigenen
gleichgekommen wäre. Wer
nicht an Gott glaubt, muss ihn
auch nicht fürchten, allenfalls
Mitmenschen, die den

Unglauben nicht dulden wollen.
Aber wenn die Existenz eines
allmächtigen und ewigen
Gottes vollkommen fraglos ist
und man sich dennoch mit dem
Teufel verbündet, wiederholt
man den Aufstand des Engels
Luzifer gegen Gott. Und
während Luzifer noch darauf
setzen konnte, dass die Revolte
gelingen würde, kennt der
Teufelsbündner das Ende der
Geschichte – und paktiert
dennoch mit dem Bösen.
Radikaler kann religiöse

Rebellion nicht sein: die Auflehnung gegen einen Gott, dessen Existenz nicht infrage gestellt wird.

Ebendeshalb waren die Zeitgenossen Luthers von der vertraglich abgesicherten Geschäftsbeziehung zwischen Mensch und Teufel, zwischen Faust und Mephisto fasziniert. Ein Teufelspakt »ist ja keine menschliche Schwachheit«, wie die *Historia* in ihrer »Vorred an den christlichen Leser« ausdrücklich hervorhebt,

sondern es ist »ein greulicher und erschrecklicher Handel, daß ein vernünftiger Mensch, der von Gott zu seinem Ebenbild erschaffen und an Leib und Seel so hoch geehret und reichlich begabet, denselbigen einigen wahren Gott und Schöpfer [...] so schändlich verlassen und sich an einen [...] bösen verfluchten Lügen- und Mordgeist [...] mit Leib und Seel, zu zeitlicher und ewiger Verdammnis zu eigen ergeben. Was könnte doch

Greulichers und
Erschrecklichen von einem
Menschen gesagt werden?«

Etwas davon kommt bei der
Darstellung des Teufelspakts
von Boschs Gemälde zum
Ausdruck. Auf den Bildern
dieses Meisters wimmelt es von
Teufeln, wie in den Köpfen
seiner Zeitgenossen und in den
Predigten und Schriften
Luthers. Und nicht immer
musste man einen Pakt
schließen, um vom Teufel
besessen zu sein. Luzifer

kannte viele Mittel und Wege, sich in die Herzen der Menschen zu schleichen und den Alltag ihrer Mitmenschen zur Hölle zu machen. Es gab Geizteufel, Faulteufel, Hausteufel, Hurenteufel, Saufteufel und Spielteufel, um nur einige aus der im Wortsinn erlesenen Schar zu nennen, die von der lutherischen Traktatliteratur aufgeboten wurde. Auch Pluderhosenteufel **Hinweis** trieben ihr Unwesen, mit Vorliebe in den

Söldnerlagern, oder die Tanzteufel, ausgerechnet auf den Kirchweihfesten. Deshalb wollte Luther »die Kirchweihen ganz austilgen, sintemal sie nichts anderes sind denn rechte Tabernen, Jahrmärkte und Spielhöfe«. Und der lutherische Dorfpfarrer Florian Daul wusste den Tanzteufel so empört und zugleich so mitreißend zu schildern, dass einem beim Lesen die Glieder zu zucken beginnen: »Dagegen ist der wilde, unzimliche,

unverschämpte, garstige,
unfletige Gottesehr und zucht
vergessene, unzüchtige,
leichtfertige tanz, sobald der
Fidler und Spielmann
auffmacht, ein stetiges
unordentliches rennen und
lauffen«. Die Körper werden
»geschwungen, geruckt und
hoch empor gehoben, dass den
Dirnen die Adern im Leib
platzen, und die Seele
krachet«.

Der schlimmste aller Teufel
ist jedoch der melancholische.

Er senkt Verzweiflung in die Seele, indem er zum Zweifel an Gottes Gnade verführt, der tatsächlich ein Zeichen der Verdammnis ist, wenn er nicht überwunden wird. In einem Brief an den Stadthauptmann von Nordhausen, der unter Depressionen litt, wie wir heute sagen würden, riet der im Kampf gegen Anfechtungen gut trainierte Luther zu diesem Umgangston mit dem Widersacher: »Wohlan Teufel, lass mich unbehelligt, ich kann

jetzt nicht deine Gedanken pflegen, ich muss reiten, fahren, essen, trinken, das oder jenes tun, item, ich muss jetzt fröhlich sein, komme morgen wieder«. Wenn es nur so einfach wäre. Und weil es wirklich nicht so einfach ist, legte Luther dem Stadthauptmann noch gröbere Worte in den Mund: »lieber Teufel, kannst du mir nicht näher kommen, so lecke mich ... etc. Ich kann dein jetzt nicht gebrauchen«. Nur auf eines

kommt der theologische
Therapeut nicht, auf das, was
für uns das Nächstliegende
wäre: alles endogen, entweder
eine medikamentös
behandelbare chemische
Störung im Gehirn oder eine
psychologisch behandelbare
seelische Verstimmung oder
einfach nur Einbildung.

Es ist eben nicht alles nur
Einbildung. Dem Teufel gehört
die Welt, die er so zur Hölle
machen kann, dass einem die
Lust, zu leben, vergeht.

Dagegen kann man sich nur mit Beten abhärten oder mit Singen stärken: »Und wenn die Welt voll Teufel wär, / und wollt uns gar verschlingen, / so fürchten wir uns nicht so sehr, / es soll uns doch gelingen.« So lautet eine Strophe in Luthers Choral »Eine feste Burg ist unser Gott«. **Hinweis** Der lutherischen Theo-Therapeutik gegen die Teufel seelischer Niedergeschlagenheit folgte noch 1569 der evangelische Theologe Simon Musäus in

*Nützlicher Bericht und
Heilsammer Rath aus Gottes
Wort wider den
Melancholischen Teuffel. Allen
schwermütigen und trawrigen
hertzen zum sonderlichen
beschwerten trost, Labsall und
Ertzney gestellt.*

Luther ermahnte den
Stadthauptmann mit gutem
Grund, sich den Erfordernissen
des Alltags zu stellen. Der
Teufel, die Zauberei, die
Hexerei gehörten zum
gewöhnlichen

Erfahrungsbereich der Menschen, so seltsam uns das vorkommen mag. Wenn dass Buttern im Fass misslingt, obwohl die Magd alles wie immer macht, liegt das am bösen Blick, den eine missgünstige Nachbarin ins Fass geworfen hat; wenn auf einmal der Rücken steif wird und man sich kaum mehr rühren kann, liegt das am Hexenschuss; wenn plötzlich das Vieh Koliken bekommt und keiner weiß, warum, kann nur

ein vom Hof vertriebener Bettler daran schuld sein, der aus Rache eine Teufelssalbe an die Stalltür schmierte; wenn der Regen ausbleibt oder sich wolkenbruchartig über die Felder ergießt, muss man möglichst schnell die Wetterhexe dingfest machen, die sich solchen Unheils womöglich noch rühmt.

Die territorialen und kirchlichen Obrigkeiten, besonders nachdrücklich die protestantischen, suchten den

magischen Volksglauben zu bekämpfen, indem sie die juristische Untersuchung von Zauberei und Hexerei intensivierten. Beides stand unter Strafe, auch dann, wenn sie nur insofern wirkten, als die Leute daran glaubten. Um 1500 wurden die Straftatbestände auf Wahrsagerei und Segensprecherei ausgeweitet. Von heute her betrachtet könnte man sagen, dass der Rationalität im Alltag mit

irrationalen Mitteln im Strafrecht Bahn gebrochen werden sollte.

Umgekehrt stand jedoch auch die Vernunft unter Verdacht, besonders dort, wo sie sich anmaße, Autorität infrage zu stellen, ob göttliche, weltliche oder lutherische. Der Wittenberger Prophet nennt sie denn auch ›Frau Hulda‹, die tolle Närrin der Vernunft, die herumklügele, nichts begreife und alles besser wisse. Mit ihrem Dazwischenreden, ihrer

Streitlust und ihren
Spitzfindigkeiten bringe sie die
Kirchengemeinde
durcheinander wie eine
zänkische Ehefrau den
Haushalt.

Eine typische Hulda-Frage ist
etwa: Wo kam denn auf einmal
der Ölzweig im Schnabel von
Noahs Taube her, wo doch die
ganze Welt unter Wasser
stand? Jedenfalls ist die
Vernunft eine Teufelsbraut.
Einmal in diese Rolle gebannt,
ist es ein Leichtes für

Theologen, auch für lutherische, sie zur Hölle zu schicken. Man braucht nur ein wenig weltliche Macht: einen Scheiterhaufen und einen Henker, der das Feuer anzündet.

Die Vernunft, die glaubt und dem Glauben dient, ist als frommes Werkzeug schätzbar. Aber diejenige, die nicht glauben, sondern urteilen will, richtet bloß Schaden an, viel mehr Schaden als die schwefeligste Zauberei.

Die strafrechtliche Ahndung der Zauberei erfolgte abgestuft: vom Schadenszauber ohne Folgen über den Schadenszauber mit Schäden, aber ohne ›Teufelspakt‹ und ›Teufelsbuhlschaft‹, bis hin zur Zauberei mit einem Teufelspakt. Mit den Tatbeständen eskalierten die Strafen: von Pranger und Staupenschlag über den Landesverweis bis zur Verbrennung. In der Sprache

der *Carolina*: »Straff der zauberey. Item so jemandt den leuten durch zauberey schaden oder nachtheyl zufügt, soll man straffen vom leben zum todt, und man soll solche straff mit dem feuer thun. Wo aber jemandt zauberey gebraucht, und damit niemant schaden gethan hett, soll sunst gestrafft werden, nach gelegenheit der sach«.

Gerade der Schadenszauber ist ein Mittel der Macht- und Hilfflosen, den Überlegenen

eins auszuwischen. Die krumme, in einer verwahrlosten Hütte lebende Alte, von den Kindern verhöhnt, von den Erwachsenen gemieden, von den Dorfautoritäten beargwöhnt, mochte in ihrer materiellen und mentalen Not wohl wünschen, aus ein paar Kräutlein einen Sud zu kochen, mit dem sie ihren Feinden drohen konnte. Wenn eine solche Drohung und ein Unheil zeitlich zusammenfielen, war

der Weg der Bedrohten zum
herrschaftlichen Landvogt
nicht weit.

Hexenjagd

Im Jahr 1540 ließ der Wittenberger Landvogt eine Herumtreiberin mit Namen Prista Frühbottin verhaften. Ihr wurde vorgeworfen, unter Mithilfe ihres Sohnes und zweier Abdeckerknechte das Vieh auf den Weiden vergiftet zu haben, um an die Kadaver zu kommen. Die vier

Angeklagten wurden zum Feuertod an Pfählen verurteilt. Die Zimmerleute, »so die vier seulenn und das gerüste gemachet bey dem gerichte«, erhielten auf Kosten der Stadt »1 faß bier«, wie eine Kämmereirechnung akkurat dokumentiert. Die Delinquenten wurden nach Prozess und Folterung an den Eichenpfählen auf Querstangen gebunden und über darunter entzündeten Feuern langsam geröstet. Wir stehen um

Fassung ringend in der Menge. Der Gestank verbrannten Menschenfleischs steigt uns in die Nase. Manche der Leute neben uns starren schweigend zu den Pfählen empor, andere johlen und finden alles einen großen Spaß. Nur gleichgültig läßt das Geschehen niemanden. Und niemand drängt sich angeekelt aus der Menge.

Zu jener Zeit war Lucas Cranach der Ältere in Wittenberg Bürgermeister, und

sein Sohn, der jüngere
Cranach, fertigte von der
Hinrichtung einen Holzschnitt
an. Der Einblattdruck ist mit
viel Liebe zum grausamen
Detail gestaltet. In der
ausführlichen Bilderläuterung
heißt es: »Als nemlich ein alt
Weib ueber 50. jahr mit irem
Son, der sich etwan dem Teufel
ergeben, In sonderheit aber
das Weib, welches mit dem
Teufel gebulet, mit jm
zugehalten etliche jar
Zauberey getrieben, Wetter

gemacht und auffgehalten, und zu mercklichen vieler armer Leut schaden vergifft Pulver gemacht, auch dasselbige andere zumachen geleret, damit allerley Viehweide durch sie und jre drey mithelffer vergifft, dadurch eine onzeliche menge Viehes von Ochsen, Küen, Schweinen an vielen orten nider gefelt, welche sie darnach geschunden und abgedeckt«.

1540 war ein Jahr von außergewöhnlicher

Trockenheit Hinweis, und wie bei der Pest suchten die Menschen nach einer Erklärung dafür, warum der Regen ausblieb, die Weiden verdorrten und das Vieh verendete. Für apokalyptisch gestimmte Gemüter war dieses Wetter eine Strafe Gottes, aber es gab genug Menschen, denen die aufgeschwollenen Kadaver auf den Weiden eher wie Teufelswerk vorkamen. Die vagierende Frühbottin, die sich für so manche Demütigung mit

so mancher Drohung gerächt haben mag, gehörte zu jenen wehr- und schutzlosen Außenseiterinnen, die dem Teufel in den Armen lagen und von den Wehrhaften und Beschützten ohne Risiko zur Hölle geschickt werden konnten.

Des Weiteren war die spektakuläre Hinrichtung zur Abschreckung des herumstreunenden Gesindels und Bettelvolks gedacht, wie der Text unter Cranachs

Holzschnitt ausdrücklich
vermerkt. Schließlich hatten
die Rotten des Hans Kohlhase
Hinweis die Region unsicher
gemacht, bis er im März 1540
in Berlin hingerichtet worden
war, drei Monate vor der
Verbrennung der Frühbottin in
Wittenberg.

Deren Hinrichtung war selbst
für die damalige Zeit von
ausgesuchter Grausamkeit,
jedoch nichts Besonderes, was
ihre Veranlassung betraf. Im
selben Jahr, in dem die

Frühbottin in Wittenberg am Pfahl geröstet wurde («an sewlen gebratten« schrieb ein Zeitgenosse), kam es im ebenfalls kursächsischen Amt Meißen zu einer Prozessfolge gegen insgesamt fünf Personen wegen Alraunhandels und Betrügerei. Entweder machten sich die Leute, die Zauberwurzeln verkauften, der Hexerei schuldig, oder die Alraune hatte gar keine Zauberkräfte, dann ging es um Betrug. Auch im Amt Plauen

fand 1540 ein Prozess wegen Zauberei statt. Zwei Jahre später wurde im Amt Schweinitz eine Hirtin wegen Schadenszauber am Vieh des Pfarrers angeklagt. Ebenfalls 1542 wurde vor dem Amtsgericht Zwickau ein ›Kettenprozess‹, wie die Rechtshistoriker sagen, gegen mehrere Angeklagte geführt, die sich gegenseitig belasteten, 1546 im Amt Glauchau eine Todesstrafe wegen Zauberei in die Ausweisung umgewandelt,

1549 wegen Zauberei mit
Bilsensamen eine Verbrennung
vollstreckt.

Die protestantische
›Konkurrenz‹ am Genfer See
machte ebenfalls Jagd auf
Hexen. In der Stadt Calvins
gerieten 1545 vierunddreißig
Frauen und Männer durch
erfolterte wechselseitige
Belastungen in eine Serie von
Prozessen, in denen das
Besmieren von Haustüren
mit Pestsalben verhandelt
wurde. Die Zaubersalben

sollten bestimmte Häuser vor der Pest schützen und sie zu anderen Häusern hinleiten. Möglicherweise glaubte Calvin als Person weniger an Hexen und Teufel als Luther, aber als Theokrat blies er kräftig ins Feuer. In Pestjahren ist es besser, die verstörten Leute zünden Hexen an statt Kirchen. Der Wittenberger Prophet wiederum sank mit seiner persönlichen Dämonologie umso tiefer ins Mittelalter zurück, je weiter er seine

Kirche aus der katholischen Tradition herauskämpfte.

In Kursachsen waren Hexen- und Zaubereiprozesse während der gesamten ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also bereits vor der Eskalation der Verfolgungen ab den 1560er-Jahren, zwar nicht an der Tagesordnung, aber auch keine Seltenheit. Beispielsweise wurden 1514 in Chemnitz fünf Menschen wegen Wahrsagerei angeklagt. Sie kamen mit Geldstrafen davon. 1529

schickten die Richter des Amts
Augustusburg/Schellenberg
eine schon ältere Angeklagte
wegen Milch- und
Wetterzaubers auf den
Scheiterhaufen, während ihr
Schwiegersohn, wegen
Zauberei mit Diebesdaumen
zum Galgen verurteilt, zur
Ausweisung begnadigt wurde.
Zwischen dem Aber- und dem
Reliquienglauben bestand ein
gradueller, kein prinzipieller
Unterschied, und was dem
Dorfhexer der Diebesdaumen

war, das war dem Landesherrn ein Daumen der heiligen Anna.

Hinweis

Die Zauberinnen, Hexen und Teufelsbuhlerinnen gehörten häufig (allerdings nicht immer) den untersten Schichten an, waren alt und krank, schmutzig und hässlich. In der Bilderwelt der Malerei jedoch konnte die Hexe zum Vorwand werden, den weiblichen Körper in aller Pracht darzustellen. Die Evas der Zeit waren nackt und blickten neckisch, wirkten

jedoch auf den Bildern aus der Cranach-Werkstatt eher wie Chiffren der Verführung denn als deren Verkörperung. Selbst aus dem Jungbrunnen kommen Cranachs ohnehin schablonenhafte Mädchenfrauen etwas anämisch, verglichen mit der überquellenden, nahezu erdrückenden Opulenz der »Zwei Hexen« des Dürer-Schülers Hans Baldung, genannt Grien, von 1523. Die eine hockt auf einem den

Teufel symbolisierenden Ziegenbock, der unter ihrem Gewicht in die Knie gegangen ist. Mit der linken Hand hebt sie ein verschlossenes Glasgefäß empor mit einem kleinen schwarzen Drachen, einem Hinweis auf den Preis der Lust. Der Drache war mit Quecksilber assoziiert, und Quecksilber war der wesentlichste (und giftigste) Bestandteil der Salben gegen die seit Anfang des Jahrhunderts grassierende

Syphilis Hinweis .

Den Hexen war alles zuzutrauen. Sie reckten dem aufgerissenen Maul lüsterner Drachen den nackten Hintern entgegen oder fassten sich bei einem wilden Tanz an die Scham, wie auf anderen Bildern von Grien. Oder sie griffen Männer an und brachten die Männlichkeit zum Verschwinden. Einen solchen Schadenszauber beschreibt der *Malleus Maleficarum*, der *Hexenhammer* (auch von

Dürers Taufpate Koberger in Nürnberg gedruckt) im Kapitel »Über die Art, wie sie die männlichen Glieder wegzuhexen pflegen«: Die teuflische Täuschung bestehe darin, dass es so erscheine, als würden die Hexen »zwanzig bis dreißig Glieder auf einmal in ein Vogelnest oder einen Schrank einschließen, wo sie sich wie lebendige Glieder bewegen [...]. Es hat nämlich einer berichtet, daß, als er das Glied verloren und sich zur

Wiedererlangung seiner
Gesundheit an eine Hexe
gewandt hatte, sie dem
Kranken befahl, auf einen
Baum zu steigen und ihm
erlaubte, aus dem Neste, in
dem sehr viele Glieder lagen,
sich eines zu nehmen.«

Welches mag er wohl
ausgesucht haben? »Als er ein
großes nehmen wollte, sagte
die Hexe: ›Nein, nimm das
nicht‹, und fügte hinzu, es
gehöre einem Weltgeistlichen.«

›Wiedertäufer‹ und ›Sakramentierer‹

Für gewöhnliche Pfarrer konnten theologische Grundsatzfragen alltagspraktische Probleme nach sich ziehen. Ein Schwank in Wickrams *Rollwagenbüchlein* erzählt »Von einem pfaffen, der sich erbot, sin underthonen das

sacrament in dreierley gestalt zu geben«. Der arme, ungelehrte Pfarrer, wie seine ›Schäfchen‹ mit weltlichen Bedürfnissen gesegnet, handelt mit den Dorfoberen aus, was zu seiner Pfründe gehören soll »alß behausung, den kleinen zehenden und ettlich viertel früchten, als rocken, weissen, gersten, habern, wein und gelt«. Nach Abschluss der Verhandlungen nimmt der Schultheiß den bisher im Katholischen ›praktizierenden‹

Pfarrer beiseite, um ihm zu sagen, »das es in disem dorff eine andere gestalt hatt; dann wir sindt hie gut eigenwillisch [evangelisch]. Darumb mueßt ir uns das sacrament in zweierley gestalt reichen, nemlich im brot und wein.« Der um die Pfründe bangende Pfarrer versichert daraufhin dem Schultheiß: »Das will ich gern thun. Damit ir solt sehen, dass ichs treuwlich und gut mit euch meine, so will ichs euch in dreyerley gestalt geben, als

nemblich im brot und wein und dem kaeß darzu.«

Der Kampf um den Laienkelch zog sich über Jahrhunderte hin. Konfessionell ungebundene oder gar atheistische Menschen unserer Epoche dürfen nie vergessen, dass eine Institution wie die Kirche nicht in Lebensaltern und Generationsfolgen denkt, sondern in für den Einzelnen unübersehbaren Zeiträumen. Seit dem Ausbleiben der Apokalypse bei den frühen

Christen gehört das Organisieren der Zeit bis zum Jüngsten Gericht zum Kerngeschäft der römischen Kirche.

Der Kelch wurde seit dem 13. Jahrhundert den gewöhnlichen Gemeindemitgliedern mehr und mehr vorenthalten, bis diese Verweigerung im Konstanzer Konzil 1415 formell festgeschrieben wurde, jenem Konzil, auf dem man Jan Hus verbrannte. Wenn über hundert Jahre später

Protestanten und Katholiken in der Kelchfrage aneinandergerieten und so mancher von den Verständigungswilligen beider Seiten versuchte Dialog an ebendieser Frage scheiterte, hat das mit dem Symbolgehalt dieses Themas zu tun. Auf uns Heutige mag das als Scheinkonflikt wirken, aber für Luther und seine Zeitgenossen handelte es sich um den Schein des Scheiterhaufens des Jan Hus.

Im Alltag der niederen Dorfpfarrer ging es bei dieser theologischen Grundsatzfrage um die Wurst; oder um den ›kaeß‹, wie es der Schwank im *Rollwagenbüchlein* nennt. Der religiöse Dogmatismus der Kirchengründer und Kirchenführer und der Pragmatismus des niederen Personals in den unteren Stadt- und Landgemeinden hingen enger zusammen, als die Kirchenführer und die Durchschnittspfarrer wissen

wollten.

Je mehr Sakramente es gibt, desto mehr Aufwand hat ein Pfarrer und desto mehr Gebühren darf er erheben. Die Papstkirche kannte sieben Sakramente (Taufe, Firmung, Eucharistie, Beichte und Buße, Letzte Ölung, Ehe, Priesterweihe), bei den Lutheranern blieben zwei übrig (Taufe und Abendmahl), bei Luther selbst zweieinhalb (beim sakramentalen Charakter von Beichte und

Buße zeigte er sich schwankend). Für die ›Wiedertäufer‹ war das Zentrum des Glaubens die Erwachsenentaufe.

›Wiedertäufer‹ war ein in allen deutschen Gebieten verbreitetes Schimpfwort für die Mitglieder jener spiritualistischen Gruppen und Grüppchen, die während der Krise der katholischen Universalkirche und der Herausbildung der evangelischen und

reformierten Landeskirchen entstanden waren und die Überzeugung teilten, die Kindstaufe verstoße gegen Gottes Gebot. Der Mensch könne nicht wenige Tage nach seiner Geburt in eine religiöse Gemeinschaft hineingestoßen werden, sondern müsse sich als Erwachsener frei und bewusst in diese Gemeinschaft aufnehmen lassen.

Eine solche Praxis hätte das Ende der römischen Kirche bedeutet und den Beginn der

protestantischen Kirchen in Deutschland verhindert. Wenn Kinder in eine Gemeinschaft hineingeboren werden und so deren Kontinuität über Generationen sichern, ist das etwas anderes, als wenn eine Gemeinschaft die neuen Mitglieder mühsam rekrutieren muss. Die Täufer selbst allerdings sahen sich gar nicht vor dieses Problem gestellt. Wenn für morgen oder spätestens übermorgen der Weltuntergang erwartet wird,

muss man sich heute nicht mehr um die Zukunft der Gemeinschaft kümmern.

Auch die radikale Kritik der weltlichen Macht und der kirchlichen Hierarchien, ob nun römisch oder reformatorisch, wurde vom apokalyptischen Glauben an das unmittelbar bevorstehende göttliche Reich befeuert. Wem der Regenbogen der Endzeit am Horizont erscheint, der wird fähig, die Furcht abzuwerfen und mit ihr das Anpassen,

Taktieren und Lavieren, das sonst zum Überleben nötig ist.

Der antiinstitutionelle Grundzug der Täufer vereinte Katholiken und Protestanten in gemeinsamer Feindschaft gegen die ›Schwärmer‹. In der endzeitlichen Radikalität erkannten alle, die sie nicht teilten, die gefährlichste Bedrohung jeder konfessionellen Konsolidierung, sei es aufseiten der Reformation oder aufseiten der Gegenreformation. Deshalb

belegten 1529 auf dem Reichstag zu Speyer – vier Jahre nach dem Niederwerfen der umstürzlerischen Bauernheere und der Hinrichtung des von vielen Täufern verehrten Thomas Müntzer – sowohl die katholischen als auch die evangelischen Stände die Wiedertaufe mit der Todesstrafe, und zwar für den Täufer wie für den Täufling.

In den folgenden Jahren wurde Münster zum

wichtigsten Zufluchtsort der verfolgten Täufer, die schließlich die Macht in der Stadt übernahmen. Die bis dahin herrschenden Ratsfamilien wurden vertrieben, ein ›Reich‹ wurde errichtet und ein ›König‹ installiert. Das Täuferreich zu Münster verwilderte zum utopischen Karneval, in dem das Unterste zuoberst gekehrt wurde und sich die bizarren Charakterzüge seiner Führer mit angeblich urchristlichen

und später als
›frühsozialistisch‹
missverstandenen Ideen
mischten.

Die Truppen des Bischofs von
Minden, Münster und
Osnabrück, unterstützt von
Söldnern des Landgrafen
Philipp von Hessen, belagerten
die Stadt, hungerten sie aus
und machten schließlich im Juni
1535 dem Täuferreich ein
Ende. Im Januar 1536 riss man
dem ›König‹ auf dem
Prinzipalmarkt die Kleider vom

Leib und das Fleisch von den Knochen, bevor man seinen Leichnam und die von der Folter verunstalteten Körper seiner engsten Gefolgsleute in Drahtkäfigen an den Turm der Lambertikirche hängte. Einen Monat später wurde in Innsbruck Jakob Hutter verbrannt, führendes Mitglied der Tiroler Täufer und Gründer mehrerer Gemeinden in Mähren. Auf ihn führen die heute rund 45000 vor allem in den USA und Kanada lebenden

Hutterer ihren Namen und ihre Lehre zurück.

Ähnlich dem Ausdruck ›Wiedertäufer‹ war ›Sakramentierer‹ ein Schimpfwort für diejenigen, die eine tatsächliche Anwesenheit von Leib und Blut Christi beim Abendmahl infrage stellten. Vor allem Luther bediente sich dieses Schimpfworts. Er wandte sich gegen das von der römischen Kirche gelehrt Dogma der ›Transsubstantiation‹, die

sakramentale Verwandlung des Brotes in den Leib und des Weines in das Blut Christi, hielt jedoch an der ›Realpräsenz‹ Christi während des Abendmahls fest. In dieser Sache blieb er katholisch, ohne ›papistisch‹ zu sein, jedenfalls katholischer als Zwingli oder Calvin oder als sein Wittenberger Opponent Karlstadt oder der Basler Reformator Oecolampad, die allesamt Brot und Wein nur mehr als Symbole aufgefasst

wissen wollten. Zu Lebzeiten Luthers wurden die geweihten Hostien auch in evangelischen Kirchen weiterhin in Tabernakeln aufbewahrt. Erst in der Folgezeit verschwanden die heiligen Gehäuse aus den evangelischen Kirchen.

Die Kluft zwischen Lutheranern und Reformierten in der Abendmahlfrage konnte nicht überbrückt werden. An ihr scheiterte 1529 das Marburger Religionsgespräch **Hinweis**, auf das Philipp von

Hessen gedrängt hatte, um mit der Uneinigkeit im protestantischen Lager fertigzuwerden.

Das Abendmahl in ›beiderlei Gestalt‹, als Brot und als Wein, wurde in Wittenberg von Melanchthon am 25. September 1521 ausprobiert, allerdings im engen Kreis ausgewählter Studenten. Am Weihnachtsfest desselben Jahres, Luther saß immer noch auf der Wartburg fest, trat Andreas Karlstadt ohne Ornat

vor die Gemeinde und reichte zum ersten Mal öffentlich Hostie und Kelch. Im Gottesdienst übergang er die im katholischen Ritus übliche ›Elevation‹, die beidhändige ›Aufhebung‹ der Hostie, und stellte die Predigt in den Mittelpunkt. Zweitausend Menschen sollen dabei gewesen sein und zweihundert von ihnen das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen haben.

Vom Predigen

Als die Messen in Wittenberg noch katholisch waren, wurden in der Stiftskirche jährlich an die 8000 gelesen und weitere 1200 gesungen. Derartige Zahlen ließen sich mit jeder größeren Kirche erreichen, die Seitenschiffe hatte und deren Seitenschiffe wiederum mit Altären ausgestattet waren.

Verteilt an die Seitenaltäre, konnten mehrere Priester gleichzeitig die Messe lesen, und das den ganzen Tag hindurch, je nach Bestellaufkommen, wenn es einmal so despektierlich ausgedrückt werden darf. Die Gläubigen bezahlten ihre Priester für Erinnerungsmessen, Jubiläumsmessen, für Messen zur Verminderung der Sündenschuld verstorbener Verwandter und überhaupt für

alle Arten von Messen, die das gewöhnliche Diesseitsleben der Leute durch die Mittlerschaft des geweihten Mannes, der vom Altar lebte, mit der himmlischen Seligkeit verbanden. Noch das Augsburger Interim **Hinweis** von 1548 setzte fest, dass auch in kleineren Stadtkirchen »alle tag zum wenigsten zwo meß gehalten werden. Die ain früe, dartzu die leuth, so mit irer handt arbeit ir narung suechen, komen [...]; die ander

aber solle vil herrlicher
gesungen werden, umb acht
uhr des tags vor mittag«. In
den Dörfern »soll auffs wenigst
alle sonntag und feirtag ein
meß gehalten werden.«

Zur üblichen
Alltagsbetriebsamkeit an den
Seitenaltären großer Kirchen
kamen die feierlichen
Sonntagsmessen und die
festlichen Hochämter an den
Prunktagen des Kirchenjahres.
An diesen Tagen konnten
gewöhnliche Stadtmenschen

von weit hinten im
Kirchenschiff die Pracht rund
um den Altar bestaunen:
kostbar bestickte
Messgewänder, triumphierend
mit beiden Händen erhobene
goldene Kelche, im Halbdunkel
schimmernde Bischofsstäbe,
perlenbestickte Mitren auf den
Häuptern greiser Patriarchen –
oder auf denen von Jünglingen,
denen die Familie Bistümer
besorgt hatte, wie Albrecht von
Brandenburg, der mit 23
Erzbischof von Magdeburg und

mit 24 Erzbischof von Mainz wurde. Gemessen an Papst Leo war er allerdings schon ein alter Knabe. Der Medici erhielt die Kardinalswürde mit 13.

Die katholische Messe in ihrer Höchstform war eine Demonstration der Macht und des Reichtums. Der evangelische Gottesdienst sollte dagegen eine Veranstaltung der Belehrung und der Zucht werden. In ihm stand nicht mehr der Hochaltar im Mittelpunkt, sondern die

Kanzel. Statt Festtagsprunk sollte Andacht herrschen, an die Stelle der Überwältigung durch die Opulenz äußerer Zeichen die innere Besinnung auf Gottes Wort treten. Ein Holzschnitt von Georg Pencz stellte Ende der 1520er-Jahre »zweyerley predig« gegenüber: auf der einen Seite die »Summa des Evangelischen Predigers«, auf der anderen die »Summa des Bebstlichen Predigers«; auf der einen Seite Bescheidenheit im Benehmen,

Hinwendung zur Schrift beim Prediger und nachdenkliches Hinaufhören zur Kanzel bei der Gemeinde, auf der anderen Hoffart mit Rosenkränzen und Desinteresse an Gottes Wort. Auf der hoffartigen Seite ist auch der Sturtz Hinweis zu sehen, die traditionelle Kopfbedeckung beim Kirchgang der Frauen der alten, reformationsfeindlichen Nürnberger Ratsfamilien.

Diese Darstellung entsprach dem religiösen

Durchsetzungswillen in
Penczens

Holzschneiderwerkstatt, jedoch
nicht der Alltagswirklichkeit in
den Kirchen, weder in
evangelischen noch in
katholischen. Im Jahr 1544
beschwerte sich ein
evangelischer Prediger in der
Nähe von Ulm: »So findt man
Leut [...], die in 5, 6, 7 Jahren
und noch länger an keine
Predigt nie kommen sind [...]
Wenn wir das ganz gemein
Gebet in der Woche halten, so

kommt schier gar niemand, wie treulich wir sie ermahnen und bitten.« 1557 wurde über sächsische Dorfgemeinden geklagt: »In etlichen orten misbrauchen die bauern ire kirchen, welche ein bethaus sein sol, für einen [...] bierkeller, schroten das pfingstbier darein, damit es frisch bleibe, und saufens daselbst aus mit gotteslesterunge und fluchen«.

In vielen katholischen Kirchen scheint es seit jeher

unterhaltsam unandächtig
zugegangen zu sein, wie ein
Beschluss errahnen lässt, der
noch im September 1562 auf
dem Konzil von Trient gefasst
wurde: »Aus den Kirchen sollen
alle Musikstücke, bei denen im
Orgelspiel oder im Gesang
irgendetwas Ausschweifendes
oder Unreines eingemischt ist,
sowie alle weltlichen
Handlungen, unnötige oder
sogar profane Gespräche,
Umhergehen, Lärm und
Geschrei verbannt sein, damit

das Haus Gottes wahrhaft ein Haus des Gebetes sei.« Schon Jesus hatte die Händler aus dem Tempel getrieben. Aber sie kehren immer wieder zurück.

Woher kommt es, fragte Luther, »daß die Christen am Jüngsten Tage von den Toten auferstehen werden«? Hinweis

Antwort: »Kommst nicht daher, daß sie durchs Wort Gottes hier auf Erden bekehrt, gläubig getauft und Christus einverleibt worden sind«? Und

wer sorgt dafür? Die Prediger. Deshalb müssen Kinder studieren, damit es Prediger gibt. Ein Prediger »kann die Betrübten trösten, Rat geben, böse Sachen schlichten, irrige Gewissen unterrichten, helfen Frieden halten, aussöhnen, vertragen und dieser Werke mehr ohne Zahl viel und täglich. Denn ein Prediger bestätigt, stärkt und hilft erhalten alle Obrigkeit, allen zeitlichen Frieden, steuert den Aufrührern, lehrt Gehorsam,

Sitte, Zucht und Ehre,
unterrichtet das Vateramt,
Mutteramt, Kinderamt,
Knechtsamt und in Summa alle
weltlichen Ämter und Stände.«
Im Übrigen solle der Prediger
mit dem Predigen aufhören,
wenn es am schönsten ist.
Sobald er sieht, »dass die leute
mit grossem ernst und lust
zuhören, so beschliesset, zu
nechsten kommen die leut
deste lieber wider.« Diesen
Trick verriet der niemals seine
Wirksamkeit aus den Augen

verlierende Charismatiker dem jungen Johann Matz, der es als Mathesius in seinen Luther-Historien weitererzählte.

Nur eines darf der Prediger nicht: gegen die Obrigkeit eifern, weder gegen die Obrigkeit als Institution noch gegen Personen, die dieser Institution angehören. Dementsprechend intervenierte Luther 1527 in einem Brief gegen einen Prediger, der »auf der Kanzel beginne, sich unbeliebt zu

machen, und greife unordentlicherweise die Person des Stadtrates an, welches denn dem Pöbel gefällt«.

Es war Luther nicht etwa darum zu tun, gewissermaßen die ›Privatsphäre‹ einer öffentlichen Person vor Kanzelinvektiven zu schützen. Mit einer Privatsphäre, die uns Heutigen (mit Recht) so wichtig ist, hätte kein Mensch der Lutherzeit etwas anfangen können. Worum Luther sich Sorgen machte, war die

Unverletzlichkeit der Obrigkeit als Instanz, die durch öffentliche Angriffe auf einen ihrer Vertreter beschädigt worden wäre. Gewöhnliche Leute konnten vom Prediger abgekanzelt werden, selbst dann, wenn eine solche öffentliche Bloßstellung den sozialen Tod in der Gemeinde oder eine direkte Bedrohung von Leib und Leben bedeuten konnte. Zwei Jahre nach seinem Brief gegen den Prediger, der einen Stadtrat

kritisiert hatte, prangerte Luther von der Kanzel herab zwei Zauberinnen an.

Wie wichtig das Predigen in allen reformerischen und reformatorischen Strömungen war, beweist allein schon die Zeit, die auf die Auslegung der Schrift und die daran sich anschließenden Ermahnungen der Gemeinde verwandt wurde. Im Genf der 1540er-Jahre, als man dort Hexen und Zauberer im Dutzend verbrannte, gab es bei rund 12000 Einwohnern

drei Kirchengemeinden mit insgesamt elf Sonntagspredigten: in zwei Kirchen bereits morgens um vier Uhr (winters um fünf), in allen dreien um acht Uhr (winters um neun), dann um zwölf und um drei Uhr. An den Wochentagen wurde sommers um sechs, winters um sieben Uhr gepredigt. Hinzu kamen weitere Frühpredigten (vier oder fünf Uhr) an wechselnden Wochentagen in wechselnden Kirchen.

Nicht alle gaben so viel auf Gottes Wort in Predigers Mund. Der anti- oder überkonfessionelle Außenseiter Sebastian Franck, der vom katholischen Priester im Bistum Augsburg zum protestantischen Prediger in Nürnberg wurde, in Straßburg Kontakt zur Täuferbewegung hatte, in Esslingen als Seifensieder lebte und in Ulm, Heilbronn und Basel Bücher druckte, dieser umtriebige und viel vertriebene Querulant

unter den Humanisten war überzeugt, die Predigten erreichten nur das Ohr des Menschen, Gottes Stimme jedoch käme aus dem Herzen: »So ist nun und bleibt got allein desz innern menschens vater, lerer und prediger«. Franck traute dem Wort von menschlichen Lippen so wenig wie die Evangelischen dem Bild von Menschenhand.

Der Streit um die Bilder

»Es war ein guetiger einfaltiger mann«, so beginnt eine der Geschichten im *Rollwagenbüchlein*, »der kame in ein kirchen, da stunde das bild Christi gemalt auff das schönist; dem zunte er ein liechtlin oder ein wachskertzlin an und bettet davor.« Dann geht er in der Kirche umher,

um die übrigen Bilder
anzuschauen, und findet »den
teuffel auff das
allerscheutzlichst in einem
finstern winckel auch gemalt,
dass er gleich ab im
erschracke, und also
unbedachter weyse sprach er:
›Ey du armer teuffel, wie staast
du doch so armlich! Ich will dir
recht auch ein liecht
anzünden.« Es kommt nicht
zum Teufelspakt, aber in der
Nacht erscheint ihm der
Leibhaftige im Traum, zeigt

ihm einen Baum, unter dem ein Schatz begraben liegt, und fordert ihn auf, nach Hause zu laufen, um Hacke und Schaufel zu holen. Der Mann meint, er werde den Baum nicht wiederfinden, worauf der Teufel rät, er solle doch ein Merkzeichen darunter – scheißen (so drückt sich der Teufel nun einmal aus). Der Mann folgt dem Rat, und als »er erwacht, hett er in das bett geschissen«.

Man soll eben dem Teufel

keine Kerzen anzünden. Den Heiligen vor ihren Bildern aber auch nicht. Jedenfalls vertrat diese Auffassung Andreas Karlstadt in seinem Traktat *Von der abtuhung der Bylder*: »Dass wir bilder in Kirchen un gots hewßern haben ist unrecht [...] Das geschnitzte und gemalthe Olgotzen uff den altarien stehend ist noch schadelicher und Tewffellischer.« Das Titelblatt dieser 1522 in Wittenberg herausgebrachten

bilderstürmerischen Schrift ist geschmückt mit einem Bild. Der Angriff auf die Bilder in der Kirche schloss Bilder des Angriffs nicht aus. Ohne äußere Darstellung war die innere Überzeugung nur schwer zu verbreiten. Bereits 1518 im Vorfeld der Leipziger Disputation zwischen Luther und Eck tat sich Karlstadt mit Cranach zusammen. Ein opulenter Holzschnitt mit ebenso opulenter Betextung zeigt in der oberen Hälfte eine

Fahrt zum rechten Glauben und in der unteren eine zur Hölle. Cranachs Vorbild waren die Illustrationen zu Hans von Leonrodts im Vorjahr erschienenem Traktat *Hymelwag und Hellwag*.

Während sich Luther auf der Wartburg in die Schrift versenkte, verschärfte Karlstadt in Wittenberg den Kampf gegen die Bilder. Auch Müntzer konnte sich furchtbar empören über diejenigen, »die Gott so lästerlich zum gemalten

Männlein gemacht haben.« Bei den Bilderstürmen der radikalen Reformation liefen die Leute in die Kirchen, kratzten den über die Altäre gemalten Heiligen die Augen aus und schlugen den Skulpturen an den Eingangsportalen die Nasen ab. Ein Augsburger Benediktinermönch berichtet, dass im Jahr 1524 »ain schuster mit seinem knecht alle tafflen, den todten zu gedechtnus gemacht und

gemalt, mit den figuren, crucifix, ölberg, unser liebe frauen und der hailigen bildnus geziert, mit kieplut«, also mit Kuhblut, beschmiert und verschandelt habe. Im Februar 1529 drang eine bewaffnete Menge ins Basler Münster ein, riss Tafeln von Altären, stürzte Statuen um und schleppte sogar ein großes hölzernes Kreuz zum Marktplatz, um es zu verbrennen.

Das Zerstören von Bildern kam in Städten, in denen die

Reformation sich tumultartig Bahn brach, häufiger vor und ging dort heftiger vonstatten als anderswo. In Konstanz vollzog sich der ›Bildersturm‹ in so geordneten Bahnen, dass von einem ›Sturm‹ überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Die Bilder und Statuen wurden inventarisiert und 1528/29 aus den Kirchen geholt.

Die Wut auf Bilder war (und ist) keine protestantische Eigenart. Nach dem Sieg des kaiserlichen Heeres bei

Mühlberg 1547 zerstörten
Karls Landsknechte im
Torgauer Schloss Gemälde, von
deren Anblick sie sich
provoziert fühlten, darunter
auch welche von Cranach.

Luther hat die Verehrung der
Bilder bekämpft, die Bilder
selbst aber verteidigt. Während
des von Karlstadt angeheizten
Wittenberger Bildersturms
kam er von der Wartburg in die
Stadt und predigte gegen
pöbelhafte Rabbatzmacherei.
Ohne Bilder könne man nichts

denken und nichts verstehen. Es ist demnach gar nicht so irritierend, dass dieser Prophet der Schrift schon zu Lebzeiten zur Ikone wurde und heute vermutlich die am häufigsten dargestellte Person der deutschen Geschichte ist. Bereits wenige Monate nach der Veröffentlichung der Thesen schrieb Albrecht Dürer an Spalatin, er würde gern nach Wittenberg kommen und »Doktor Martinus [...] mit Fleiß abkonterfeien und in Kupfer

stechen, zu einem dauernden Andenken des christlichen Mannes, der mir aus großen Ängsten geholfen hat«. Dazu ist es nicht gekommen. Von den rund fünfhundert Bildern, die nach heutigen Schätzungen zu Luthers Lebzeiten von ihm kursierten, ist keines von Dürers Hand.

Dürer verteidigte, wenig überraschend, die Bilder und beklagte, »daß itzt bei uns und in unseren Zeiten die Künst der Malerei durch etliche sehr

veracht [...] und diene zu
Abgötterei«. Ein

›Christenmensch‹, meinte er,
»wirdet durch Gemäl oder
Bildnüs als [so] wenig zu einem
Afterglauben gezogen als [wie]
ein frummer Mann zu einem
Mord, darum, daß er ein
Waffen an seiner Seite trägt«.
Dann bekräftigte er noch
einmal: Es »müßt wahrlich ein
unverständlich Mensch sein, der
Gemäl, Holz oder Stein
anbeten wöllt.«

An vergangenen

Diskussionen kann man nicht mehr teilnehmen, man kann nur versuchen, sie zu verstehen. Dennoch sei Widerrede erlaubt, vor allem deshalb, weil in unserer Zeit die Bilder so übermächtig geworden sind, wie kein Dürer es sich je vorzustellen vermocht hätte. Bilder sind nicht wie die Hämmer, mit denen man sie an die Wand nageln oder mit denen man Köpfe einschlagen kann. Bilder schlagen zwar keine Köpfe ein,

können sie aber verdrehen. Mitunter ganz ohne Absicht ihrer Urheber. Ein Bild, das einmal in die Welt und in die Köpfe gesetzt ist, liegt nicht harmlos in der Ecke wie ein unbenutztes Werkzeug. Es bewegt sich, wandert, verändert sich, verändert die Leute, von denen es betrachtet wird, und verändert sogar die Leute, die es darzustellen vorgibt. War Luther, der den Heiligenkult bekämpfte und verhöhnnte, ein Heiliger? Wenn

diese Frage frech ist oder dumm, warum zeigt ihn dann ein Holzschnitt von Hans Baldung Grien mit Heiligenschein? Warum setzt Cranach ihn – wenn auch ohne Gloriole – auf dem Wittenberger

Reformationsaltar von 1547 in die Apostelrunde? Warum reiht ihn der lutherische Theologe Ludwig Rabus 1554 in seine *Historien der Heyligen Außewölten Gottes, Zeügen, Bekennern und Martyrern* ein?

Über einen weitverbreiteten
Holzschnitt, der ebenfalls auf
ein Lutherbild (ohne
Heiligenschein) von Cranach
zurückgeht, empörte sich der
päpstliche Nuntius Hieronymus
Aleander in Worms: »So hat
man ihn denn auch neuerdings
[...] mit der Strahlenkrone
dargestellt: und das kaufen sie,
küssen es«, ganz wie die Leute
es sonst mit Heiligenbildchen
machten, ob das dem oder der
Geküssten nun passte oder
nicht.

Seit Luthers spektakulärem Auftritt vor dem Kaiser in Worms ging die Wittenberger Cranach-Werkstatt in die Massenproduktion mit Lutherbildern. Dutzende, Hunderte, Tausende ›Abzüge‹ wurden hergestellt, wenn dieser aus der Fotografie entlehnte Ausdruck zur Veranschaulichung durchgehen darf. Luthers Gesichtszüge wurden auf Papier gezeichnet, in Holz geschnitten, auf Papier

gedruckt. Sie wurden auf Gedenkmünzen und Medaillen geprägt, gern mit Melanchthon auf der Hinterseite, auf Holztäfelchen gepinselt und in großformatige Bilder gemalt.

Wie Luther als lebendiger, tätiger, sprechender Mensch ›wirklich‹ ausgesehen hat, wissen wir nicht, trotz der vielen Porträts oder vielmehr gerade wegen ihnen. Die serielle Produktion bildete Rollentypen aus: Luther als Mönch mit Tonsur, Luther als

Junker Jörg auf der Wartburg,
Luther als eine Art Amtmann
der Reformation in schwarzer
Schaube und mit Barett auf
dem Kopf. Es wurden Bilder
nach Bildern gefertigt, neue
Ansichten nach alten Vorlagen.
Dabei garantierte ein Bild dem
nächsten die Ähnlichkeit mit
dem lebenden Originalobjekt.
Wenn sich ein Gesicht durch
serielle Darstellung zugleich
vervielfältigt und verfestigt,
dürfen neue Bilder nicht zu
sehr von den bisher bekannten

abweichen, weil sie sonst unglaubwürdig wirken, unabhängig davon, wie ähnlich die Porträts dem Porträtierten tatsächlich sind. Und noch heute stellen wir uns Luther so vor, wie er von den Bildwerkstätten der Zeit seinen Mitmenschen dargestellt wurde. Vielleicht sollte man, um sich selbst ›ein Bild zu machen‹, die Wachsmaske besichtigen, die am Tag nach seinem Tod abgenommen wurde. Sie befindet sich in

einem Museum im
Untergeschoss der
Marktkirche von Halle, jener
Stadt, die Luthers Gegner
Kardinal Albrecht zum
Standort seiner
Reliquiensammlung auserkoren
hatte.

Die ›Ikonisierung‹ Luthers
wirkte sich unmittelbar auf die
Darstellung der Menschen in
seinem Umfeld aus, auf die von
Melanchthon etwa, und
besonders auf die von
Katharina von Bora. Nach der

Heirat kam ein stetiger Strom von Doppelpor­träts aus der Cranach-Werkstatt, auf getrennten Bildtafeln oder gemeinsam in einen Rahmen gestellt. Auf einem dieser Doppelbildnisse sieht Luther stracks und streng an uns vorbei in die Zukunft, während uns Boras Blick aus der Vergangenheit unmittelbar trifft. Was sie wohl über uns denken würde? Man fühlt sich recht unbehaglich unter diesem

Hausvorsteherinnenblick.

Wie die Kirchenfürsten und die Fürsten der Reformation wurde auch Luther in Rollenbilder gebannt. Mit einem seiner späteren Hauptgegner, Albrecht von Brandenburg, hatte er gemeinsam, dass er als Hieronymus dargestellt wurde, als Kirchenvater in der Klausur, mit der Bibel vor Augen und dem Löwen zu Füßen. So malte Dürer den Erasmus von Rotterdam und eben Cranach

den Fürstbischof Albrecht. Er hängte dem mächtigen Dreifachbischof und einem von nur zwei deutschen Kardinälen jener Zeit artig einen roten Kurienhut in die Szene. Zu Luthers Hochzeit übrigens ließ Albrecht eine ›Morgengabe‹ überbringen. Der Führer der Reformation, der verlangte, Albrecht solle seinerseits heiraten, wollte sie ablehnen. Die Führerin seines Haushaltes wusste das zu verhindern. Wenn Cranach Großaufträge

von Albrecht annimmt, wird sie gedacht haben, werden wir doch das kleine Hochzeitsgeschenk behalten dürfen.

Albrechts Aufträge für Cranach waren wirklich groß, so groß, dass sie von keinem anderen Auftrag der Epoche übertroffen wurden. Für Albrechts neues Stift in Halle hatte die Wittenberger Werkstatt 142 Gemälde zu liefern. Für die Berliner Stiftskirche des ebenfalls

altkirchlichen
brandenburgischen Kurfürsten
Joachim II. stellte die Cranach-
Werkstatt noch 1537/38
insgesamt 117 Gemälde fertig.

Cranach malte alles und ließ
in seiner Werkstatt alles malen:
katholische Auftragsheilige,
evangelische Fürsten,
katholische Würdenträger,
evangelische Reformatoren,
katholische Würdenträger in
der Rolle von Heiligen,
evangelische Fürsten in der
Rolle von Reformatoren. Bei

Bildern für katholische Auftraggeber wie Albrecht von Brandenburg malte er die Heiligenscheine dazu, bei evangelischen Bildern ließ er sie weg. Auch bei seinem vorreformatorischen Gruppenbild der vierzehn Nothelfer fehlen die Gloriolen.

Nothelfer

Unter den vierzehn Nothelfern sind die Frauen so unterrepräsentiert wie in den Vorständen der dreißig DAX-Konzerne. Es gibt nur St. Barbara, St. Katharina und St. Margareta. Barbara ist die Bewahrerin der Sturmglocken, Helferin der Bauleute und Architekten, Beschützerin der

Landsknechte und Patronin der Bergleute. Schneidet man an ihrem Gedenktag, dem 4. Dezember, einen Kirschzweig vom Baum, blüht er an Weihnachten auf. Die heilige Katharina behütet Mädchen, Jung- und Ehefrauen und merkwürdigerweise auch die Gelehrten. St. Margareta steht den Gebärenden bei und war bei Frauen in ›Kindsnöten‹ außerordentlich beliebt. Luther mochte die Heilige gerade deshalb ganz besonders nicht.

Hinweis

Auf Cranachs Gruppenbild um 1507 fehlt Katharina. Statt ihrer schaut der römische Söldner Mauritius grimmig unter einem hochgeklappten Visier hervor. Drei weitere Geharnischte drängen sich in seiner Ecke: Eustachius, Achatius und Georg, der Drachentöter. Wie Cranachs Gruppenbild mit nur zwei Damen zeigt, gab es bei der Zusammensetzung der vierzehn regionale

Unterschiede. Aber überall gehörte zum Kernbestand des Personals der heilige Christopherus, der auch im Cranachbild im Mittelpunkt steht, das Jesuskind auf der Schulter. Der Legende nach trug er es über den Fluss, während das Kindlein dabei schwer wie die Welt wurde. Er ist gewissermaßen der christliche Atlas und bis zum heutigen Tag überaus beliebt. Selbst an Autokonsolen sind Plaketten mit seinem Bild

befestigt, zur Sicherheit, trotz Anschnallgurten, Airbags und Navisystemen. Wir lassen Satelliten im Weltraum kreisen, damit sie uns hier unten auf Erden zeigen, wo es langgeht. Aber oben im Himmel einen heiligen Riesenkerl zu haben, der ein Auge auf uns hat, vermittelt doch ein anderes Gefühl von Geborgenheit.

Um wie viel mehr waren die Menschen um 1500 auf die Helfer in der Not angewiesen. Für sie handelte es sich nicht

um religiöse Folklore, sondern
um elementare
Schutzbedürfnisse und um die
tröstende Möglichkeit, sich an
jemanden im Himmel zu
wenden, wenn einem auf Erden
keiner helfen konnte. Dabei
ging es selten um allgemeine
Katastrophen, eher um
Alltagsprobleme und
Körperbeschwerden, denen
man sich allein nicht
gewachsen fühlte.

St. Blasius beispielsweise,
ebenfalls einer der

Volksheiligen, wurde bei vielen körperlichen Leiden im Gebet konsultiert, vom Zahnweh bis zur Pest, bei Blutungen und Blasenleiden. Die Eltern führten ihre Kinder zum Blasiussegen in die Kirche, damit sie keine Gräten verschluckten und kein Halsweh bekamen. Zeitreisende aus katholischen Gegenden erinnern sich vielleicht daran, wie der Pfarrer ihnen als Kind am Blasiustag (3. Februar) zwei

gekreuzte Kerzen vor den Hals hielt und den Segen murmelte:
»Per intercessionem S. Blasii Episcopi et Martyris liberet te Deus a malo gutturis et a quolibet alio malo. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.« – »Durch die Fürsprache des heiligen Bischofs und Märtyrers Blasius befreie und bewahre dich der Herr vor allem Übel des Halses und jedem anderen Übel. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Amen.«

Im Vergleich zu St. Blasius ist St. Pantaleon eher unbekannt. Vielleicht deshalb, weil er der Patron der Ärzte ist, die nicht helfen können, wenn es hart auf hart kommt? Auch Dionysius, Ägidius und Cyriakus gehören nicht zu den Stars in deutschen Gegenden. In Frankreich allerdings gilt Dionysius von Paris (St. Denis) als Nationalheiliger. In der nach ihm benannten gotischen Kathedrale wurden nahezu

tausend Jahre lang die
französischen Könige
beigesetzt, darunter 1547 auch
Franz I., der Gegenspieler
Kaiser Karls V.

Zu den Volksliebblingen
gehörte neben Christopherus
und Blasius auch St. Veit. Der
>Veitstanz<, wie die Anfälle bei
Epilepsie und Tollwut
unterschiedslos genannt
wurden, hat seinen Namen von
ihm. Er kümmerte sich bei
äußeren und inneren
Katastrophen, bewahrte vor

Blitzschlag und Bettnässerei und hatte die Apotheker und Bierbrauer unter seiner Obhut. Vor der großen Entheiligung im Zuge der Reformation behaupteten mehr als tausend Orte in ganz Europa, Reliquien von St. Veit zu besitzen.

Der letzte noch nicht genannte Nothelfer ist der heilige Erasmus, dessen Martyrium darin bestand, dass man ihm die Därme aus dem Leib zog und auf eine Spindel wand. In symbolischer

Folgerichtigkeit soll er bei
Bauchschmerzen helfen. Er
war der Hauspatron der
Hohenzollern und mithin der
Brandenburger Fürsten.
Kardinal Albrecht von
Brandenburg ist auf einem
Gemälde aus der Cranach-
Werkstatt als Erasmus
dargestellt, mit der
Eingeweidespindel in der Hand
als Erkennungszeichen. Der
Kardinal besaß Reliquien des
Heiligen und gliederte sie
seiner großen Sammlung in

Halle ein.

In der Reliquiensammlung Friedrichs von Sachsen wiederum befanden sich Partikel des heiligen Rochus, der zwar nicht zu den traditionellen Nothelfern gehörte, aber im ausgehenden 15. Jahrhundert als Schutzheiliger gegen die Pest immer beliebter wurde. Der Leichnam des Heiligen wurde in Venedig verehrt. Ein Vertreter der Nürnberger Handelsdynastie Imhoff

>importierte< den Schutzheiligen in den 1480er-Jahren nach Nürnberg, wo ihm die Familie in der St. Lorenzkirche einen Altar errichten ließ. Er ist dort noch heute im rechten Seitenschiff zu sehen. Der Heilige zeigt Bein, genauer gesagt: die Vorderseite des Oberschenkels mit einer Pestbeule. Ein neben ihm aufgepflanzter Engel verspricht Rettung.

Wenn in einer Stadt die Pest

Hinweis wütet, die Universität

ausgelagert ist, die
Honoratioren geflohen sind
und unter den
zurückbleibenden Einwohnern
niemand mehr die Toten
bestatten will, ist es
verständlich, dass panisch
hilflose Menschen in ihrer Not
nach Zuflucht, Trost und
Hoffnung bei Heiligen suchen,
mögen diese Heiligen für uns
auch nichts weiter sein als
Kunstwerke. Würden wir durch
die Straßen einer
pestverseuchten Stadt irren

und sehen (und riechen), wie ein ›pestilenzialischer‹ Kranker unter einem Torbogen hervorwankt, weil ihn die Hunde des Hausbesitzers von dort vertrieben haben, käme uns wohl auch ein Stoßgebet über die Lippen: »Sante Anthonis bit. S. Sebastianus, bit vur. Sente Martinus bit. Sente Micasius bit. Sent Rochus bit«, wie es in einer Litanei heißt. »Wer diese namen alle dage lyst und by eme draget«, also auf Zettel geschrieben bei sich

trägt, der soll behütet sein »vor der pestilencien«.

Luther predigte gegen die an Heilige adressierten Gebete an, aber er musste auch dagegen anpredigen, dass beim Ausbruch der Pest alle, die es sich leisten konnten, die Stadt verließen. Er selbst blieb bei den Ausbrüchen 1527 und 1535 in Wittenberg, sorgte aber dafür, dass der zarte Melanchthon, dessen Kopf der Reformation auf keinen Fall verloren gehen durfte, seinen

Körper während der Epidemien bei der nach Jena verlegten Universität in Sicherheit brachte. Hinweis

Luthers Schutzherr, der ohnehin gern in die Nähe von Jena zu einer Nothelferkirche mit vierzehn Nothelferaltären reiste (der heutige Jenaer Stadtteil heißt immer noch Vierzehnheiligen), verließ sich ebenfalls nicht auf die Rochus-Reliquie in seinem Wittenberger Heiltum, obwohl er 1521 über einen Agenten in

Venedig das dubiose Rochus-Partikelchen durch ein veritables Knochenstück vom Rückgrat ergänzt hatte.

Reliquienglauben

Kostbare und seltene Reliquien, zum Beispiel Splitter von Jesu Dornenkrone, verlangten nach selten kostbaren Reliquiaren, aus Gold geschmiedet, mit Juwelen besetzt. Diese Schaustücke waren Bestandteile der heiligen Statussymbole, selbst aber nicht heilig. Wenn in

einem langen Krieg die
Schatztruhen leer wurden,
scheute man sich nicht, die
Goldgefäße einzuschmelzen
und die Edelsteine zu Geld zu
machen. Insofern waren die
Heiltümer doppeltes
Anlagevermögen: materiell fürs
Diesseits, ideell fürs Jenseits. In
der altkirchlichen Frömmigkeit
schien das eine mit dem
anderen nicht in Widerspruch
zu geraten, wie überhaupt
fürstliches Prunken mit
sakraler Kunst echte

persönliche Frömmigkeit nicht ausschloss, so nahe uns Modernen der Verdacht liegen mag, diese Frömmigkeit sei doch nur Fassade gewesen. In diesem Misstrauen sind wir Heutigen alle Protestanten, auch diejenigen, die das Finanzamt als Katholiken führt. Der eigene Glaube an den der anderen, besonders wenn sie reich und mächtig sind, ist uns abhandengekommen. Das soll nicht beklagt, nur konstatiert werden, um hervorzuheben,

dass die Überzeugung von der Frömmigkeit der Herren, die mit ihrem Glauben prunken, vor der Reformation etwas Selbstverständliches war.

Vielleicht lässt sich das nachempfinden, wenn man in Aschaffenburg den Reliquienkalender Albrechts von Brandenburg besichtigt. Es handelt sich um eine Art Buch mit umschlagbaren ›Blättern‹ aus Holz, wobei jede Seite in zweimal dreißig Samtkästchen unterteilt ist. Insgesamt hat der

Reliquienkalender 365
Kästchen. Jedes von ihnen trägt
den Namen eines
Tagesheiligen, vom 1. Januar
bis zum 31. Dezember.
Albrechts frommer (und
insgesamt recht erfolgreicher)
Ehrgeiz bestand darin, für alle
Kästchen passende Reliquien
zu sammeln. Sollte diese
Frömmigkeit nur vorgespielt
gewesen sein, dann spielte
Albrecht sie sich selbst vor.

Neben dem
Reliquienkalender und

weiteren Schaustücken hat Albrecht in Aschaffenburg eine Leiche im Sarg. Der Sarg hat gläserne Seitenfenster, und die Leiche ist aus Holz. Allerdings nicht ganz. Die Holzknochen der Oberarme beispielsweise enthalten Vertiefungen, in die echte Knochenteile eingesetzt sind, und zwar Knochen von einigen der 11 000 Jungfrauen aus dem Märtyrergefolge der heiligen Ursula. Die ›Authentizität‹ der einzelnen Knochensplitter mag uns

fragwürdig und das Intarsienskelett im Ganzen als Skurrilität erscheinen. Für Albrecht und seine Zeitgenossen handelte es sich um eine sakrale Kostbarkeit.

So wenig anzuzweifeln wie die persönliche Reliquiengläubigkeit Albrechts ist die von Luthers Schirmherrn Friedrich. Der Glaube des Kurfürsten und sein Fegefeuerfeilschen mit Rom schlossen einander nicht aus, bedingten sich eher

wechselseitig. Er bemühte sich, den Ablasswert seiner Sammlung nach oben zu treiben. 1503 hatte ein päpstlicher Abgesandter die Regelung überbracht, dass alle Menschen, die an feierlichen Schausstellungen in Wittenberg teilnahmen, für jede dabei gezeigte Reliquie einhundert Tage Nachlass von der Fegefeuerzeit erhalten sollten. Durch Verhandlungen mit Rom, die nicht nur mit salbungsvollen Worten,

sondern auch mit dem Salben von Händen geführt wurden, wollte Friedrich den Ablasswert von hundert Tagen auf dreißig Jahre pro gezeigter Reliquie steigern. Rom gab sich erst unbestechlich, reagierte dann aber großzügig auf gewisse Großzügigkeiten und erhöhte den Gnadenwert des Wittenberger Heiltums sogar auf hundert Jahre pro Reliquie.

Diese Erhöhung des Gnadenwerts erfolgte 1518, im Folgejahr nach der

Veröffentlichung von Luthers Ablassthesen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Friedrich sein Heiltum von ursprünglich rund 5000 Partikeln auf über 17000 erweitert. Schon zwei Jahre später waren es über 19000. Der sächsische Kurfürst schränkte also nach der Veröffentlichung von Luthers Thesen das Ankaufen von Reliquien nicht etwa ein oder stellte es gar völlig ab, er weitete es im Gegenteil noch aus. Die Heiltumsweisung im

Jahr 1520 brachte nach
Spalatins Berechnung 1902202
Jahre und 270 Tage Ablass
Hinweis .

Die Schau fand nicht in der
Kirche statt, sondern von
einem Holzgerüst aus, das man
vor der Kirche errichtet und
mit Teppichen verhängt hatte.
Die Stiftsherren trugen die
Reliquien nach ›Sachgruppen‹
geordnet (heilige Jungfrauen,
heilige Märtyrer) aufs
Schaugerüst und zeigten sie
vor, während Erläuterungen

verlesen wurden. Die für 1522 geplante Heiltumsweisung entfiel allerdings, sie hätte nicht gepasst zu Friedrichs Einsatz für Luther. Auch in den Folgejahren kam es zu keiner Weisung mehr, und 1526 wurde das Gold der Reliquiare in der kurfürstlichen Münze eingeschmolzen, einzelne Reliquien an Albrecht von Brandenburg verkauft.

Dessen Reliquiensammlung in Halle hatte den sagenhaften Ablasszeitwert von 39960872

Jahren und 222 Tagen. Die letzte Weisung erfolgte 1521, danach konnte dergleichen nicht mehr gewagt werden im von der Reformation ergriffenen Halle. Knapp zwanzig Jahre später kehrte der Kardinal der Stadt auf eine Weise den Rücken, die einer Flucht gleichkam. Er ließ Reliquien und Kunstwerke nach Aschaffenburg bringen und rief als erster deutscher Fürst Vertreter des jungen Jesuitenordens ins Land.

Zu den Kostbarkeiten, an die vielleicht selbst Albrecht nicht recht geglaubt haben mag, trotz seines Reliquienkalenders, gehörten ein paar Bröckelchen Erde, aus der Adam erschaffen wurde, und ein paar Tröpfchen Muttermilch der Jungfrau Maria. Es ist schwer, auseinanderzuhalten, woran die Menschen wirklich glaubten, woran sie zu glauben glaubten und woran sie zu glauben vorgaben. Sie wussten

es wohl selbst nicht so genau – und wollten es vielleicht auch nicht so genau wissen. Glaubte Kaiser Maximilien an den Heiligen Rock, den er 1512 in Trier ausstellen ließ? Stand in Nürnberg wirklich die Lanze, mit der ein römischer Soldat dem am Kreuz hängenden Jesus von unten ins Herz gestochen hatte? Stammten die an so vielen Orten gezeigten Holzsplitter alle vom Kreuz Jesu? Nur Humanisten wie Erasmus von Rotterdam

rechneten nach: »[W]enn man alle Splitter auf einen Haufen zusammenbrächte«, könnte damit »ein Lastschiff vollgeladen werden«.

War man in Bamberg überzeugt davon, dass der in zwei Krügen aufbewahrte Wein von den insgesamt sechs Krügen übrig geblieben war, den Jesus auf der Hochzeit zu Kanaa aus Wasser verwandelt hatte? Und warum sollte es so viel schwerer sein, an die Echtheit des Weins zu glauben

als an die Wahrheit der (nur)
im Johannesevangelium
erzählten Geschichte? »Es
waren aber allda«, verdeutscht
Luther, »sechs steinern
Wasserkrüge gesetzt nach der
weise der Jüdischen
reinigung«. Bis auf das
irreführende ›Krüge‹ ist Luther
genau: Es handelte sich um fest
gemauerte Wasserbecken,
nicht um transportable Krüge.
Die beiden aus Bamberg
können also, historisch
gesehen, gar nicht aus Kanaa

stammen. Aber das
›historische‹ Argumentieren ist
selbst historisch und wurde von
›der Geistesgeschichte‹ erst
später hervorgebracht. Auf
gläubige Menschen der
Lutherzeit hätte es
erbsenzählerisch gewirkt oder
Kreuzsplitter zählend. Erasmus
machte sich zwar über die in
aller Welt verstreuten Splitter
lustig, aber dass es Gottes
Sohn war, der »sein Kreuz auf
seinen Schultern getragen«
hat, und nicht bloß ein

jüdischer Wanderprediger,
stand auch für ihn außer Frage
- wie für alle Christen bis zum
heutigen Tag.

Für die Mehrheit der Leute
waren Wunderzweifel
humanistische
Spitzfindigkeiten, die der
alltagspraktischen
Frömmigkeit im Wege standen.
Im thüringischen Zehma
beispielsweise, in dem es nicht
einmal eine Kirche gab, aber
immerhin ein hölzernes
Badehäuschen, stellte man

1502 in dieses Badehaus eine ebenfalls hölzerne Statue der heiligen Anna, Mutter der Muttergottes. Die Statue erwies sich als wundertätig, der Zulauf nahm zu (das Dorfeinkommen auch), und die Honoratioren beschlossen, das Badehäuschen ohne Weihe zur Kapelle umzuwidmen. Von den Opfergrotschen der Besucher bekam der im Nachbarort angeheuerte Pfarrer das Honorar für eine wöchentlih zu lesende Messe. Als das

Gnadenbild seine Wundertaten einstellte (oder die Menschen aufhörten, daran zu glauben), waren die Leute von Zehma so vernünftig, die Kapelle wieder in ein Badehaus zu verwandeln.

Die Bauern von Zehma hatten eine Statue von St. Anna, der Kurfürst von Sachsen besaß von ihr einen Daumen. Er hatte ihn 1493 von einer Pilgerfahrt ins Heilige Land mitgebracht. Ein Haar von Annas Tochter wiederum befand sich im Kloster

Marienthron in Nimbschen, aus dem Katharina von Bora zwanzig Jahre später flüchtete.

Milch aus der Muttergottesbrust

Luther wollte von
Jungfrauenhaaren in
Klosteraltären und auf
Flaschen gezogener
Marienmilch nichts wissen. Von
den Marientropfen gab es in
der europäischen Christenheit
so viele, dass Calvin in seiner
Abhandlung über die Reliquien

von 1543 höhnen konnte,
»selbst wenn die Jungfrau eine
Kuh gewesen wäre und wenn
sie ihr ganzes Leben lang eine
Amme gewesen wäre, so hätte
sie doch kaum eine derartige
Menge hervorbringen können«.

Luther fand auch keinen
Gefallen an Rosenkränzen und
schon gar nicht an den viel
gezeigten Brüsten der
Muttergottes, wie er
ausdrücklich bekräftigte: »ich
mag Mariens Brüste noch
Milch nicht; denn sie hat mich

nicht erlöst, noch selig gemacht!«

Die Vorstellung, die Milch aus Mariens Brust und das Blut aus dem Herzen Jesu könnten sich in einem Messkelch vermischen, stieß Luther ab, so beliebt das Motiv auf Gemälden und Holzschnitten bei den Gläubigen war. Auf dem Holzschnitt »Der zielen troost« (»Der Seelen Trost«) von 1509 gießt ein Engel einen solchermaßen gefüllten Kelch zur Linderung ins Fegefeuer.

Ein Stich von Hans Holbein dem Jüngeren von 1521 demonstriert ebenfalls, wie Muttermilch und Sohnesblut den Zorn von Gottvater besänftigen. Auf anderen Darstellungen zeigt Maria ihrem Sohn den Busen, der ihn genährt hat, um ihn zum Mitleid mit den Sündern zu bewegen. Hinweis

Dieser Volksfrömmigkeit, die etwas von bauernschlauer Hilfe zur Selbsthilfe hatte, widerspricht Luther ebenso wie

dem Bilderbeschwören, dem Rosenkranzbeten und überhaupt dem Glauben, »man müsse die Heiligen als Nothelfer und die Jungfrau Maria zur Mittlerin haben und sie als Mutter des Herrn anrufen, daß sie dem Sohn ihre Brüste zeige, und er uns gnädig würde und seinen Zorn fallen lasse. Nein, es ist nicht mit Brüsten auszurichten, etwas anderes muß es tun!« Aber was? Und hieß es nicht im Lukasevangelium: »Selig ist

der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast«? Aber das ruft ein »weib im volck«. Und Jesus antwortet: »JA SELIG SIND DIE DAS WORT GOTTES HÖREN UND BEWAHREN.« Die Großbuchstaben stehen bei Luther. Die Schrift sollte die Stimme aus dem Volk übertönen. Außerdem vergaß Luther nicht, dass die römische Kirche sich als die Mutter der Gläubigen und ihre Lehre als die Milch des Glaubens

dargestellt hatte.

Aber die Menschen quälten sich mit Alltagssorgen, nicht mit Theologenproblemen, und sie hatten Angst vor ihrem Herrgott im Himmel wie vor ihrem Herrn auf der Erde. Beim Versuch, sich irdischem wie heiligem Zorn zu entziehen, fand man Zuflucht bei der Gottesmutter, die sich ohne Furcht und Zittern verehren ließ. In einem beliebten Marienlied hieß es: »Dich frau vom himmel ruf ich

an / in diesen großen nöten mein
/ gen gott ich mich verschuldet
han, / sprich daß ich sei der
diener dein; / gen deinem kind,
Maria, wend sein zorn von mir!
/ tröstlich zuflucht hab ich zu
dir«. Dieses Bedürfnis nach
Zuflucht, Trost und Hilfe wurde
von Luther verstanden, aber
deshalb umso nachdrücklicher
bekämpft. »Es ist mir selber
aus der Maßen saur worden«,
bekannte er im *Sendbrief vom
Dolmetschen*, »mich von den
Heiligen loszureißen, denn ich

über alle Maßen tief drinnen gesteckt und ertrunken gewesen bin.«

Erasmus kannte solche Anfechtungen nicht. Bei dem humanistischen Feingeist ging es spöttisch ums wirkliche Ertrinken, wenn Maria zur Retterin werden konnte wie im Dialog *Schiffbruch*: Es »riß einer eine hölzerne Statue der jungfräulichen Mutter Gottes los, die schon ganz morsch und von Spitzmäusen durchlöchert war, umschlang sie und begann

damit zu schwimmen«. An
anderer Stelle fingiert Erasmus
einen Brief, von Maria ihrem
Sekretärsengel diktiert. Darin
beklagt sich die Muttergottes
über das unaufhörliche Bitten
und Flehen, mit dem sie
belästigt wird, vom beutenden
Landsknecht zum
Großkaufmann, von der
Kupplerin zur schwangeren
Ehefrau, von Bauern,
Philosophen und Priestern.
»Schlage ich etwas ab, so bin
ich gleich grausam. Verweise

ich sie an meinen Sohn,
bekomme ich zu hören: ›Alles
was du willst, will auch er.‹ So
soll ich als Mutter und Jungfrau
ganz allein sorgen für Seeleute,
Krieger und Kaufleute, für
Glücksspieler, Heiratswillige
und Gebärende, für Fürsten,
Könige und Bauern?«

Das ist jedoch nicht das Ende
der Beschwerden. Der
Marienbrief aus dem
Engelsekretariat ist schließlich
mit 1524 datiert und
beschreibt, wie mit dem

Aufstieg der Reformation ein Niedergang der Geschäfte verbunden ist: »Einst war ich in Edelsteine und Gold gekleidet [...] jetzt bedeckt mich kaum ein halbiertes Mäntelchen.« Außerdem trachte man danach, »was nur irgendwo an Heiligen vorhanden ist, aus den Gotteshäusern zu verjagen«. Und dann erinnert sie trotzig daran, dass man sie nicht aus den Kirchen werfen könne, es sei denn, man würfe ihren Sohn mit hinaus.

Wenige Jahre zuvor war es zur letzten großen Marienwallfahrt gekommen. Das Gnadenbild der »Schönen Maria« von Regensburg galt seit 1519 als wundertätig, nachdem ein Handwerker bei Bauarbeiten unter Schutt begraben wurde, am nächsten Tag jedoch wieder auf der Baustelle erschien. Das Wunder sei der Muttergottes zu verdanken, hieß es im Volk, und so wurde es vom Domprediger Balthasar

Hubmaier verkündet. Man errichtete einen Altar, stellte eine Statue auf und baute eine Kapelle - aus Holz wie die der Bauern von Zehma, nur mit noch mehr Anziehungskraft: »In den ersten drei Jahren seit Gründung der Kapelle«, staunt der Verfasser einer zeitgenössischen Chronik, »wurden 25374 Messen gelesen. Ganze Kirchspiele hatten sich vereinigt und kamen 10, 20 und mehr Meilen weit her, um der schönen

Mutter Gottes zu opfern und sich ihrer Fürbitte zu empfehlen. Wenn ein solcher Wallfahrtszug nächtlicher Weile mit Sang und Klang durch die Dörfer zog, so sprangen die Weiber auf und schlossen sich nicht selten im bloßen Nachtgewande demselben an.«

Für die Regensburger Ratsherren hatte diese fromme Hysterie eine durchaus praktische Seite. Sie fällt ins Auge, wenn wir Zeitreisende an

der Baustelle vorbeischaun,
auf der dem Handwerker erst
der Unfall passierte und dann
das Wunder widerfuhr.
Überrascht stellen wir fest,
dass dort nicht etwa gebaut,
sondern abgerissen wurde.
Man zerstörte die Häuser des
Judenviertels, für dessen
Grundstücke sich die reichen
Regensburger interessierten.
Sie nutzten die Zeit zwischen
dem Tod Kaiser Maximilians,
der die Juden von Regensburg
gegen Übergriffe der Stadt

geschützt hatte, und der Etablierung seines Nachfolgers Karl, um die Juden zu vertreiben und sich die begehrten Grundstücke anzueignen.

Etwas Ähnliches war den Nürnberger Juden 1499 widerfahren, damals mit offiziell eingeholter Erlaubnis Maximilians. Auch dabei ging es nur vordergründig um den Glauben. Man warf den Juden vor, sich schneller zu vermehren als die übrige

Bevölkerung und außerdem mit ihrem ›Wucher‹ Unglück und Not über die Einwohner zu bringen. Wer hätte die Juden von Nürnberg verteidigen sollen, nachdem Maximilian sie preisgegeben hatte? Etwa die Leute, die bei ihnen verschuldet waren und mit den Juden auch die Schulden loswurden? Oder die Herren der Stadt, die schon die Hände nach den Häusern und Grundstücken der Vertriebenen ausstreckten?

Oder der Humanist Willibald Pirckheimer, der mit der ordnungsgemäßen Abwicklung der Vertreibung beauftragt war? Viele der Nürnberger Juden zogen nach Frankfurt am Main, und in der Folge kam es zum Aufblühen der Frankfurter Gemeinde zur größten jüdischen Gemeinde im Reich.

Bei der vom Regensburger Stadtrat beschlossenen Operation tat sich besonders der Domprediger hervor, dem die Juden von Regensburg so

verhasst waren wie Luther die
in Sachsen. Hubmaier
erkannte, dass sich mit dem
Wunder der »Schönen Maria«
der Bruch des Reichsrechts
überspielen und die
Vertreibung der Juden als
gottgewollt darstellen ließ. Das
›schön‹ der Maria bezieht sich
dabei nicht auf ihr
madonnenhaftes Aussehen,
sondern auf ihre ›Reinheit‹. In
vielen Städten wurden nach
Pogromen über den zerstörten
Synagogen Marienkirchen

errichtet, um den verhassten Ort mit einem der Muttergottes gewidmeten Bau zu ›reinigen‹.

Die Wallfahrtsfahne, die über der Kapelle wehte, war ein Werk des Malers Albrecht Altdorfer, der zu dieser Zeit dem Stadtrat angehörte. Vor dem Abbruch des Judenviertels dokumentierte er es zeichnerisch, nach dem Abbruch malte er eine »Schöne Maria« und verkaufte nach ihr gefertigte Holzschnitte unter der Wallfahrtsfahne.

Balthasar Hubmaier war eine dieser hin- und hergeworfenen Gestalten, wie sie die Jahrzehnte um 1500 so häufig hervorbrachten. Der bei Luthers Feind Johannes Eck in Ingolstadt studierte Theologe und eigentliche Erfinder der »Schönen Maria« wurde später zum Bilderstürmer à la Karlstadt, sympathisierte danach eine Weile mit Zwingli, bekannte sich schließlich zum Täuferium und wurde 1528 in Wien auf dem Scheiterhaufen

verbrannt.

Trost und Gesang

Das Volk hing an der Marienverehrung, und dementsprechend beliebt waren überall die Marienlieder. Luther indessen waren Marienlied und Marienlob so wenig geheimer wie generell die Heiligenverehrung. Ihm kam es auf die Unmittelbarkeit der Beziehung zwischen Gott und

den Gläubigen an. Das Lob Gottes jedoch gehörte für ihn zu einem religiös geordneten Alltag, ebenso der Trost durch Gottes Wort. Das Gebet sollte nicht bloß intime Zwiesprache sein zwischen Geschöpf und Schöpfer, sondern sich in der Gemeinschaft äußern. Dem Menschen sei »vor andern Creaturen die Stimme mit der Rede gegeben, dass er sollte können und wissen, Gott mit Gesängen und Worten zugleich zu loben.« Singen sorgt für

Seelenfrieden und macht die Herzen fröhlich. Es ist »eine feine, edle Kunst und Übung. Singen hat nichts mit der Welt und nichts mit der Streitsucht zu tun.«

Ganz so war es allerdings doch nicht. Eine Erfurter Sammlung von 1524, deren Lieder vor allem bei dem ungenannt bleibenden Luther »geborgt« waren, polterte im Vorwort gegen den altkirchlichen Gesang, dass bisher des »teuffels Corales [...]

mit undeutlichem geschrey
gebrullt haben und noch yn
Stifft kirchen und klostern
brullen, wie die Walt esel zu
eynem tauben Gott«. Bei
Luther selbst bekommt die
eifrig beredete Fröhlichkeit
etwas Erzwungenes durch den
drohenden Unterton, mit dem
sie eingefordert wird: Wer an
die Gnade seiner Erlösung »mit
ernst gleubet, der kans nicht
lassen, er mus fröhlich und mit
lust davon singen und sagen,
dass es andere auch hören und

herzu komen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein zeichen, dass ers nicht gleubet«. Wenn man möchte, dass die anderen glauben, dass man selbst glaubt, tut man gut daran, die anderen das auch glauben zu machen: Man tut den Mund auf und singt mit.

Im Jahr der Veröffentlichung der Erfurter Sammlung war in Wittenberg das *Geystliches gesangk* *Buchleyn* herausgekommen, heute

manchmal etikettiert als ›erstes evangelisches Gesangbuch‹. Das war es trotz seines Titels nicht, wenn man unsere Vorstellung von einem ›Gesangbuch‹ als thematisch geordnete Liedersammlung für die Gemeinde damit verbindet. Das *gesankt Buchleyn* von 1524 brachte seine 38 Lieder ungeordnet. Es war nicht für die einfachen Gläubigen bestimmt, von denen die meisten es ohnehin weder hätten bezahlen noch benutzen

können, sondern für Chorsänger und Kantoren. Das erste eigentliche evangelische Gemeindegesangbuch erschien fünf Jahre später, allerdings in so geringer Zahl, dass sich von den beiden Auflagen des Jahres 1529 kein einziges Exemplar erhalten hat.

Luther spielte die Laute, damals das wichtigste Instrument der musikalischen Kultur, die weltliche eingeschlossen, und blies wohl auch ein wenig Querflöte. Er

war der Impulsgeber der evangelischen Musik, besonders des Kirchenliedes, aber als der professionelle Chorleiter Gottes ist Johannes Walter **Hinweis** anzusehen, der Hofkapellmeister der sächsischen Kurfürsten in Torgau. Auf seine komponierende, leitende und lehrende Arbeit geht das evangelische Kirchenlied in seiner Besonderheit zurück, die darin besteht, dass es zur schwingenden Membran der

Gemeinde geworden und über all die Jahrhunderte geblieben ist. Diese Membran schuf Zusammenhalt und Geborgenheit. Zugleich sollte sie klingende Wand sein zwischen der äußeren Welt und dem auf Gott orientierten Innersten der gläubigen Seele. Vom Einüben der frommen Gesänge erhoffte sich Luther für die Jugend, dass sie »etwas hätte, damit sie die Buhllieder und fleischlichen Gesänge loswürde«. Als ließen sich die

Triebe Adams und Evas ohne Weiteres wegsingen.

Die wichtigste Voraussetzung für die Annahme des neuen Liedguts im Volk waren die deutschen Texte. Nun summete und brummte die Gemeinde nicht mehr un- oder bloß halb verstandene lateinische Sätze nach, sondern konnte fühlen, wovon die Rede war, und deshalb Seele ins Singen legen. Dieser Vorteil blieb von den katholischen Verteidigern der alten Kirche nicht unbemerkt.

1537 veröffentlichte der Dominikaner Michael Vehe ein mit Noten versehenes deutsches *Gesangbüchlin Geystlicher Lieder für alle Guten Christen nach der Ordnung Christlicher Kirchen*. Bei seiner Strophenerweiterung des altüberlieferten Lieds »Nun bitten wir den Heiligen Geist« befand er sich in direkter Konkurrenz zu Luther, der ebenfalls neue Strophen gedichtet hatte.

Dem Großmeister des ›neuen deutschen Liedes‹, Georg Forster, der während seines Wittenberger Medizinstudiums im Hause Luthers verkehrt hatte, war wie seinem ehemaligen Gastgeber die ›sittliche Reinheit‹ der Texte wichtig. Von 1539 bis 1556 gab er in Nürnberg fünfteilig die *Guten alten und neuen deutschen Liedlein* heraus. Bereits im ersten Teil spricht er über »diese ehrliche und liebliche Kunst [...] bey allen

fröhlichkeiten und kurtzweilen
gebreuchlich frische Teutsche
lieder zu singen oder auff den
Instrumenten zu üben, durch
welchs dann vil unnützes
geschwetz, zutrincken und
andre laster verhindert
werden«. Im dritten Teil
wiederholt er diese
Verpflichtung den
»freundlichen
Musicliebhabern« gegenüber,
auch in der Hoffnung, dass dem
»grossen unfletigen sewischen
sauffen und zenckischen

haderlichen spielen bey der gesellschaft zu zeyten mocht geweret werden«.

Forsters Sammlungen gehörten zu den einflussreichsten, waren jedoch nicht die einzigen. Schon Jahrzehnte zuvor hatte Hartmann Schedel, der Kompilator der *Weltchronik*, eine handschriftliche Liedersammlung angelegt. Sie ist heute als musikalisches Zeitdokument von Bedeutung. Für die Menschen der Epoche

indessen waren die Einblattdrucke, die Heftchen mit zwei oder drei Liedern, die Broschüren mit zwei oder drei Dutzend davon und die mehrbändigen Sammlungen wichtig. Die Drucktechnik warf wie im Schriftgut auch im Liedgut die alten Gebrauchs-, die alten Geschäfts- und die alten Gedächtnismodalitäten über den Haufen. Und wie es üblich wurde, Bücher leise und für sich allein zu lesen, konnten nun geschulte Leute die Augen

über ein bedrucktes Blatt gleiten lassen und die Klänge im Kopf hören.

Im Lärm des Lebens spielte eine andere Musik. Und die hing von den Ohren der Zuhörer und vom Ort ihrer Hervorbringung ab. In Wirtsstuben und auf Jahrmärkten wurden Sackpfeifen gedrückt, Trommeln geschlagen und Einhandflöten geblasen. In den Stadthäusern der Bürger schlug man die Laute. An den

Höfen kündigten Trompeten an: Aufgepasst, der Herr tritt auf! Und in den Hofkapellen entwickelte sich an den Streich- und Tasteninstrumenten ein Virtuositentum, das seit den 1520ern mit dem Modischwerden der ›Fantasien‹ das traditionelle regelgerechte Musizieren sprengte und zum ›Aufspielen‹ der musikalischen Persönlichkeit führte, zu einer neuen erregenden Eloquenz in

der Darbietung wie zur
mitunter aufregenden
Kapriziösität der Darbietenden.

In den Kirchen wiederum
hallten die Lieder, und wenn es
eine Orgel gab, was sich in den
meisten Land- und ärmeren
Stadtkirchen keineswegs von
selbst verstand, stiegen in
Schwaden die Choräle auf.
Dabei harmonierten
Orgelpfeifen und
Menschenstimmen eher selten.
Seit Leute in Kirchen beten
und singen, hadern Priester

und Kantoren mit den schlechten religiösen und musikalischen Gewohnheiten der Laien. Vor allem das unendliche Deehnen der Lieder ist ein geradezu eeehrwürdig zu nennendes Ärgernis. Die Orgel schreitet gravitätisch, aber zügig mit der Melodie voran, und die Gemeinde singt mit Taktverzögerung gemächlich hinterher. Wir schleichen uns zur Empore hoch und sehen dem Organisten auf die Finger

und dann ins Gesicht. Ihm steht auf die Stirn geschrieben, was er denkt: Die da unten werden es nie lernen, nicht in fünfhundert Jahren. Wir wissen, wie recht er hat.

8. Häuslichkeit



*Inventare in Versen – Eine
wunderliche Rechnung –
Im Haushalt der Katharina
von Bora*

Inventare in Versen

Wenn man sich vom
Meistersinger Hans Folz,
seines Zeichens Wundarzt und
Barbier, auf Versfüßen durch
ein Nürnberger Bürgerhaus
führen lässt, bekommt man so
derbe wie unterhaltsame
Eindrücke von dem, was gegen
1500 an Ausstattung zu einer
saturierten Häuslichkeit

gehört. »Zum ersten tzirt man
die stuben gern / Beyd tzu der
nottorfft **Hinweis** und tzu eren /
Darin man nicht geraten kann /
Stul, benck und sidel mus man
han / Tischtuch, tzweheln und
facilet / Gißfas, hantbecken und
kandelbret / Flaschen, kandel
tzu bir und wein / Koepff grueß
und glas tzu schencken eyn /
[...] Loffel, saltz faß, ein fliegen
wedel / Brieff an die wand und
ein laßtzedel / Leuchter
liechtscher und ein liecht digel
/ Ein reysent oer und einen

spiegel«. Größere Spiegel hängen nur in besseren Haushalten und sind dort gewöhnlich hinter Vorhängen verborgen. Möglicherweise liegt das an einer noch ›mittelalterlichen‹ Scheu vor dem bewegten Spiegelbild (nicht dem Porträt). Oder hat es eher damit zu tun, dass in den Haushalten so viele Leute umherlaufen, dass man sich nicht dauernd auch noch selbst begegnen muss?

Weiter in die Küche:

»Dreyfueß, blaßbalgk, bratspis.
rost / Mus man auch haben was
es kost / Ein kesselhengel
ubers feur / Sust wer oft
warmes wasser teur / [...]
Hafen gabeln und ofenkrucken
/ Ofengabeln das fwer tzu
rucken / Haußbesen und ein
besens mher / Do man all nacht
den hert mit ker«. Mit dem
›Dreifuß‹ (auch ›Grapen‹
genannt) ist ein kugelförmiger
Kochbehälter aus Ton oder
Eisen gemeint, der auf drei
Beinen ins Feuer gestellt oder

an seinen beiden Henkeln
darübergehängt werden kann.
Darin wird nahezu alles
gekocht, was es nur zu kochen
gibt. Zu den unverzichtbaren
Utensilien gehören des
Weiteren Hackmesser und -
bretter, Holz- und
Zinnschüsseln. Besonders
wichtig sind Mörser in
verschiedenen Größen, denn es
muss viel zerstoßen,
zerkleinert, zerdrückt werden.

Doch nun »in die
speyßkamern kum / Nach

ändern ding tzu sehen umb /
Die man tzu der narung mus
han / Brot, keß **Hinweis**, saltz
und schmaltz tzu voran /
Allerley fisch, mancherley
fleysch / Und kuchen speis wie
ich die heyß / Von erweyß, reis,
hirs, kern und linßen / Darmit
man stet dem bauch mus
tzinsen«. Außerdem benötigt
man Hafer, Gerste und Weizen,
Kräuter, Knoblauch und
»tzwiffel«, Hühner, Enten,
Gänse und Tauben.

Jetzt »in die schlaffkamer

schleich / Wer dan ein beth hat
semfft und weych / Der rut des
nachts vil dester baß Hinweis /
So yn nith yrt diß oder das / Ein
spanbeth und ein strosack
dreyn / Do off die meuß
außhecken ein / Kueß, polster,
leylach, decklach, deck / Ein
deck beth wo das alles nicht
kleck / Peltzdeck, schalaun und
golter mit / Ein himel darob wu
es ist sitt / Nachtschuch,
nachthauben zimpt auch / Wer
dar an spart der ist ein gauch /
Leuchter, bruntzscherb sint

auch guth / Truhen kinsten
darin man thut / Hemd,
warmes, kittel, peltz und
schauben / Sock, zipffel, baret,
hut und hauben«.

Der weitaus wichtigste
Gegenstand in der
>Schlafkammer< (in
Bürgerhäusern eher als
Gemach ausgestattet denn als
Kammer) war das Bett, genau
genommen die Bettstatt mit
ihren zierenden Um- und
Aufbauten. Sogar in einer
Beschreibung des

Fuggerhauses aus dem Jahr 1531 werden sie hervorgehoben: »Was soll ich von den weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinette des Herrn selbst sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälks als der übrigen Zierraten und der nicht gemeinen Zierlichkeit seines Bettes das allerschönste ist?«

Der von Folz erwähnte ›Himmel‹ über dem Bett

gehörte zur
Standardausstattung des
gehobenen Schlafzimmers.
Und ein Himmelbett brauchte
Eisenstangen, um daran den
schweren und kostbaren Atlas
befestigen und an Querstangen
die umlaufenden Vorhänge
annesteln zu können. Für
Kindbetten (nicht der Kinder,
sondern der Gebärenden) gab
es spezielle Vorhänge, wie der
in einem Nürnberger Inventar
von 1538 erwähnte »schwarze
Kindbettfürhang mit 2

Eisenstengelein«. Dieser Vorhang lief nicht um das ganze frei stehende Bett, sondern wurde als paraventähnliches Sichthindernis zwischen Bett und Tür aufgebaut. Die Frau in Wehen war dadurch vor den Blicken des eintretenden Mannes geschützt, der Mann aber auch vor dem erschütternden Anblick der gebärenden Frau.

Was Zeitreisende unter dem Himmel eines Bettes um 1500

vorfinden, dürfte für viele die Hölle sein. Der Strohsack war nicht etwa bloß Knechts- oder Mägdehave, sondern gewöhnlicher Bestandteil nahezu jeder Schlafstelle. Auch Patrizierfräulein wussten nicht, wie sie sich sonst hätten betten sollen. In saturierten Haushalten waren die Strohsäcke gern umsäumt (häufig blau) oder verbrämt. In die ›Kinderbettlein‹ kam entsprechend ein ›Spreusäcklein‹.

Die Strohsäcke lagen auf
gezimmerten Gestellen oder
auf Spannbetten aus Gurten
oder Seilen. Die Strohsäcke
waren, mitunter in mehreren
Lagen, bedeckt mit
Unterbetten, Leinenlaken und
Kissen (Fußkissen,
Lendenkissen, Bauchkissen,
Kopfkissen). Die eigentlichen
Bettdecken konnten aus Wolle
sein, aus Pelz, Leder und Seide,
oder – in seltenen Fällen – aus
rechteckigen kissenartigen
Bezügen, gefüllt mit

Flaumfedern.

Die Ausstattung der Schlafstätten kann übertragen werden auf die ›Faulbettlein‹, deren Verschwinden der Herr einer von den Bauern geplünderten Burg beklagte

Hinweis. Eigentlich waren die Faulbetten Ruheplätze für tagsüber, zum Beispiel in Gelehrtenstuben, und erfüllten die Funktion des Sofas, dem sich der Autor dieses Buches zum Schläfchen zwischen die Lederarme wirft, wenn der

Kopf schwer wird von Gedanken. In manchen Haushalten dürfte sich aber der Unterschied zwischen dem Faulbett (ohne Himmel) und dem Schlafbett (mit Himmel) verwischt haben, sowohl was die Möbel betrifft als auch den Wortgebrauch. So wurde alles zum Faulbettlein, worin sich schön faul sein ließ, gleich ob bei Tageslicht oder im Nachtdunkel.

Um wieder munter zu werden, folgen wir unserem

Haushaltscicerone Folz in die
Badestube: »Darnach was als
ghort yns badt / Ein krugk mit
lawen **Hinweis** ist nith schad /
Badsack, badschwam, ein heris
tuch / Welchs man darff das
man es her such«. Zum Schluss
geht es in den Keller zum
Anstoßen: »Vort ich mich in
den keller mach / Ob nit ein
truncklein folge hernach / Im
keller darff man manch zu
bueß **Hinweis** / Wein, byer, kraut,
ruben, opffel, nuß / Birn,
qwitten, kesten meßpeln gleich

/ Nach dem eyner arm ist oder reych«.

Gut zwei Generationen später, als Hans Sachs »ains tags zu dische sas« und mit dem »gesind das fruemal as«, stürmte ein junger Mann herein und erbat sich den Meisterschuster zum Trauzeugen. Darin besteht die Eröffnungsszene von dessen Gedicht *Der gantz Hawßrat*. Zunächst warnt Sachs den Bräutigam ganz allgemein vor einer übereilten Ehe. Der

verliebte Hitzkopf entgegnet,
»wen man zwo schüeßel hat /
Und ainen löffel oder drey / Ein
Hafen oder vir darpey«, würde
man sich schon vertragen im
gemeinsamen Haushalt. Da legt
Hans Sachs los – »ich wil dirs
anders sagen« – und zählt auf:
»Erstlich in der stueben
gedenck / Muest haben disch,
sessel, stuel und penck /
Panckpolster, kües, und ein
faulpet / gießkalter und ein
kandel pret«. In das
Kandelbrett sind

Einbuchtungen gesägt, in die Kannen gehängt werden können, mit der Öffnung nach unten zum Abtropfen des Wassers. Über die Bankpolster wäre zu sagen, dass sie nicht unbedingt ›sitznotwendig‹ waren. Sie gehörten eher in die repräsentativen Zimmer der Oberschicht, in Zimmer, die Sälen glichen und in denen die Bänke an den Wänden entlang den Raum umvierten.

»Darnach in die Kuechen verfueg / Kessel, pfannen,

hefen und krüeg / Drifus,
pratspies gros und klein / Ein
rost und pretter mus da sein /
Ein wüertz püchs und ain Esich
vas / Mörser und stempel auch
ober das«. Nach den von Sachs
(wie von Folz)
hervorgehobenen Mörsern
folgen Reibeisen, Hackbrett,
Hackmesser, Salzfass und
Senfschüssel, bevor er sich
dem Herd zuwendet: »Ein
degel, plaspalck, offen ror / Ein
offen gabel must haben vor /
Kin, spen und holtz zum fewer

frisch / Ein pessen, strowisch
und flederwisch«. Nachdem er
die übrigen Räume
inventarisiert hat, kommt er
auf das Haus insgesamt zu
sprechen: »So get die lossung
auch daher / Der Hawszinst
lawft dir auch da her«. Zu
guter Letzt erreicht Hans
Sachs sein Ziel: Der junge
Mann, von den prosaischen
Anforderungen ehelichen
Haushaltens in seinem
Gefühlshaushalt deutlich
abgekühlt, will mit dem

Heiraten nun lieber doch noch
etwas warten.

Eine wunderliche Rechnung

Als Folz das
»Haushaltsbüchlein« reimte,
hatte Luther gerade laufen
gelernt. Als Sachs sein Gedicht
datierte, »Anno salutis 1544.
Am 12 tag Decembris«, ging
Luther schon aufs Lebensende
zu. Das Haushaltsinventar
hatte sich unterdessen nicht

wesentlich verändert. Die Dinge alterten langsamer als die Menschen. Heute ist es umgekehrt. Natürlich mussten zerbrochene Krüge ersetzt und verbeulte Pfannen erneuert werden. Aber die Art, wie die Alltagsdinge beschaffen waren und benutzt wurden, blieb über Jahrzehnte die gleiche, trotz des technisch-handwerklichen Fortschritts, den es bei ihrer Herstellung bereits gab. Bedarfsgegenstände wurden angefertigt, noch nicht

produziert, und die Hände, die man sich beim Herstellen und Benutzen schmutzig machte, hinterließen Spuren. Das Benutzen im Haushalt formte die Dinge weiter, auch nachdem sie fertig aus der Werkstatt gekommen waren. Die einzelnen Objekte prägten Eigenarten aus und unterschieden sich weitaus stärker voneinander als heute, aber die Objektgattungen veränderten sich viel weniger, und es kam nur selten vor, dass

bestimmte Arten von
Gebrauchsgegenständen im
Lauf eines Menschen- und
Haushaltslebens als überholt
angesehen wurden.

Diese Hinweise sind nicht
nostalgisch gemeint oder als
Rückprojektion einer uns heute
am Herzen (und auf der Seele)
liegenden ›Nachhaltigkeit‹, die
für die übergroße Mehrheit der
Zeitgenossen Luthers keine
Wahl war, sondern Zwang. Folz
und Sachs bereimten die
Ausstattung Nürnberger

Bürgerhaushalte, Luther hatte es dank der Umtriebigkeit seiner Katharina zu einem der wohlhabendsten Männer Wittenbergs gebracht, wenn auch nicht ganz so reich wie Lucas Cranach. Für eine Hintersassin indessen, die froh war, wenn sie ein (fremdes) Dach über dem Kopf hatte, und die ihren gesamten Besitz in einem Korb auf dem Rücken tragen konnte, war das Zerschlagen eines Kruges eine Katastrophe. Vom Geld, das

man nicht besaß, gar nicht erst zu reden. Es gab Menschen, und keineswegs nur unter den Ärmsten, die kaum wussten, wie sich ein Groschen in der Hand anfühlte, und deren Haushalt nahezu ›bargeldlos‹ funktionieren musste.

Sogar Luther berechnete das Haushaltsgeld, wenn auch selbstironisch in Reimen: »Ich armer man so halt ich haus: / Wo ich mein gelt sol geben aus, / Da durft ichs wol an sieben ort, / Und fleyet mit allweg hie

und dort« – womit der ›arme man‹ sagen will, dass ihm das Geld überall und alleweil zwischen den Händen zerrinnt. Das in meistersängerischer Holprigkeit abgefasste Gedicht steht am Ende der 1542 entstandenen »Wunderlichen Rechnung gehalten zwischen Doktor Martin und Käthen«. In drei Listen erfasste er Lebens- und Haushaltsmittel (von Brot bis Zucker sowie Holz und Kohle), in Anspruch genommene Handwerke

(außerdem Geschenke für
Freunde und Gaben für
Bettler), schließlich
Einrichtungsgegenstände wie
Betten, Töpfe und eine
Holzschubkarre. Dazwischen
schrieb er in einer Art Refrain,
was er tagtäglich zu hören
bekam: Gib Geld! Gib Geld! Gib
Geld!

Im Haushalt der Katharina von Bora

Ein Haushalt ist genug. Als Claus Narr von Torgau einen Bürger um eine seiner drei Töchter zur Ehe bat, ging der gute Mann scherzhaft darauf ein und fragte den Hofnarren, welche er denn haben möchte. Claus meinte, der Vater solle die Töchter fragen, welche ihn

heiraten wolle. Der Bürger antwortete, sie wollten ihn alle drei haben. »Davon erschrack Claus und sprach: Das kan nicht sein, und würde mir auch zu viel, drey Wirtschaftt auszurichten.« Offenbar ging der Narr in seiner Weisheit davon aus, dass jede Frau ihren eigenen Herrschaftsbereich braucht, weil sonst kein Haushalten und kein Aushalten ist.

In einer anderen Narr-Episode wurde er gefragt, was

die beiden Spitzen des
Bischofshutes bedeuten.
Himmel und Erde? Leben und
Tod? Claus antwortete: »Es
seind zwo junge Frauen, eine
die da kochet, die ander, die da
weschet.« Wie Luther die
Hausfrau lobte, war nicht so
närrisch eindeutig zweideutig,
lief aber aufs Gleiche hinaus. In
einer seiner Tischreden kam er
dafür auf die *Sprüche Salomos*
zurück. Auf dem 31. Kapitel der
Sprüche beruhte auch *Der*
Weyber geschafft und *Der*

Weiber Haushaltung, die der Prediger Wolfgang Russ 1533 und 1534 in Wittenberg publiziert hatte.

In diesem 31. Kapitel heißt es bei Salomo, in der Übersetzung Luthers: Die Hausfrau tut ihrem Mann »liebs und kein leids, sein leben lang. Sie gehet mit Wolle und Flachs umb, und erbeitet gerne mit jren henden. [...] Sie stehet des nachts auff und gibt Futter jrem Hause und essen jren Dirnen. Sie denckt nach eim Acker und

keufft jn und pflantzt einen Weinberg von den fruchten jrer hende« – von Luther bei Tisch zitiert, ist das ohne Weiteres als Anspielung auf den Erwerbsdrang seiner Gattin zu verstehen – sie »streckt jre Hand nach dem Rocken, und jre Finger fassen die Spindel. [...] Sie schawet, wie es in jrem Hause zu gehet und isset jr Brot nicht mit faulheit.« Aus all diesen Gründen braucht Mann die Frau. »Stellt euch vor«, rief Luther in die Männerrunde um

seinen Tisch, »es gäbe das weibliche Geschlecht nicht. Das Haus, und was zum Haushalt gehört, würde zusammenstürzen, die Staaten und die Gemeinden gingen zugrunde. Die Welt kann also ohne Frauen nicht bestehen, sogar wenn die Männer die Kinder selbst auf die Welt bringen könnten.«

Das alles galt ebenso für Pfarrer, wie Luther in der Adelsschrift betonte: Es »kann niemals ein Pfarrer eines

Weibes ermangeln, nicht allein der [männlichen] Schwachheit, sondern vielmehr des Haushaltens halben.«

Die Käthe, sein ›Herr‹, wird das zu schätzen gewusst haben, zumal er sie im Großen und Ganzen schalten und walten ließ. Selbst außerhalb des Hauses, etwa bei den von ihr eingefädelten Grundstückskäufen. Er musste zwar die Verträge unterschreiben, weil Frauen nicht geschäftsfähig waren,

aber die Verhandlungen führte Katharina. Innerhalb des Hauses hatte sie ohnehin das Regiment.

Der Hausvater stand der Lebens-, Arbeits-, Erziehungs- und Versorgungsgemeinschaft des Hauses vor, also »weyb und kind, knecht und magd, vieh und futter«, wie Luther es ausdrückte. Aber des Hausvaters Herrschaft war im Allgemeinen eher präsidial. Die tatsächlichen und tagtäglichen Regierungsgeschäfte oblagen

der Hausmutter. Katharina organisierte Küche und Keller, kümmerte sich um das Wohlergehen der Kinder und das der aufgenommenen Verwandten sowie um Unterkunft und Verpflegung der einwohnenden Studenten, bis zu zwanzig an der Zahl. Sie braute und verkaufte Bier Hinweis, schaffte Geflügel und Vieh an (im Jahr der »wunderlichen Rechnung« besaß niemand in Wittenberg mehr Schweine, Ziegen, Kühe

und Kälber), ließ Gärten bewirtschaften, beaufsichtigte Mägde, Knechte, Köchin und Kutscher, zeitweise immerhin an die zehn Personen. Sogar das Eingangstor in ihr Reich, das heute noch zu sehende Katharinenportal am Lutherhaus, das sie ihrem Mann zum 57. Geburtstag schenkte, ist ihr Werk, von ihr entworfen und in der Bauausführung von ihr beaufsichtigt.

Große Dinge mussten getan

werden (das Polieren der ihrem
›Doctor‹ verehrten Pokale),
und um ganz kleine musste sie
sich kümmern (die Kienspäne
zur Beleuchtung der
Kellerräume, maximale
Brenndauer zwanzig Minuten).
Feuerholz war zu bestellen,
anzufahren, zu spalten und zu
lagern, Öl in die Lampen zu
gießen; und die Dochte in
diesen Lampen wuchsen auch
nicht allein empor. In die
Bettsäcke war frisches Stroh zu
stopfen, sonst fing es an zu

faulen und einen unangenehm süßlichen Geruch zu verbreiten. Genau das war mit Luthers Bettsack geschehen, wie Katharina zu Beginn ihrer Ehe feststellte.

Und wie kam das Wasser in die Küche oder in den Badezuber? Etwa indem man den Hahn aufdrehte und wundersamerweise Wasser aus der Wand floss? Luthers Haus war nicht über Röhren mit städtischen Brunnen verbunden. Den Hahn konnte

man allenfalls unter einer Wasserkugel über einem Handwaschbecken aufdrehen, und damit Wasser herauskam, musste es vorher jemand hineingefüllt haben.

Luther revanchierte sich für die hausmütterliche Fürsorge und die hausfrauliche Dienstbarkeit auf seine Weise: Er lehrte sie theoretisch, wie es in der ›großen Welt‹ zuing, und ließ ihr in der kleinen praktisch freie Hand. Um der religiösen Bildung der

ehemaligen Zwangsnonne aufzuhelfen, versprach er ihr 1535 eine Belohnung von 50 Gulden, wenn sie es schaffen würde, bis Ostern 1536 die ganze Bibel zu lesen. Der Betrag entsprach in etwa dem, was einer der beherbergten Studenten jährlich für Kost und Logis zu bezahlen hatte.

Da sitzt sie nun, den Kopf über das wunderliche, wunderbare Deutsch ihres Mannes gebeugt, um all diese Geschichten um ein

orientalisches Hirtenvolk von vorne bis hinten durchzulesen, stets die Ohren gespitzt: Warum scheppert die Magd in der Küche so elend mit den Zinnkannen? Warum hat der Knecht draußen im Hof aufgehört, das Holz zu spalten? Hat es nicht gerade am Hoftor geklopft? Wieso öffnet denn niemand? Sie seufzt und schlägt das Buch zu, das vor ihr auf dem Tisch liegt. Gern würden wir für sie nach dem Rechten sehen, damit sie noch

ein bisschen weiterlesen kann, um die 50 Gulden zu verdienen. Das ist die Hälfte von dem, was der Garten kostet, den sie vor dem Elstertor zu erwerben gedenkt. Aber Zeitreisende sind machtlos. Wir können nichts für sie tun. Immerhin wissen wir: Sie wird den Garten bekommen.

Die ›geschlechtliche Arbeitsteilung‹ im Haus und im Leben der Familie Luther scheint leidlich funktioniert zu

haben, anders als bei Melanchthon und seiner Gemahlin. Dabei hatte Luther seinen Philipp in die Ehe genötigt, damit dieser Kopf, auf den man im Kampf gegen die alte Kirche angewiesen war, nicht vergaß, dass der Mensch, sogar der gelehrte, nun einmal einen Bauch hat.

Es hing (und hängt) also vom Einzelfall ab, wie es harmoniert zwischen Männern und Frauen, nachdem der ›Bund fürs Leben‹ geschlossen und der

gemeinsame Haushalt
gegründet ist. Man kann es ein
»wunderding« nennen wie das
Lalebuch, dass »weder die
Männer ohne die Weyber, noch
die Weyber ohne die Männer
können haußhalten«, auch
wenn man der weiteren
Erläuterung des *Lalebuchs*
heute nicht mehr folgen mag:
»Dann wa kein Mann ist, da ist
auch kein Meysterschafft [im
Sinne von Herrschaft]: wa kein
Meysterschafft ist, da ist kein
Forcht: wa kein Forcht ist, da

thut jeder, was er will«. – »Dargegen wa kein Weyb ist, da hat der Mann kein kleine Haußhaltung: und wa der Mann kein kleine Haußhaltunge hat, da ist er in der grossen Haußhaltung schon geschlagen. Dann wann der Hagel, als man spricht, in die Kuchen [Küche] schlegt, so hat er allenthalben getroffen.«

Beim Vergleich zwischen dem, was dem herrenlosen Haushalt fehlt (die Macht), und dem, was dem frauenlosen

abgeht (die Entlastung des Machthabers), folgt im ersten Fall konsequent Schlussfolgerung auf Schlussfolgerung, während sich im zweiten die Sache im Ungefähren, Sprichwörtlichen auflöst.

Das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern wurde, nicht überraschend bei Schriftgläubigen, gern auf die Erbsünde zurückgeführt. Der protestantische Prediger Andreas Musculus erinnerte in

seinem *Eheteuffel* mit unverhohlener Genugtuung an den Gehorsamsfluch, mit dem Gott »die Eva sampt allen iren nachkomenden töchtern degradiret, ernidriget und in die straff geleget, dass sie nit mehr in gleichem regiment mit Adam sitzen, sondern im unterthenig und gehorsam sein sol, in für iren Herren erkennen, dass sich demnach die weiber, in demut und gedult, solchem auffgelegten creutz williglich unterwerffen«.

Gehorsam und Liebe sind die Pfeiler des Hausfriedens, der selbst wiederum das Urbild des Staatsfriedens ist, wie der reformatorische Pfarrer und Dramatiker Paul Rebhun in seinem *Hausfried* gepredigt hat. Den Gehorsam hat das Weib aufzubringen, für die Liebe ist der Mann zuständig. »Es sind nu aber solche zwey stück bald gesagt, aber langsam gethan, denn es tragen sich viel hindernis zu. Denn das Weib möchte

vielleicht gehorsam sein, wenn sie einen schönen, reichen, einen herrlichen, einen fromen und freundlichen Man hette. Aber wenn es sich anders befindet, dass der Man etwa scheußlich, kranck, arm, veracht, bös und störrisch ist, so höret des Weibs gehorsam auff«. Dem Mann geht es nicht anders: Er möchte zwar »sein Weib lieben, wenn sie schön und reich, from und freundlich und ein gute Haushalterin were. Aber wenn es an der

einen mangelt, so verlischt die
liebe balde und folget eitel
unwille und ungedult.
Gleichwol aber stehen diese
zwo pflicht und gebot da«.
Rebhun reiht dann Bibelstelle
an Bibelstelle in der seinerzeit
üblichen, heute so gar nicht
mehr überzeugenden
Ausdauer rhetorik des
(überforderten)
Kanzelpredigers. In der Sache
folgte Rebhun der Lehre
Luthers, nur mangelte es ihm
an dessen appellativer Wucht.

Luther blieb bei manchen theologischen Fragen, die etwa einem Melanchthon die Stirn furchten, vage wie alle Propheten, die nach Gefolgsleuten suchen, weil sie die Wahrheit schon gefunden haben. Aber in praktischen Angelegenheiten und in der Bewertung seiner Mitmenschen drückte er sich klar und direkt aus. War er in Stimmung und der Bierkrug frisch gefüllt, konnte er die Hausfrauen rühmen. Sie

»reden über die Dinge des Haushalts mit großer Liebe und außerordentlicher Beredsamkeit, und zwar so, daß sie sogar Cicero in den Schatten stellen.« Aber? Ein großer Schluck aus dem Krug. »Aber wenn sie über ihre Haushaltsfragen hinaus über öffentliche Angelegenheiten reden, so taugt das nichts. Denn wenn es ihnen auch an Worten nicht fehlt, so fehlt es ihnen doch am richtigen Verständnis für die Sache«.

Beschreibt Luther hier nicht einfach nur die Lage, wie sie tatsächlich war? Und wäre es nicht ahistorisch, ihn dafür zu kritisieren?

Schließlich vermochten die Frauen, in die häusliche Rolle gebannt, wirklich nicht vernünftig über ›öffentliche Angelegenheiten‹ zu sprechen. Woher hätten sie die Kompetenz dafür nehmen sollen? Lasst sie aus dem Haus, und ihr Horizont wird nicht mehr am Herd enden! Gott bewahre, noch ein Schluck:

»Daher ist klar, daß die Frau für den Haushalt geschaffen ist, der Mann aber für das öffentliche Leben«.

9. Ernährung



*Zu Tisch bei Doktor
Martinus – Wie Fürsten
tafeln, Bauern essen und
Bürger speisen – »Von
bereytung der speis« – Vom
Abnehmen – Korn –
Ochsenwege – Salz wächst*

*nicht auf dem Acker -
Honigsüß - Das
›Reinheitsgebot‹ für Bier -
Die deutsche Sauferei*

Zu Tisch bei Doktor Martinus

Mit Luther zu essen war keine
›mittelalterliche‹

Angelegenheit mit Rülpsen und
Furzen, wenn es ›geschmecket‹
hat, wie oft kolportiert. So ging
es allenfalls zu auf dem
Holzschnitt einer anonym
erschiedenen Broschüre mit
dem Titel *Grobianus Tischzucht*

bin ich genant. Den Brüdern im Sew-Orden wol bekannt. Dort beugt sich einer über die Rückenlehne der Tischbank und kotzt in die Stube – so muss man es schreiben, denn so ist es nun einmal gezeigt.

Könnten wir uns bei den Mahlzeiten Luthers zu den anderen Hausgenossen und Gästen auf eine der beiden Bänke an den langen rechteckigen Tisch im ehemaligen Refektorium des Augustinerklosters setzen,

würde uns das monologische Ritual wohl bald ermüden, vor allem, wenn wir schlecht in Latein sind, auf das häufig zurückgegriffen wird, etwa bei Anwesenheit fremdsprachiger gelehrter Gäste, die dem Sachsendeutsch nicht folgen konnten.

Der Platz auf den Holzbänken vor Luthers Tisch ist eng (manchmal mussten an die fünfzig Hausgenossen und Gäste untergebracht werden), das Licht trübe, die Luft stickig.

Wenigstens wird nicht geraucht. In Wittenberg weiß man noch nichts vom Tabak, dieser exotischen Pflanze, deren Blätter die von Columbus ›entdeckten‹ Heiden gegen den Hunger kauten und mit deren ›exotischen‹ Blüten die portugiesischen Aristokraten in ihren Ziergärten renommierten. Zu der Zeit, zu der wir in Luthers Speisesaal herumstehen, hatte der französische Diplomat Jean Nicot, nach dem 1586 die

Tabakpflanze und 1828 das Nikotin benannt wurde, mit seiner Werbekampagne für das ›Kraut gegen die Traurigkeit‹, wie er es nannte, noch nicht begonnen. Das geschah erst in den 1560er-Jahren.

Aus der Träumerei darüber, was es an Luthers Tafel nicht gab und noch gar nicht geben konnte (neben Tabak auch Kartoffeln oder Tomaten), werden wir von der Magd aufgeschreckt. Sie reiht plumpe Teller, dickwandige

Becher und kurzstielige Löffel auf. Gabeln, ohnehin nur mit zwei – noch dazu ungebogenen – Zinken ausgestattet, gelten als unnütz (»Gott behüte mich vor Gäbelchen«, raunzte Luther). Das Messer hat jeder selbst mitzubringen. Man muss behutsam mit ihm umgehen, allzu leicht bricht die Klingenspitze ab. Die *Grobianus Tischzucht* rät deshalb, die Nussschalen nicht mit dem Messer aufzustemmen, sondern mit

den Zähnen zu knacken.

Bei einem Besuch an Luthers Tisch richten wir uns besser nach der redlichen *Tischzucht* des Hans Sachs, wollen wir uns nicht ›mittelalterlich‹ danebenbenehmen: »Hör, Mensch! wenn du zu Tisch willst gahn, / Dein Händ sollt du gewaschen han. / Lang Nägel ziemen gar nit wohl, / Die man heimlich abschneiden soll. / [...] / Nit schnaude oder säuisch schmatz! / Nit ungestüm nach dem Brot platz, / Daß du kein

Gschirr umstoßen tust! / Das
Brot schneid nit an deiner
Brust! / [...] / Nehm auch den
Löffel nit zu voll! / Wenn du
dich treifst, das steht nit wohl. /
Greif auch nach keiner Speise
mehr, / Bis dir dein Mund sei
worden leer! / Red nicht mit
vollem Mund! Sei mäßig! / Sei
in der Schüssel nit gefräßig, /
Der allerletzt drin ob dem
Tisch! / Zerschneid das Fleisch
und brich den Fisch / Und käue
mit verschlossem Mund! /
Schlag nit die Zung aus gleich

eim Hund, / Zu ekeln! Tu nit
geizig schlinken! / Und wisch
den Mund, eh du willst trinken, /
Daß du nit schmalzig machst
den Wein! / Trink sittlich und
nit hust darein! / [...] / Ruck nit
hin und her auf der Bank, daß
du nit machest ein Gestank!«

Der Wittenberger Prophet
wäre durch die
Gegenwärtigkeit der Zukunft
wohl nicht weiter zu
beeindrucken, sollte er
Zeitreisende unter seinen
Gästen entdecken. Vielleicht

würde er einen Moment schwanken, ob wir Abgesandte der Hölle oder Boten des Himmels seien, und dann zur Tagesordnung übergehen. Er war sich bewusst, dass er für Zukünftige historisch sein würde, und gab gegen Ende seines Lebens mehr und mehr der Neigung Raum, sich als Denkmal seiner selbst zu äußern. Überhaupt diskutierte der große Mann nicht, sondern verlautbarte. Es wurden keine Entgegnungen auf seine

Sentenzen oder gar ernsthafte Widerworte gegen seine Argumente erwartet, nur nickende Bewunderung und respektvolles Schweigen. Hatte er einen grüblerischen Tag oder war einfach schlecht gelaunt, herrschte Klosterstille am Tisch – silentium! Taute er nach dem ersten Krüglein auf und erkundigte sich, was es Neues in der Welt gebe, ging man abwartend zunächst nicht darauf ein. Erst, wenn er die Frage wiederholte, fasste sich

einer der Älteren, die oben am Tisch saßen, ein Herz und fing zu sprechen an. So wird es von Zeitgenossen überliefert.

Die Sitzordnung hing von der Rangordnung ab, und die Rangordnung legte fest, wann was zu sagen und wer ganz den Mund zu halten hatte. Selten wurde beim Essen auch über das Essen gesprochen, selten schon deshalb, weil das eigentliche Mahl größtenteils schweigend verlief. Erst wenn ›abgegessen‹ war, begannen

die Tischreden. Johannes Mathesius, der 1540 etlichen von ihnen beiwohnte, berichtete später, wie Luther sich darüber lustig gemacht habe, dass die Leute glaubten, ein frischer Trunk und ein rohes Ei nach dem Bade seien die kleinsten der großen Freuden im Himmelreich. Wo doch alle satt wären vom Anschauen der ewigen Gegenwart Gottes. Aber solche Theologensachen erschrecken die Laien bloß, die sich seit

jeder (und bis heute) den Himmel lieber als eine Art ewiger glücksoptimierter Erde vorstellen. Luther musste etwa die Frage über sich ergehen lassen, ob die Leute, die hinieden Umgang hatten, einander im Himmel wiedererkennen würden. Er redete sich mit Spekulationen darüber hinaus, wie Eva den Adam denn nicht erkennen sollte, wo sie doch aus seiner Rippe gemacht war. Und für das irdische Dasein riet er

einstweilen: »Iß, was gar ist,
trinck was klar ist, red, was
waar ist.«

An diesen Rat hat Luther sich
nur teilweise gehalten. Bier ist
nun einmal nicht klar, nicht
einmal das wässrige Dünnbier.
Dafür müssen die Erbsen gar
sein, wenn sie schmecken
sollen – zum Brathering! Im
Unterschied zu Melanchthon,
der kaum einen Leib hatte,
hatte Luther eine Leibspeise:
eben Erbsenbrei mit
Brathering. Für die Vor- und

Zubereitung braucht man etwas Geduld: Erbsen über Nacht in Wasser einweichen, dann kochen, salzen, trocknen und auf einem Blech über dem Feuer vorsichtig dörren (was etliche Stunden dauern kann), danach vermahlen, mit warmem Bier verrühren und mit Honig abschmecken. Zu den Heringen: Salzheringe aus dem Fass holen, zwei Tage in Wasser legen (erst nur in Wasser, nach drei Stunden in ein Essig-Wasser-Gemisch, am

zweiten Tag wieder nur in Wasser), danach die Heringe trocken tupfen (wie hätte Katharina, die alte Handtücher benutzt, sich über Küchenpapier gefreut), pfeffern, auf Holzspieße stecken, erst in Mehl, dann in Öl wälzen, über dem Feuer vorgrillen und schließlich in der Pfanne backen.

Wie Fürsten tafeln, Bauern essen und Bürger speisen

Eine Tafel ist nichts weiter als ein Brett über Böcken, das aufgehoben und fortgetragen wird, sobald das Mahl vorüber ist. Das ist auf der Bauernhochzeit so und beim Fürstenmahl. Nur besteht im einen Fall die Tafel aus

ungehobelten Brettern, im Freien auf Böcke gelegt, im anderen Fall aus feinen Hölzern, mit Tischteppichen verhängt, Schmuckborten umgrenzt und Tafelaufsätzen verschönt. Und im ersten Fall kommt das bei reichen Bauern nur bei seltenen Gelegenheiten vor, beispielsweise wenn geheiratet oder begraben wird, und bei armen Bauern gar nicht, weil sie weder Bretter und Böcke besitzen noch Grund und Boden, wo sie sich

aufstellen ließen. Die repräsentative Hoftafel dagegen wird so häufig aufgeschlagen, dass es schon lästig werden kann, besonders wenn die diplomatischen Verwicklungen zunehmen und die Kriegsgefahr wächst.

Das Verschwenden und das Beeindrucken durch Verschwendung kann schrecklich anstrengend sein, zumal man stets bedient wird und sich nicht selbst bedienen kann und bei diesen

Schauessen immer jemand
zusieht, wie der Stralsunder
Reichstagsgesandte
Bartholomäus Sastrow –
beobachtet hat: »Ich habe den
Kaiser auf verschiedenen
Reichstagen essen sehen. [...]
Das Essen wurde von einigen
jungen Fürsten und Grafen
aufgetragen. Jedesmal wurden
vier Gänge zu je sechs
Gerichten vor ihm auf den
Tisch gesetzt. Jetzt nahm man
die Deckel nacheinander ab.
Karl schüttelte den Kopf gegen

die Gerichte, von denen er nichts begehrte. Aber wenn er von irgendeiner Speise zu essen wünschte, so nickte er mit dem Kopfe [...] Da kam es vor, dass er stattliche Pasteten und Wildpret oder schön zugerichtete Spanferkel wieder abtragen ließ und ein gebratenes Schweinchen oder einen Kalbskopf dabehielt. Er ließ sich nichts vorschneiden« – der Kaiser hatte sogar die Macht, etwas selbst zu machen –, sondern löste »von dem

Gericht, das er essen wollte, mit dem Messer ein Stückchen ab [...], manchmal brauchte er auch seine Finger dazu. [...] Wenn er einen Trunk tun wollte [...] winkte er seinen Ärzten, die vor dem Tische standen. Die traten an den Schenktisch. Da standen zwei silberne Flaschen und ein kristallnes Glas. Das gossen sie aus beiden Flaschen voll.«

Derartige Beistelltische für Flaschen oder Schüsseln wurden auch in reichen

bürgerlichen Haushalten bei repräsentativen

›Geschäftsessen‹ benutzt. Das Verzeichnis des Nachlasses von Willibald Pirckheimer führt »1 höltzenne Credenntz, darauf man das Silbergeschirr setzt, in ainem höltzen futter mit sambt ainem schwarzen leyntentuch darüber«, dem sogenannten Kredenztuch.

Die großen Tisch- und Tafeltücher waren in fürstlichen wie in hochbürgerlichen Häusern

nicht nur praktische, sondern auch Prunkgegenstände: wegen ihres eigenen Material- und Herstellungswertes und wegen des mit ihrer Pflege verbundenen Aufwandes.

Nürnberger Oberschichtfamilien besaß im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts an die drei Dutzend Tischdecken, im Nachlass einer Imhoff werden 1536 sogar dreizehn Dutzend gezählt.

Bei festlichen Anlässen waren

die mit Decken belegten Tische zusätzlich mit Umlegetüchern geschmückt, schmale, sehr lange bortenverzierte Bahnen. Festgenestelt am Tischtuch und über die Tischkante gelegt, liefen sie um die ganze Tafel herum.

Reichtum äußert sich auch in dem, was auf den Tisch kommt, und damit sind eben nicht nur die Gerichte gemeint. Der Tagelöhner aß vom rohen Holz, der halbwegs situierte Handwerker legte den Zwehel

auf, eine Art Platzdecke. Bei Prunkessen gab es Handtücher, meist um einiges größer als unsere heutigen Servietten. Auf Bildern von Gastmählern sind sie manchmal zu sehen, gefaltet über den Unterarm oder über die Schulter gelegt.

Während Kaiser Karl sich an einem dieser Tücher die Finger abwischte und darauf wartete, dass ihm ein Mundschenk den Pokal reichte, fuchtelten hinter ihm Possenreißer herum und

machten Narren ihre Witze. Der Kaiser tat so, als bemerke er davon nichts, und »lies sich auch nichts anfechten, dass viell da stunden, so den Kaiser essen sehen wollten«. Nach einer knappen Stunde wurde die Tafel aufgehoben und weggetragen. Man brachte dem Herrscher einen Federkiel, und er reinigte sich die Zähne, bevor er in eine Fensternische trat, um Bittsteller zu empfangen.

Wie oft mag sich Karl nach

einem dieser Schauessen mit abgewandtem Gesicht in der Nische erschöpft auf die Habsburger Lippe gebissen haben? Er gehörte zu denen, die das Herrschen höchstpersönlich genossen, geradezu auskosteten. Doch war selbst bei ihm das Herrschen nicht bloß Attribut des Herrschers, sondern der Herrscher mindestens ebenso das Attribut der Herrschaft, die er auszuüben und darzustellen hatte. Karls Gegenspieler

Franz, der König von Frankreich, saß in Gestalt einer lebensgroßen und lebensechten Puppe noch dem eigenen Totenmahl vor.

Vom Leichenschmaus für Kardinal Albrecht ist uns die Speisefolge überliefert: gebratene Rehkeule, »Rhindt fles in einer brue«, Hecht im Speck, Hühner in gelber (mit Safran gefärbter) Brühe, »Pfeffer mit Wilpredt«, Krebs, »ein geil Weinbrue«, gebratenes Kalbfleisch, Hasen

und Singvögel, zum Abschluss Käse und Gebäck. Zum »Pfeffer mit Wilpredt« wäre erläuternd anzufügen, dass mit diesem ›Pfeffer‹ nicht nur das Gewürz selbst gemeint war, sondern eine dicke Soße, bestehend aus gekrümeltem Roggenbrot, Blut, Wein und Gewürzen, darunter Zimt und Pfeffer.

Das Roggenbrot war auch den Bauern nicht fremd, aber nicht zur Verdickung in Bratensoßen, sondern als Grundnahrungsmittel, vor

allem in Mitteldeutschland,
während in den fränkischen
und bayerischen Gebieten
Breie und Suppen jahraus,
jahrein in die Holzteller kamen.
Das Gesinde, die Tagelöhner
und die Frondienste leistenden
Bauern eines bei Nördlingen
residierenden Reichsgrafen
erhielten des »morgens ain
suppen oder gemues, ain
millich den arbeitern, den
andern ain suppen. – Des
Mittags suppen und flaisch, ain
kraut, ain pfeffer oder

eingemacht flaisch, ain gemues
oder millich. [...] Des Nachts:
Suppen und flaisch, ruben und
flaisch oder eingemacht flaisch,
ain gemues oder millich.« Der
Graf bekam ein »voessen,
täglich geendert. Alß von
voglen, wildpret, wurst,
Kalbskopf, kröß, gelung
[Gekröse und Lunge], leber [...]
Suppen des morgens oft
eingeschnitten und flaisch,
Henne [...] darain. – kraut und
ruben gesatten. So gut ochsen
da sind ain stuck des flaisch. –

Ain pfeffer, darjinn wildpret,
Zungen«. Dazu jeden Tag ein
anderes Gemüse, einen
Kalbsfuß, allerlei Gebratenes
und »so man sew metzigt ain
stuck schweines prötlin.«
Außerdem Reis, Gerste, Dinkel,
Linsen, gesottenes Ochsenhirn
und Lendenbraten. Das
Leuteessen und die
Herrenspeise sind einander
ähnlicher, als man vermuten
könnte, nur in der Menge und
in der Variation der
Zubereitungsarten

unterscheiden sie sich deutlich.

Im Großen und Ganzen kann man für die ›normalen‹ Leute sagen: Im Sommer stand man zwischen drei und vier Uhr auf, zum Frühstück gab es einen Teller Suppe oder einen Löffel Getreidebrei oder Erbsen und Bohnen. Eine erste Hauptmahlzeit folgte gegen zehn Uhr, eine Zwischenmahlzeit am frühen Nachmittag und das Abendessen (oder ›Nachtessen‹) gegen fünf. Bei

Erasmus liest sich das so: »Bei den Deutschen [...] reicht kaum eine Stunde für das Frühstück und das Vesperbrot, mehr als anderthalb Stunden brauchen sie für das Mittagessen und über zwei Stunden für das Nachessen, und wenn man sie nicht reichlich mit feinem Wein abfüllt und mit Fleisch und Fisch von bester Qualität vollstopft, dann lassen sie ihren Arbeitgeber Hinweis im Stich und eilen in den Krieg.« Was hätten dazu wohl die Leute

gesagt, die bei dem Nördlinger Reichsgrafen in Dienst standen?

Wann gegessen wurde, war nahezu überall gleich und hing vom Lauf und Licht des Tages ab. Was gegessen wurde, unterschied sich nach Regionen, nicht nur in der Frage Brot oder Brei. In Böhmen beispielsweise führten sich die Leute nach Auskunft des Scholaren Butzbach schon zum Frühstück Klöße und in Butter gebackene Eier zu

Gemüte. Für die Zeit zwischen Mittag- und Abendessen berichtet er von Vesperbroten mit Käse und Milch. Nur in der Fastenzeit und freitags würde man auf Milchspeisen verzichten.

Von regionalen Unterschieden weitgehend unabhängig war das Gefälle zwischen Stadt und Land. Die auf dem Land erzeugten Produkte wurden in die Städte verkauft, das helle Weizenmehl beispielsweise, während man

auf dem Land mit dem dunklen Roggenmehl und mit Gerste und Dinkel vorliebnahm. Für diejenigen, die nicht nur von der Hand in den Mund lebten, galt überall die Faustregel: In der Stadt isst man besser als auf dem Land. Sogar bei den Mäusen: »Die Stadtmaus bracht her brodt und weck, / Darnach bringt sie auch Käs und Speck, / Gut Eierkuchen, und viel mehr, / Sie lebten wol und zechten sehr.« Mit der Fabel will Alberus vor den

Verführungen des städtischen Überflusses warnen. Die Stadtmaus muss das Wohlleben mit ständiger Angst vor dem Hauskater bezahlen. Aber wie oft bei Alberus überzeugt die Moral nicht recht. Gab es auf dem Land keine Katzen?

Der fröhliche Städter Sachs zählte in seinem Hausratsgedicht all die deftigen und feinen Sachen auf (speck reimt sich auf schleck), die in Töpfe, Tiegel, Tassen kamen und auf die Teller:

»prot, kes, ayr, flaisch und
schmaltz / Fisch, öpfel, pirn,
nüß und saltz / pachen flaisch,
durr flaisch und speck /
latwergen, leckuchen und
andren schleck / Rosin, mandel
und weinperlein / Was man
sunst macht im zucker ein /
Zucker, Confect und specerey /
Wüertz, rotrueben auch darpey
/ Knoblach, zwibel und
abschlag / peterlein, retig
nüetzt man all tag / Linsen,
gersten und Arbes gel / Hirs,
reis, Haiden und wayzen mel /

Hünr und gens, Entn und fögel
/ Die machen die gest frölich
und gögel« Hinweis .

»Von bereytung der speis«

Kaum hatte Gutenberg die beweglichen Lettern erfunden, wurden auch schon Kochbücher gedruckt: die *Kuchenmaistrey. Ein schoen nutzlich buchlein von bereytung der speis zu gesundheit und nuetzbarkeyt der menschen* erschien 1485 in

Nürnberg. Die
»Küchenmeisterei«, denn das
ist gemeint, nicht etwa das
Kuchenbacken, gilt als erstes
gedrucktes deutsches
Kochbuch und bewies über
Jahrzehnte durch zahlreiche
Neuauflagen ausdauernd
Aktualität. »All menschen seind
sunderlich und nit unpillich«,
beginnt die Vorrede, »geneygt
zu natürlicher und lustiger
speyse.«

Folgt man der Gliederung in
fünf Teile, erhält man einen

mehr oder (des Ofteren)
weniger appetitanregenden
Eindruck von den
Nahrungsgewohnheiten der
Zeit. Der erste Teil wendet sich
den »Fastenspeisen« zu, als da
wären Fische, Krebse,
»piberschwentze«. Im zweiten
Teil geht es um Fleisch,
Geflügel und Wild, gebraten
und gesotten, warm und kalt.
Der dritte Teil kommt auf Eier
und Suppen zu sprechen und
auf Speisen für
»kindtpetterinnen« und

»kranckleut«. Der vierte Teil ist dem Senf gewidmet, der fünfte Essig, Wein und Kräutern und außerdem dem »verderbten magen«.

Auf die Vorrede folgt das Register. Beispiele von A bis Z: »Allen Wein wie man den macht«; »Biberschwentz Hinweis zu bereyten«; »Dürrrueben«; »Erbißkuechlen«; »Fleisch oder visch lang halten«; »Gemüs von mandel und vischen«; »Höner zu bereyten«; »Krapffen gefült mit vischlebern«;

»Lungenküchlin«; »Milch
gehört nit zu vischen«; »Nessel
behalten [bewahren] das
fleisch vor den würmen«;
»Opffelmüs gut zu machen«;
»Pasteten von krebssen«;
»Rechpraten in der fasten«;
»Stockfisch zu bereiten«;
»Torten von wiltprät«;
»Verhitzten magen mag man
widerpringen«; »Wachtelprey
zu machen«. Und das
Wichtigste zum Schluss: »Zu vil
speyß prungt kranckheyt dem
leib des menschen«.

*

Als ›Nachschlag‹ ein Rezept zum Hühnerkochen, gestrafft und zum leichteren Verständnis ansatzweise übersetzt. Wenn die »Höner« wohl »gegoren sind«, zerlege sie in vier Teile. Zerstoße die Eingeweide in einem Mörser, tue einen Löffel Weißmehl daran, »mit wasser oder mit wein, gegilbt mit saffran«.

Hinweis

Darin wälze die »andern gelider der höner« und »netz dann die hend in

wein, streichs wol zu umb und umb. Legs darnach in die alten hönerbrue in einen weiten hafen«, gib noch etwas Brühe darüber und lass alles sieden. Eine Zeitangabe gibt es nicht, dafür den Hinweis, dass »die alten feisten höner gar gut« dafür sind. »So es nun gesoten ist, so mach die brue mit saffran ab, mit wurtz und saltz.«

Alternativ könnte man die Hühner auch nach einer handschriftlichen

Rezeptsammlung kochen, die vermutlich um 1545 für die siebzehn- oder achtzehnjährige Philippine Welser zusammengestellt wurde. Die Hühner sind nach dem Zerlegen zunächst mit Kräutern und Weinbeeren zu kochen und dann im Teigmantel zu backen. Nach der Hälfte der Backzeit wird die Teigdecke geöffnet und »agerest« hineingegossen. Bei Agrest handelt es sich um den Saft unreifer grüner

Weintrauben (heute meist als Verjus oder Grünsaft im Handel), nicht so scharf wie Essig und nicht so sauer wie Zitrone, aber gleichwohl aromatisch. Agrest war als Würzmittel in der mittelalterlichen Küche und auch noch im 16. Jahrhundert weit verbreitet. Es steht zu vermuten, dass häufig dieser Saft gemeint ist, wenn in zeitgenössischen Rezepten die ›wurtz‹, also ganz allgemein Würze, erwähnt wird.

Vom Abnehmen

Der weitaus größte Teil der Bevölkerung, und zwar ausgerechnet derjenige, der mit seiner Arbeit für die Ernährung aller sorgte, hatte keine ›Gewichtsprobleme‹. Die ›Feysten‹ – wenn es sich um höhere Herren handelte, vornehmer ausgedrückt: ›die Starken‹ – fanden sich nicht auf

dem Acker oder über
Holzschüsseln mit Hirsebrei
gebeugt in der Bauernküche,
sondern in den Schlössern der
Adeligen, in den patrizischen
>Trinckstuben< der städtischen
Ratshäuser oder in den
Schreibstuben der Gelehrten.
Nicht alle Büchermenschen
waren so mager wie Erasmus
von Rotterdam oder
Melanchthon – aber auch nicht
alle so feist wie Luther gegen
Ende seines Lebens.

Sollten Zeitreisende

gegenwärtige Vorsätze zum
Abnehmen mit in die
Vergangenheit nehmen,
werden sie im
›Krankenkochbuch‹ von
Walther Rhyff auf zugleich
höchst aktuelle und uralte
Vorschläge stoßen. »Unmessige
feyste ist eyn grosse hindernus
und beschwernus des leibs in
allen dingen« heißt es im
Kapitel über »Pflege und
regierung deren, so zu fett und
mast von leib seindt«.
Denjenigen, die »von natur

dazu geneigt«, wird geraten,
dass sie »sich in speis und
tranck [...] solchermaßen
halten sollen, damit sie solcher
schweren bürden und heftigen
überlasts entledigt werden.«
Aber wie tut man das? Zuerst
der älteste (und richtigste)
diätetische Ratschlag der
Menschheitsgeschichte:
maßhalten! Zweitens: einmal
die Woche fasten. Drittens: das
Essen mit einer schnell
sättigenden und den Appetit
dämpfenden Vorspeise

beginnen. Die Hauptgänge (wenn man schon nicht auf sie verzichten mag) sollten außerdem »nit dermassen anmutig und lieblich bereydt werden, daß wir gereytzet werden, desto mehr davon zu essen.« Fleisch ist zu meiden, besonders das von Rebhühnern, Fasanen und feisten Hennen. Keine Eier, keine Butter! Viel Obst! Keinen Rotwein trinken, nur dünnen, sauren Weißwein. Ansonsten viel frische Luft, wenig Schlaf

und ein bisschen Aufregung – nur nicht zu viel. Was das Brot betrifft, das man »zu täglicher speiß braucht, so muss man mercken, daß Weytzenbrodt nit bequem, dann solichs gibt zu reichliche narung, sondern gerstenbrodt, das von den kleien nit so wol ausgebeutelt worden, das ist am allernützlichsten.«

Korn

Jedes Korn, jede Ähre, jeder Halm war kostbar. Es musste gesät, geerntet, eingebracht, gedroschen, gelagert und die nächste Aussaat vorbereitet werden. Das Pflügen (oft mit Ochsen) dauerte lange, das Ernten war mühsam, das Dreschen körperliche Schwerstarbeit. Bei der

eigentlichen Ernte kam es auf besondere Sorgfalt an: Arbeitszeit und Körnerzahl waren gegeneinander abzuwägen, zumal das Verhältnis zwischen Aussaat und Ernte bei etwa 1 zu 3 oder 4, in Ausnahmefällen bei 1 zu 10 lag (heute bei 1 zu 30). Die absoluten Erträge werden für Gerste auf 6 Doppelzentner pro Hektar geschätzt (heute 55), für Roggen auf 8 (heute 40) und Weizen auf 9 (70) Doppelzentner pro Hektar.

Je geringer der Ertrag, desto wichtiger jedes einzelne Korn. Je wichtiger jedes Korn, desto schädlicher die Erschütterung des Halms. Es stellte sich beispielsweise die Frage, ob wie im Mittelalter mit der Sichel geschnitten oder als Neuerung mit der Sense gemäht werden sollte. Weil beim Sicheln die Halme festgehalten und kurz unterhalb der Ähren abgeschnitten wurden, waren die Erschütterungen geringer

als beim Sensen. Es fielen weniger Körner aus den Ähren zu Boden. Dafür ging das Mähen mit der Sense wesentlich schneller vor sich, konnte (durfte) jedoch nicht von Frauen ausgeführt werden, auch nicht, wenn Not am Mann war.

Wenn der Halm auf dem Feld steht und ein Wetter heranzieht, auf welche Weise bringt man dann rechtzeitig die Ernte ein? Und wie verhält man sich, wenn gerade

Sonntag ist? In katholischen Gegenden mit den vielen Sonn- und Feiertagen waren Ausnahmegenehmigungen üblich, damit der Bauer auch an solchen Tagen »zu einbringung seins heues, grumets [Herbstheu], korns, haberns [...] oder was seiner narung ist, gehen oder thun mog on ainig beschwerung seins gewissens.« Die Bemerkung über das ›schlechte Gewissen‹ ist wichtig. Aus ihr lässt sich

schließen, dass die Landleute
ohnehin auf die Felder liefen,
wenn es nötig war, Sonntag
hin, Ausnahmegenehmigung
her. Wer weiß, dass auf dem
Feld verfaulendes Getreide im
Winter Hungerqualen
bedeutet, nimmt die des
Gewissens in Kauf. Und eben
die wollte man den Leuten
ersparen, die nicht aus
Übermut an Sonn- und
Feiertagen ernteten, sondern
sozusagen aus Notwehr.

Außer dem Wetter (und den

Wetterhexen) gab es zwei weitere große Gefahren für die Ernte: das Jagdwild und das Mutterkorn. Gegen das Jagdwild der Herrschaft war wenig auszurichten. Wer das Reh eines Grafen tötete, wurde selbst von den Henkern des Grafen getötet. Gegen das Mutterkorn war noch weniger Schutz möglich. Rehe konnte (und durfte) man verscheuchen, wenn man sich genug Leute aus dem Dorf leisten konnte, die tagsüber

nicht arbeiteten, damit sie nachts wach blieben. Aber wie verscheucht man einen Pilz, der den Roggen befällt und der die Ernte ganzer Landstriche vernichten konnte? Das giftige Mutterkorn wurde auch bei Abtreibungen und zur Geburtshilfe verwendet. Fünf Gramm können bei einem Erwachsenen zum Kreislaufkollaps führen Hinweis. Eine Vergiftung löst Halluzinationen aus, die man nach den legendären

Versuchungen des heiligen Antonius als ›Antoniusfeuer‹ bezeichnete.

Wenn man das Korn glücklich geschnitten, gedroschen, in Säcke gefüllt, zum Müller gebracht und gemahlen hatte, war das Brot immer noch nicht gebacken.

Der Ausmahlungsgrad, das Verhältnis zwischen Getreidegewicht und Brotgewicht, lag für Weizen bei 100 zu 86, bei Roggen nahezu 1 zu 1 Hinweis. Davon

ausgehend, dass ein Kilo Roggenbrot aus rund 30000 Körnern besteht und eine Ähre rund 40 Körner und ein Hektar etwa 4000000 Ähren hat – wie viele Kilobrote können dann nach Adam Ries aus dem Ertrag eines Hektars gebacken werden? Hinweis

Welche Schlussfolgerungen müssten wir daraus ziehen, wenn wir etwa Mitglied des Nürnberger Rates wären und uns Sorgen über Brotrevolten zu machen hätten? Es ist

besser, man lässt städtische
Kornspeicher bauen, als dass
einem der aufgebrachte Pöbel
die Warenspeicher plündert.
Im Jahr 1538, die viele
Regionen erfassende große
Hungersnot stand unmittelbar
bevor, lagerten in den
Nürnberger Speichern etwas
über achteinhalb Millionen
Liter Korn. Bei einem
durchschnittlichen
Jahresverbrauch von 318
Litern pro Mund und Magen
hätten damit rund 27000

Menschen ein Jahr lang versorgt werden können.

Die Einlagerung war teuer. Die Speicher mussten gebaut und gewartet, das Korn gekauft und in die Stadt gebracht werden. Legt man einer Wagenladung durchschnittlich 1000 Liter zugrunde, lässt sich ausrechnen, wie viele Wagen von Pferden und Ochsen nach Nürnberg gezogen werden mussten, um die Speicher zu füllen: 8500.

Trotz des finanziellen und

logistischen Aufwands, den die Versorgung der Stadtarmen in Notzeiten mit sich brachte, füllten selbst die ›schildbürgerlichen‹ Lalen die Speicher, wie immer alles auf falsche Weise richtig machend: Es »steht ja einer hoch verstaendigen Oberkeit an, mit solchem Vorrhat versehen zusein, den Unterthanen, so mangel eynfiele, zuhelffen und den Wucherern, die den Armen [...] nicht anderst als die Zecken auch das Blut auß dem

Leyb, ja das Marg auß den
Beynen saugen, ihre
unzimliche unredliche Gewerbe
abzustricken.« Dass der
systematische Aufkauf des
Getreides durch den Rat einer
Stadt die Preise in der
ländlichen Umgebung steigen
ließ, gehörte zu den
Problemen, mit denen sich die
Zeitgenossen, auch Luther,
unter dem Stichwort ›Wucher‹
auseinandersetzten **Hinweis**.

Die Versorgung erfolgte aber
nicht allein aus den

Landgebieten um die Stadt und durch die Dörfer, die der Stadt zum Teil gehörten, sondern auch über den Fernhandel. Über einen der bedeutendsten Handelshäfen für Getreide verfügte die Ostseestadt Danzig. Es wurde aus dem riesigen Hinterland über die Weichsel herangebracht. In den 1530ern berichtete ein Zeitgenosse: »In den letzten 25 Jahren haben sie [die Großgrundbesitzer] herausgefunden, dass sie ihr

Getreide flußabwärts nach
Danzig verschiffen und dort
verkaufen können.
Dementsprechend sind das
Königreich Polen und die
großen Herren sehr reich
geworden.«

Ochsenwege

Wie kommt das Fleisch in die Stadt? Das Rindvieh bringt es hin. Auf den eigenen Rippen. Manchmal kommen aber nur Haut und Knochen an. Die Rinder, die auf Triftwegen abseits der Straßen beispielsweise von Ungarn wochenlang nach Westen getrieben wurden, mussten in

stadtnahen Mastgebieten erst wieder aufgefüttert werden, bevor man sie den Metzgern verkaufen konnte. Die Herden mit ein paar Dutzend bis zu einigen Hundert Tieren legten am Tag nur wenige Kilometer zurück, abhängig von der Gängigkeit des Geländes, vom Wetter, von der Lage einzelner Weidewiesen und von den Möglichkeiten, die Herde zu tränken. Die Treiber, etwa ein Mann auf zwanzig Rinder, mussten ebenfalls versorgt

werden, und entlang der über Jahrzehnte bewährten Triften wuchsen Schankwirtschaften und Gasthäuser empor.

Zu einem der großen Umschlagplätze der Lutherzeit entwickelte sich Buttstädt in Thüringen, so nahe bei Weimar gelegen, dass die Residenzstadt in einem Tagesritt erreichbar war. 1513 erhielt einer der Grafen Mansfeld von Kaiser Maximilian das Recht, in den beiden Wochen vor Michaelis (29.

September) einen Ochsenmarkt abzuhalten. Die dort an mittel- und westdeutsche Händler verkauften Rinder stammten aus Polen und aus Brandenburg, hatten also verglichen mit den Rindern aus Ungarn vergleichsweise kurze Triften hinter sich. Ebenfalls aus Polen sowie aus Pommern kamen die Rinder auf dem Wittenberger Weihnachtsmarkt. Was die Händler dort nicht verkaufen

konnten, trieben sie weiter zur Neujahrsmesse nach Leipzig.

Ein anderer Umschlagplatz war Wedel bei Hamburg. Die dort gehandelten Rinder wurden von Jütland südwärts getrieben und waren bei ihrer Ankunft am Handelsplatz so dünn, dass der Markt von Wedel auch ›magerer Markt‹ genannt wurde. Zeitreisende können heute die Ochsenwege um Wedel ohne Weiteres nachfahren. Die Radwege sind ausgeschildert.

Ob die Tiere zum Arbeiten oder zum Schlachten oder erst zum Arbeiten und dann zum Schlachten verwendet wurden, hing von ihrem Zustand und vom Fleischbedarf ab. Stiegen die Fleischpreise, konnten manche Stadtmetzger nicht widerstehen, der Kundschaft auch das zähe Fleisch eines alten Arbeitsochsen anzudrehen, obwohl das unter Strafe stand.

Salz wächst nicht auf dem Acker

Die Rinder trugen ihr Fleisch von Osten nach Westen und Süden, und Rindfleisch fuhr in Salzlake gelegt als Proviant auf Schiffen von Nordwesten nach Osten. Die Schiffer löschten Salzfüßer (ohne Rindfleisch) in den Häfen der Ostsee und nahmen dafür Getreide an

Bord. Nur bei Lalen wächst das Salz auf dem Acker: »Sintemal kund und offenbar, daß der Zucker, welcher dem Saltz nicht unaenlich, auch wachse, so muesse ja folgen, daß dz Saltz gleicher massen auff dem Feld herfuer wachse: welchs dann darauß abzunemmen, dieweil das Saltz auch Koernlin habe«.

Die Lalen säen Salz aufs Feld, und als es ans Ernten geht, gewachsen sind Brennnessel, stellt sich auch ihnen die

Frage: Sicheln oder Sensen?
Etliche beginnen zu sicheln,
>verbrennen< sich aber beim
Festhalten der >Salzähren< die
Hände. »Etlich waren der
meinung, man sollte es
abmaeyen wie das Graß: das
widerriethen andre, dieweil
zubesorgen, der Samen
moechte vielleicht abfallen.« Es
gelingt ihnen nicht, die Ernte
einzubringen, und für keinen
erfüllt sich die Hoffnung, »ein
mechtiger Saltzherr« zu
werden.

Im wirklichen Leben war das Salz nicht zu säen, sondern zu sieden. Das wurde in riesigen Pfannen aus Eisenblech bewerkstelligt, deren Fläche manchmal an die 200 Quadratmeter betrug. Und bevor es in die Pfannen kam, musste es aus dem Berg geholt werden. In Halle wurden um 1500 jährlich rund 184000 Zentner abgebaut, in Schwäbisch Hall und Reichenhall ebenso viel.

Ströme von Schweiß wurden

vergossen und ganze Wälder unter den Pfannen verbrannt, bis man ins Salzschüsselchen auf dem Tisch greifen oder die ›Hönerbrue‹ **Hinweis** würzen konnte. Ganz abgesehen von den großen Mengen, die gebraucht wurden, um Nahrungsmittel haltbar zu machen: die Butter, den Hering **Hinweis**, den Stockfisch, den Schinken.

Honigsüß

Die Lalen hatten schon vom Rohrzucker gehört, deshalb glaubten sie, das Salz wachse ebenfalls auf den Feldern. Für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung war Zucker ein unendlich weit entferntes unerreichbares Luxusgut, beispielsweise von den Welsern auf Sklavenplantagen auf den

Kanaren (von 1509 bis 1513) und Haiti (1530) erzeugt und an die europäischen Höfe geliefert. Dort fiel es dann vom Himmel, wie auf einem von Karls Schwester Maria 1549 ausgerichteten Fest: Vor den Augen der Gäste senkte sich eine Tafel von der Decke, geschmückt mit Figuren aus Zucker, während von einem künstlichen Sternenhimmel kandierte Früchte herabregneten.

Kaum eines der braunen

Körnchen und nur wenige Tröpfchen des braunen Sirups gelangten in die Dorfküchen, vom weißen Zucker ganz zu schweigen, der nur durch aufwendige Entfärbeverfahren herzustellen war. Der Zuckerverbrauch lag selbst in Haushalten wie denen der Nürnberger Familie Tucher im Schnitt bei zwei Kilo pro Person im Jahr. Das ist in etwa ein Zwanzigstel des heutigen ›Pro-Kopf-Verbrauchs‹ in Deutschland, aber für die

damalige Zeit war das eine ungeheure Menge.

In normalen Haushalten, auch in den wohlhabenden, wurde mit Honig gesüßt. Um an die Waben zu kommen, musste man bei der Ernte im September zunächst die Bienen aus den Stöcken trommeln oder sie ausräuchern. Oft gingen dabei die Völker verloren. Die Waben wurden entnommen, in Leinentücher gewickelt und in die Presse gegeben, der

austretende Honig
abgestrichen und das Wachs in
Kesseln aus den Tüchern
geschmolzen.

Die Imkerei war eine Kunst,
eine Kleinkunst im eigenen
Garten. Viele Pfarrer hielten
Bienen, auch Küster und
Schullehrer, und erzeugten
selbst die Süße für den – Tee?
Den gab es in deutschen
Gegenden so wenig wie Kaffee
und Tabak. Doch hat man
Honig in den Hypocras gerührt,
einen besonders in Basel sehr

beliebten roten Gewürzwein. Die weiße Entsprechung in Sachsen war der Claret und der in den Regionen um Hildesheim und Münster verbreitete Luttertrunk. Ein zeitgenössisches Münsteraner Rezept verlangte auf gut zehn Liter Wein knapp 1400 Gramm Zucker (!), dazu Wocholder und Zimt, Muskatblüte und Safran. Diese gern heiß getrunkene Spezialität hatte nichts mit dem Wittenberger Doktor zu tun. Der trank wie

der ›gemeine Deutsche‹ lieber
Bier: »Gnade und Friede,
meine liebe Käthe, Euer
Gnaden wollten Sorge tragen,
daß wir einen guten Trunk Bier
bei Euch finden.«

Das ›Reinheitsgebot‹ für Bier

Wer der Welt von Himmel und
Hölle predigt, muss gut
versorgt werden. Wer dem
Nürnberger Rat die Welt auf
eine Kugel malt, auch. Der Rat
vermerkte »wein und pir, prot
und anders dem maler zu
mittag, dieweil der am apfel
malt«, am Globus des Martin

Behaim. **Hinweis** Bei diesem Bier kann es sich noch nicht um obergäriges Weißbier gehandelt haben, das schleppte erst Anfang der 1530er ein Antwerpener Atlashändler ein. Vielleicht war es ausschließlich aus Gerstenmalz gebrautes untergäriges Rotbier. Zeitreisende, die sich gern in Kellern herumtreiben, können nach der Besichtigung des Jahrtausendweins **Hinweis** in den Gewölben des Würzburger Bürgerspitals zu den

Nürnberg Felsenkellern
hinabsteigen. »Der Weg in die
Geschichte«, wie es
umstandslos heißt, ist wie der
Ochsenweg von Wedel
ausgeschildert.

Bier gab es überall, wo es
Bürger gab. Das Braurecht war
in den deutschen Städten
›Bürgerrecht‹ und den
steuerpflichtigen
Hausbesitzern mit Kellern
vorbehalten. Es verschaffte den
Hauseigentümern eine
zusätzliche Einnahmequelle,

dem Rat Steuern und den
Käufern ein Getränk, das
(meistens) sauberer war als
nur dem Namen nach ›reines‹,
unabgekochtes Wasser. Was
die ›Reinheit‹ des Biers betrifft,
so ist sie – historisch betrachtet
– trotz des Rummels, den man
(vor allem in Bayern) alljährlich
(seit 1995) am »Tag des
Bieres« (23. April) darum
macht, das Papier nicht wert,
auf dem von ihr die Rede ist. Im
April 1516 ließen die Herzöge
von Bayern eine neue

Landesverordnung drucken.
Nur ein kurzer Abschnitt darin
handelt vom Bier. Aber was
sind 500 Jahre ›Ablassthesen‹
im Oktober 2017 gegen 500
Jahre ›Reinheitsgebot‹ im April
2016?

Hinweis

Mit der heute aus
Marketinggründen absichtsvoll
und maßlos überschätzten
Vorschrift war es den
Bayernherzögen vor allem um
eine Vereinheitlichung der
Landesregeln und um die
Festsetzung allgemeiner

Preisobergrenzen des Biers zu tun. Das eigentliche ›Reinheitsgebot‹ bestand aus einem einzigen Satz: »Ganz besonders wollen wir, daß forthin allenthalben in unseren Städten, Märkten und auf dem Lande zu keinem Bier mehr Stücke als allein Gersten, Hopfen und Wasser verwendet und gebraucht werden sollen.« Die ›Gersten‹ schlossen das Gerstenmalz mit ein. Weizenbier wiederum entspricht nicht dem

›Reinheitsgebot‹, nicht deshalb, weil es ›unrein‹ gewesen wäre, sondern weil die Verordnung mit der Beschränkung auf Gerste den Weizen und Roggen den Brotbäckern vorbehalten wollte.

Die Nürnberger brauchten sich beim Brauen nicht um die bayerische Verordnung zu scheren. Die Stadt kam erst 1806 unter bayerische Landeshoheit. Warum übrigens die Hefe im Text der Verordnung nicht erwähnt

wird, ist unklar. Jedenfalls wurde das Gärmittel zu jener Zeit bereits eingesetzt, auch wenn seine mikrobakterielle Wirkungsweise noch unbekannt war.

Zu den begehrtesten Bieren gehörten die in Hamburg, Bremen und Lübeck gebrauten. Diejenigen aus Zwickau mit seinen 273 brauberechtigten Bürgern (Stand 1521) waren eher gefürchtet. Das Naumburger Bier indessen wurde vom

alternden, ewig verstopften
Luther als Abführmittel
geschätzt. Keine drei Wochen
vor seinem Tod schrieb er aus
Eisleben an Katharina: »Es
gefällt mir wohl, macht mir des
Morgens wohl drei Stuhlgänge
in drei Stunden.«

Besonders legendär ist die
Braunschweiger Mumme (für
Lateiner: Mumma
Brunsvicensium), und zwar so
legendär, dass keine der
Geschichten, die in der
Braunschweiger Stadt- und

Stadtführerfolklore erzählt werden, etwas mit der Geschichte zu tun hat, schon gar nicht die Rückführung auf einen ominösen Brauer Christian Mumme, den es mit hochprozentiger Wahrscheinlichkeit nie gegeben hat. ›Mumme‹ war vielmehr eine Art Sortenbezeichnung für niedrigprozentiges, süßes, dickflüssiges Bier, das auch in anderen Städten und Regionen gebraut wurde.

Das berühmteste Bier der Zeit war das im Wortsinn umwerfende Einbecker Starkbier. Der Rat der Stadt Wittenberg spendierte Luther zur Hochzeit im Jahr 1525 ein Fass. Er selbst bestellte zum Hochzeitsmahl eine Tonne ›Torgisch Bier‹, und zwar bei jenem Torgauer Brauer und Fuhrunternehmer, der nicht nur Bierfässer, sondern auch geflohene Nonnen, darunter Katharina, zu transportieren wusste.

Das deutsche Bier aus der Zeit, als unser Deutsch erfunden wurde, verdarb schnell und roch nach dem Fass **Hinweis**. Ein Lagerbier hielt sich zwei Jahre und eignete sich deshalb besonders für den Export. Die übrigen Biere sollten nach dem Transport in andere Fässer um- und in rasch zu trinkende Flaschen abgefüllt werden. Die gewöhnlichen Leute tranken ohnehin lokales Bier, und zwar vor allem Dünnbier, auch ›Kofent‹

genannt, eine trübe, wässrige Brühe, die so wenig Alkohol hatte, dass einem eher Bauch oder Blase geplatzt wäre als der Kopf von einem Kater. Dieses Dünnbier war das Grundnahrungsmittel unter den Getränken, nicht das tückische Wasser, das faulig aus den Zisternen, übel riechend aus den Brunnen und schmutzig aus den Flüssen kam und das durch die Röhren, die es in einigen Städten schon gab, sowie durch die

Schöpfeimer und Bottiche zur Aufbewahrung nicht besser wurde.

Sieben Jahre nach seiner Hochzeit mit etwas Einbecker und viel Torgauer Bier erhielt Luther (de facto Katharina) das Recht, Wittenberger Bier zu brauen. Das Braurecht war an das ehemalige Schwarze Kloster gebunden, das die Familie bewohnte und das der sächsische Kurfürst ›seinem‹ Luther nun nicht mehr bloß zur Nutzung überließ, sondern als

Besitz übereignete.

In vielen Städten hatten viele Bürger das Braurecht, und wie in Zwickau war es auch in Wittenberg. Für das ›Zusammenbrauen‹ des Dünnbiers brauchte man weder Kunst noch Kessel. Die eine war nicht nötig, den anderen konnte man sich mit weiteren Gerätschaften bei der Stadt ausleihen. Katharina allerdings nutzte eigenes Gerät. Sie ließ Gerstenmalz in Bottichen mit warmem Wasser

ansetzen und dann abseien,
den Sud mit Hopfen kochen
und danach mit Hefe zur
Gärung bringen. Der
aufquellende Schaum wurde
abgeschöpft, das Bier nach 72
Stunden in kleine Fässer
gegossen, in diesen Fässern die
Kellerrampe hinabgerollt und
dort in ein 1000-Liter-Fass
umgefüllt. Darin ließ man es
zehn Tage unberührt, damit es
sich beruhigte, bevor es
angezapft und nach und nach
in kleine Küchenfässer gefüllt

wurde, aus denen man die Trinkkannen füllte.

Je nach Kühle des Kellers und der Jahreszeit blieb das Bier in einem großen Fass bis zu zwei Monate trinkbar. Es konnte passieren, dass einem das Bier ausging, wenn es im Fass verdarb oder wenn man mit dem Brauen nicht hinterherkam. Wurde nicht gebraut, spürten das sogar die Schweine. Sie kriegten dann die Rüssel nicht mehr voll mit Brauabfällen, die ihnen neben

den Küchenresten ›gereicht‹ wurden.

Alles in allem muss Luther mit seiner Braumeisterin zufrieden gewesen sein. Im Juli 1534 klagte er aus Torgau in einem Brief an Käthe: »Gestern hatte ich einen bösen Trunk gefasset, da mußst ich singen: Trink ich nicht wohl, das ist mir leid, und tät's so recht gerne. Und gedacht, wie gut Wein und Bier hab ich daheime, dazu eine schöne Frauen oder (sollt ich sagen) Herren.« Daran

schloss sich die Bitte, er möge
»eine Pfloschen Deines Biers«
erhalten, wann immer es ihr
möglich sei, eine zu schicken.
Unterzeichnet: »Dein
Liebchen«.

Die deutsche Sauferei

Hinweis

In einem der köstlichen
Reimchen des Alberus heißt es:
»Mir ist in meinem Vatterlandt,
/ Ein feines Klösterlein
bekannt, / darinn drey mönch
sind oder vier, / Die trincken
wein und selten bier«. Das
»gemeine Volk« konnte nicht so
wählerisch sein. Es säuft

»unchristlich Wein, Bier und was es hat«, schrieb Sebastian Münster erzürnt und war sich mit der deutschen Rüge am deutschen Volk einig mit Humanisten und Moralisten, Kirchengläubigen und Reformatoren. Luther entrang sich bei Tisch der Stoßseufzer: »Wer das Bierbrauen erfunden hat, der ist ein Unheil für Deutschland gewesen.« Manche Tadler besoffen sich an der eigenen Nüchternheit, bei manch anderem wird ein

Krüglein auf dem Pult
gestanden haben, wenn er die
Feder ins Tintenfass tauchte,
um sich über die »fedrigen
Köpfe« der Trunkenbolde
auszulassen: »So man hat über
nacht gesessen biß zu einem
oder zweye schlegen [der
Turmuhr], dornach zu bett
gegangen und geschlaffen biß
zu neun oder zehen schlegen
biß alle Meß ausseindt, und
dann auffgestanden mit
fedrigem kopff und
ungewaschen hende, nicht vil

nach der kirchen umbgesehen,
sondern stracks zu geprante
wein, wermutwein oder bier
[...] und froelich ein halbs und
gantzs getruncken, so lang, bis
der Mon wieder in die fuelle
kom«.

Die sarkastische Stelle
stammt aus dem
vergleichsweise knapp
gehaltenen *Grobianus*. Bei
Sebastian Franck dagegen
werden viele Seiten mit vielen
Bibelstellen aufgeboten, um
Von dem grewelichen laster

*der Trunckenhey*t zu erzählen und zu warnen, denn »der weinn ist yetzt ihr Gott und des Teuffels heylicher geyst«. Und »wer dem fleisch wein zu geust, thut nicht anders, dann der wasser auff eyenn kalck schuett, oel dem fewer zu wirffett und in die kolenn bloest.« Stattdessen müsse man den »faulenn Adam mit sporenn reitenn«, in Zaum halten und das Futter höher hängen, damit »er nitt zu geyl wird«. Und am Totschlagen ist

auch die teutsche Trunkenheit
schuld: »Der weinn macht
schier alle moerd in
Teutschland«. Nüchtern gerate
man kaum aneinander, womit
Franck wohl recht hatte, was
die Dorf- und
Wirtshausschlägereien betraf.

Auch ohne Mörderhand
macht Trinken schnell tot, wie
in einer der Claus-Narr-
Geschichten zurechtgeknittelt:
»Viel sauffen schnellen tod dir
bringt// Darzu vernunfft und
sinn hin nimpt// Macht dich

zum Thoren und zum Schwein//
Und must zu letzt ein Bettler
sein.« Zur Fastnacht allerdings
bekam das Vielsaufen und
Schnellsterben eine andere
närrische Bedeutung. Ein
Zeitgenosse berichtete 1527
über den Karneval in Hof: Es
war »ein glücklicher tag, daß,
wann die narren des morgens
blueten, sie doch denselben tag
reif wurden und gantz heufig
abfielen, daß in allen gassen
der stadt derselben ein grosser
vorrath zu befinden war.«

Luther verabscheute Karneval wie Kirchweih und beklagte in seiner Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation* den »Mißbrauch des Fressens und Saufens, wovon wir Deutschen als einem besonderen Laster kein gutes Geschrei haben in fremden Landen«. Aber nichts trinken ist auch keine Lösung. Hin und wieder soll man doch (ein klitzekleines bisschen) über die Stränge schlagen, schon um den Teufel zu ärgern:

»Bisweilen muss man reichlicher trinken, spielen, scherzen und sogar irgendeine kleine Sünde tun aus Hass und Verachtung gegen den Teufel, damit wir ihm keine Gelegenheit lassen, uns wegen der allergeringsten Dinge ein schlechtes Gewissen zu machen.«

Die vielen Feste gehörten für Luther nicht zu den ›allergeringsten Dingen‹, das viele Fasten auch nicht. Es mache den Kopf toll, verderbe

den Magen und schade der Seele. Und zwar insofern, als die Leute glauben, sich in den Himmel hineinfasten zu können, wo es doch allein auf Gottes Gnade ankomme. Hinweis

Die Feste wiederum untergrüben den Fleiß, ruinierten die Feiernden und seien Leib und Seele gleichermaßen abträglich. Deshalb forderte er in der Schrift *An den christlichen Adel*: »Daß man alle Feste abtäte und allein den Sonntag

behalte« gegen den
»Mißbrauch mit Saufen,
Spielen, Müßiggang und
allerlei Sünde [...] Dazu nimmt
der gemeine Mann doppelten
leiblichen Schaden über
diesem geistlichen Schaden,
daß er seine Arbeit versäumt,
dazu mehr verzehret denn
sonst, ja, auch seinen Leib
schwächt und ungeschickt
macht«.

Alles, was das mittlere Maß
über- oder unterschreitet, ist
von Übel. Im einzelnen

Haushalt, im einzelnen Staat und in der ganzen Christenheit. Die Vielzahl der katholischen Feiertage muss genauso bekämpft werden wie die dauernden katholischen Fastenwochen. Man soll einfach essen und trinken, lehrt Luther, aber nicht asketisch leben; man soll manchmal ein wenig über die Stränge schlagen, aber sich nicht verausgaben und sein Gut nicht verschwenden.

10. Kleidung



*Kleiderordnungen – Der
Streit um den Sturtz – Was
Bürgerinnen in der Truhe
haben – Etwas über die
Bruch – Waschen und
pflegen – Die Sünden des
Hosenteufels – Barchent*

und böse Sachen

Kleiderordnungen

In einem nach dem
Bauerngemetzel von
Frankenhausen fingierten
Dialog zwischen einem
›frommen‹ und einem
›schwärmerischen‹, will sagen
aufrührerischen Bauern lässt
Johannes Agricola den
frommen die Warnung
aussprechen: »es bedeutet nichts

gutts, daß itzet ein itzlicher
poffel ein punten ermel tregt«. Was Agricola in
reformatorischer
Treuerzigkeit den frommen
Bauern sagen läßt, legt
Erasmus mit humanistischer
Ironie einer erfundenen
Katharina aus der Oberschicht
in den Mund. Sie schärft in
einem *Vertraulichen Gespräch*
ihrer Freundin ein: »In erster
Linie müssen wir auf unsere
Würde bedacht sein; diese
beruht hauptsächlich auf der

Kleidung. Das wird derart
mißachtet, daß man heutzutage
kaum mehr einen Unterschied
erkennen kann zwischen einer
Adeligen und einer Bürgerin,
zwischen einer Verheirateten
und einer Jungfrau oder Witwe,
zwischen einer ehrbaren Dame
und einer Dirne. [...] Man kann
Frauen aus weniger als den
untersten Ständen, ja von
geradezu verächtlicher
Herkunft sehen, die sich in
Kleider hüllen aus
reinseidenen, moirierten,

geblünten, gestreiften,
feinleinenen, gold- und
silberdurchwirkten Stoffen und
in Zobel- und Hermelinpelze,
dieweil der Mann zu Hause
Schuhe flickt.«

Es ist wie beim ›Roßdreck‹,
der unter richtigen Äpfeln den
Rhein hinabschwimmt und sich
als etwas Besseres dünkt: »So
meint der pur [Bauer], der
grosse narr, / Er schwymm mit
andern oepffeln har / So er ein
roßdreck blybt als var« – ein
Rossdreck bleibt wie zuvor. Die

böse Parabel stammt aus
Thomas Murners

Narrenbeschwörung von 1512.

»Die burgers frowen tragen
kleidt / Mit syden, sammat
schon beleidt, / Guldin ketten,
perlen bandt, / Wie das die
edlen getragen handt.« Mit
diesen Versen verhöhnte der
katholische Humanist die
menschliche Schwäche, es
Stärkeren gleich tun zu wollen.
Allerdings kehrten sich
historisch die materiellen
Kräfteverhältnisse bereits um.

Verarmte Adelssöhne warben um reiche Bürgertöchter, denn Ehre allein macht nicht satt und ein zerfallendes Schloss nicht glücklich. Je weiter in der sich auflösenden mittelalterlichen Ständegesellschaft die Kluft zwischen erworbenem Geld und ererbtem Rang wurde, desto näher rückte der Bürger dem Edelmann auf den Pelz – symbolisch verstanden. Und modisch gesehen. Auf einem Selbstporträt posiert der sein

Geld mit eigener Hand verdienende Bürger Albrecht Dürer in einem der Oberschicht vorbehaltenen mit Marderfell besetzten Mantel. Der Pelzbesatz war ihm gestattet, seit er (ab 1509) dem Großen Rat angehörte. Dessen Mitglieder hatten in der Nürnberger Machtpolitik zwar wenig zu sagen, rangierten aber im Status weit über den anderen städtischen Familienvorständen.

Der Maler im Pelz gehörte

zwar nicht politisch, jedoch symbolisch und sozial zum Establishment. Bei Metzgern im Wams war das anders. 1501 beschied der Nürnberger Rat einem ›flaischhacker‹, er solle nicht denken, er könne überall im samtenen Wams umherlaufen, nur weil er ihn beim ›flaischhacker tantz‹ getragen habe.

Wie sehr das überlieferte Zeichensystem durcheinandergeraten war, lässt sich ablesen am Bemühen

der Obrigkeit, es durch Verordnungen wieder in Ordnung zu bringen. Doch wenn Verordnen nötig wird, ist es schon zu nichts mehr nutze. Zeichen müssen sich von selbst verstehen. Wenn man sie durch Verlautbarungen erst zu verstehen geben muss, ist es zu spät. So konnte auch die Reichspolizeiordnung von 1548 nicht wirksam verbieten, was sie beredt beklagte: Es werde »durch die gülden Tücher, Sammet, Damast, Atlass,

fremde Tücher, köstliche
Biretten, Perlen und Untz-Gold,
dero man sich jetzo zu
Köstlichkeit der Kleidung
gebraucht Neyd, Haß und
Unwillen [...] erweckt, und so
solche Köstlichkeit der
Kleidung durchaus also
unmässiglich gebraucht, dass
unter den Fürsten und Graffen,
Graffen und Edelmann,
Edelmann und Bürgern,
Bürgern und Bauersmann kein
Unterschied erkannt werden
mag«.

Wie zwischen den Leuten die sichtbaren Unterschiede zu verschwinden drohten, vor allem in den Augen derjenigen, denen diese Unterschiede besonders wichtig waren, so nahmen auch die Unterschiede zwischen den Fest- und den normalen Tagen ab, jedenfalls bei denen, die solche Unterschiede überhaupt machen konnten. Um im Festgewand aus dem Alltag zu stolzieren, muss man erst einmal eines haben.

Den Evangelischen hätte der Lehre nach die Kleidung beim Kirchgang ohnehin gleichgültig bleiben können, solange sie reinlich war und andere nicht belästigte. Es sollte doch nicht auf den äußeren Schein beim Beten, sondern auf die innere Wahrheit beim Glauben ankommen. Gleichwohl scheute etwa Andreas Osiander in Nürnberg vor einem Bruch mit dem Herkommen zurück. In einem »Gutachten über die Zeremonien« schrieb er 1525:

»Dan es ist uns allzumal
angeporn, wann wir unser
gemuet von zeitlichen,
irdischen hendeln zu Gottis
dienst wenden, das wir uns
auch in eusserlichen geperden
und klaiden anderst schicken.
Daher kommen unser
feiertegliche klaiden«. Im
Übrigen müsse man, auch
wenn Kleider und
Kleiderordnungen keine Sache
der religiösen Autorität seien,
der weltlichen Obrigkeit das
Recht lassen, ihren Untertanen

Gesetze zu geben. »Got hat nicht gepotten, was gewands man sich zu klaiden soll geprauchen oder nicht geprauchen [...] Doch wann ain oberkait sicht, dass man zu grossen mutwillen treiben und zu uberflussige cosst daran will hencken, mag sie es wol bey ainer burgerlichen oder zeitlichen straff verpieten. Und sein alle, so derselben oberkait unterworfen sein, schuldig, ir gepott zu halften.«

Fragen der Kleidung waren

Machtfragen und deren jeweilige Beantwortung umstritten: zwischen Untertanen und Obrigkeiten, aber auch zwischen den Untertanen selbst. Besonders die Frauen, schrieben die Männer, zeigten sich in Kleidungsachen statusbewusst (immer nach unten). Die Frauen waren es aber auch, die Statusgrenzen überschritten (immer nach oben). Es ist »gemeinlich aller Weybern art«, weiß das *Lalebuch* zu

erzählen, dass sie »darauff
gedencken, wie sie sich
rechtschaffen auffmutzen,
schmucken, zieren, malen [...]
häublen, umb den Ars fütern
und beharnischen, bereyffen,
bestreichen können: damit sie
nur jhren Männern ein Ehr«
seien. Doch stimmten die
Damen und ihre Herren,
besonders wenn sie
Nürnberger Ratsherren waren,
in Ehrenangelegenheiten und
Modesachen durchaus nicht
immer überein. Die ehrbaren

Bürgertöchter wollten unter die Haube kommen und akzeptierten in der Regel die Bedingungen, die sie erfüllen mussten, um sie tragen zu dürfen. Aber wie diese Haube in ihren Augen auszusehen hatte, änderte sich in den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Der Sturtz, die traditionelle, aus gestärktem weißen Leinen hochgefaltete und seitlich ausladende Haube, kam aus der Mode.

Der Streit um den Sturtz

Antonio Beatis, der italienische Reisebegleiter eines französischen Kardinals, bemerkte über Nürnberg: »Die meisten Frauen niederen Standes gehen barfuß, und wenn sie Schuhe haben, so haben sie keine Strümpfe; sie tragen kurze und enge Röcke,

welche die Beine nicht ganz bedecken. Sie tragen Halstücher und auf den in Flechten gewundenen und um den Kopf gebundenen Haaren gefälte Mützen [...] Die großen und reichen Damen tragen gewisse sehr breite Kopftücher«.

Will man wissen, wie diese ›Kopftücher‹ genau aussahen, stellt man sich am besten an die Kirchentür. Albrecht Dürer zeigt uns auf einer Federzeichnung von 1500 eine

junge, offenbar schwangere Ehefrau im Sturtz. »Also gett man zu Nörmerck In Die Kirchn« schrieb er oben drüber. Die zeichnerische Wiedergabe der Faltechnik ist beeindruckend, die Faltechnik selbst aber auch. Das gestärkte und in einer ›Sturtzpresse‹ geplättete Tuch wird mit statischer Raffinesse so über Stirn und Kinn gebunden, dass sie ohne Nackenstütze stabil auf dem Kopf sitzt. Dazu wird ein langer, seidengefütterter

Mantel mit weißem
Schultertuch getragen.

Dürers ›man‹ ist insofern
irreführend, als nur bestimmte
Frauen, eben die ›ehrbaren‹
Ehefrauen aus der
Oberschicht, sich im Sturtz
sehen lassen durften. Das
›ehrbar‹ bezog sich zunächst
auf den familiären Status, nicht
auf das individuelle Verhalten.
Mägde konnten nicht ›ehrbar‹
sein, wie züchtig sie sich auch
immer benehmen mochten.
Eine ›unzüchtige‹

Patriziergattin allerdings konnte ihren Status bei ehelicher Untreue verlieren, falls die Familie es nicht verstand, die Sache unter sich auszumachen und zu verhindern, dass sie zum Rat vordrang. 1514 verbot der Rat überführten Ehebrecherinnen das Tragen der Haube, gleichzeitig machten einige der ›ehrbaren‹ Frauen den Vorstoß, das, was die Ehebrecherinnen nicht mehr tragen durften, nicht mehr

tragen zu müssen. Die Haube kam als Distinktionsmerkmal außer Kurs.

Die Herren der Stadt reagierten verstimmt auf die »frawen, die vorhaben sollen, die stürtz abzuthun«. Sie würden damit dem »Rate ain mißfallen thun, dass es auch ain Rate nit werd gedulden«. Nachdem sich Erzherzog Ferdinand, der Bruder und wichtigste Repräsentant des Kaisers in den deutschen Reichsstädten, in der Sturtz-

Frage für die Frauen eingesetzt hatte, gab der Rat unwillig nach und beschloss, zu »beratschlagen, ob und wie man ein annder gepennd anstat des Sturtz das der erberkeit gemess und gegen anndern frauen ein ziemlich underschaid« zu finden sei. Den wichtigen Männern kam es vor allem darauf an, dass sich ihre Frauen von denen der ›gemeinen Leute‹ unterschieden. Auf welche Weise sie das taten, war

minder wichtig. 1522 wurde offiziell das ›Bündlein‹ (auch ›Umbündlein‹) anstelle des Sturtz erlaubt. Es handelte sich um eine deutlich kleinere, gewiss auch praktischere Haube mit weniger Aufwand an Tuch, Stärke und Falten. Sie strebte nicht wie der Sturtz vom Kopf weg, sondern schmiegte sich ihm an.

Sturtz und Bündlein wurden nebeneinander getragen, je nach Geschmack der Damen, und so bekräftigte der Rat in

den 1520ern auch noch einmal das Sturtzverbot als Ehrenstrafe. In den 1530ern hatten schließlich die eleganten ›Bündlein‹ – wie der Sturtz aus Leinwand, aber auch aus Leinwand mit Seide oder aus reiner Baumwolle – die opulente Haube fast völlig verdrängt.

In den 1550ern geriet dann das Bündlein in die Krise. Bis in unsere Zeit ist das Neumodische von heute das Altmodische von morgen. Das

von den Frauen so tapfer
erkämpfte Bündlein galt als
gestrig, die Töchter der Mütter
fanden nun das Barett schick,
einen flachen, die Ohren frei
lassenden Hut. Und wieder
verteidigte der Rat das
Herkommen, auch wenn dieses
Herkommen noch gar nicht so
lange her war. 1557 nahm er
das Bündlein gegen das Barett
in Schutz wie einst die
Sturtzhaube gegen das
Bündlein. Der Rat mahnte, die
Frauen sollten im »pündtlein

oder kopflein, alls von Alters herkommen erscheinen« und nicht im »pireth«, wie neuerdings eingerissen.

Der Rat hatte sich aber nicht nur mit den eigenen Frauen herumzustreiten, sondern auch mit den eigentlich weder sturtz- noch bündlein- noch barettfähigen Frauen der wohlhabenden Handwerker, die sich mit Geld und Dreistigkeit über die ständischen Kleiderordnungen hinwegsetzten, ihren Frauen

überbreite Samt- und
Seidenborten an die Mäntel
nähen ließen und sich selbst
Goldketten um den Hals
hängten, als stammten sie wer
weiß aus welchen uralten
Geschlechtern. Bereits 1514,
im Jahr der Verordnung zur
Verteidigung des Sturtz, wurde
Handwerkern das Tragen von
Haarnetzen, besonders von
solchen, die aus kostbaren
Fäden geknüpft waren,
audrücklich untersagt.

Alle diese

Auseinandersetzungen hatten gewiss ihre komischen Züge, bei den altersstarren Traditionalisten im Rat wie bei den exaltierten Neuerinnen unter den Frauen. Doch ging es immer auch um Macht, um Macht auf höchster Ebene, und darum, ob der Einfluss des Geldes bis dort hinaufreichte. Ferdinands Einmischung in den Nürnberger Sturtz-Streit entsprang nicht etwa der Männermarotte, sich bei den Frauen beliebt machen zu

wollen. Vielmehr wurde gemunkelt, die Fugger hätten über ihre Mittelsmänner seine Fürsprache bewirkt. Wenn Fugger bitten, stellt sich ein Habsburger wegen einer Weiberhaube nicht quer. Für die Fugger wiederum war die symbolische Entwertung des Sturtz als Statussymbol der Frauen aus den alten Geschlechtern ein Beweis für ihre neuartige Macht, die europäisch oder gar global fundiert war, sich jedenfalls

nicht mehr aus einer städtischen Patrizierstellung herleitete, gleich ob in Augsburg oder Nürnberg.

Diese Machtkämpfe lassen sich historisch rekonstruieren, und manchmal lässt sich Geschichte sogar röntgen. Das hat man dem Porträt einer Augsburger Oberschichtdame ›angetan‹. Hans Burgkmair malte das Bild im Jahr 1507. Es zeigt die Tochter einer Welserin mit eleganter golddurchwirkter Haube.

Unter Röntgenstrahlen kommt
eine übermalte altmodische
weiße Wulsthaube zum
Vorschein.

Was Bürgerinnen in der Truhe haben

Wolken, Sterne, Blitze,
verschlungene Hände, Rosen
und Lilien – diese und andere
›Thorheiten‹ musste Johannes
Butzbach während seiner
Aschaffenburg
Schneiderlehre auf
Kleiderstoffe sticken. Die Tuche
kamen aus Lüttich, Brügge,

Rouen, Grenoble, Gent und Aachen, waren aus Wolle, Samt, Seide und Damast und so wertvoll, dass die Meister Körbe unter die Schneidertische stellten, um Verschnitte und Reste zu sammeln. Diese Reste standen eigentlich den Auftraggebern zu, aber es war geduldeter Brauch, die Überreste kleinzureden, so klein, dass sie nicht einmal ein Auge ›vollmachen‹ und überdecken könnten. Als ›Auge‹ wurde

denn auch der Korb unterm Tisch bezeichnet, in dem landete, was eigentlich in die Truhen der Bürgerinnen gehörte. Selbst Patrizierinnen pflegten Samtreste und die abgetrennten Borten ausgemusterter Kleidungsstücke zu horten. So hatte denn die Nürnberger Obrigkeit ein Auge aufs ›Auge‹ und verbot den Schneidern, sich in zusammengestückelten Wämsen blicken zu lassen. Sie sollten den Verdacht, sie

würden sich die Abfälle unter die Nadel reißen, nicht noch anheizen.

In den Truhen wurde neben verschiedenem Hausrat, der nicht tagtäglich gebraucht wurde, die Kleidung aufbewahrt. Die Truhen standen in der Regel mit dem Rücken zur Wand, doch handelte es sich bei ihnen keineswegs bloß um Kisten und Kästen mit Deckel. Die Vorderseiten waren je nach Familienwohlstand mit

Schnitzereien verziert, die Deckel mit Intarsien geschmückt. Schränke kamen in besseren Haushalten ebenfalls vor, auch solche mit Kleiderstangen und Kleiderbügeln (›Claiderpogen‹, ›Henghaken‹), gehörten jedoch nicht zum Standardmobiliar. Eine Mischform zwischen Truhe und Schrank war der Stollenschrank, ein teilweise mit Vorbauten erweitertes kastenähnliches Gebilde mit nach vorn zu öffnenden Türen

statt nach oben zu öffnendem
Deckel.

Die Truhen waren die
Schatzkisten der höheren
Hausfrau, und je aufwendiger
die Verzierungen, desto
kostbarer das, was zum
Vorschein kam, wenn man sie
aufklappte. Sie bargen
Tischtücher, Handtücher,
Taschentücher, Badetücher,
Bettlaken und Überzüge,
Badekittel und Bademäntel,
Kinderschürzen und
›Bubenhemdlein‹, schwarz

umbordete ›Klagunterröcke‹
mit dazugelegten ›Leidkappen‹
für die nächste Beerdigung,
Wämse und Hemden (mit
Goldfäden bestickt, seit die
Mode die Wämse
ausgeschnitten und die
Hemdbrust zum Vorschein
gebracht hatte), Mieder und
Goller (Brust und Schulter
kragenartig bedeckend, nicht
unähnlich den metallenen
Schutzgollern der
Landsknechte), Filzhüte und
Filzsocken, Nesteln und Senkel,

Schnürbänder und Riemen,
eng genähte Hosen und
wallende Schauben.

Die Schaubе, ein
mantelartiges, manchmal
gefüttertes, manchmal sogar
pelzgefüttertes Obergewand,
wurde von beiden
Geschlechtern getragen und
war durchaus keine
Pastorenkluft, wie man meinen
könnte, wenn man auf
zeitgenössischen Gemälden
Luther in schwarzer Schaubе
oder diese Schaubе selbst in

einer Wittenberger Vitrine erblickt. Schauben konnten mit Farben prunken, wie die knallroten Überwürfe, in denen die Nürnberger Patrizier Kaiser Karl empfangen. Dass aus einem verschwenderischen Renommierstück das Nüchternheit symbolisierende Reformationskleid wurde, gehört zu den Kapriolen der Geschichte. Die Schauben als Pfarrgewand geht auf den Nachmittag des 9. Oktober 1524 zurück, als Luther im

weltlichen Überwurf auf die Kanzel stieg. Am Vormittag desselben Tages hatte er noch in Mönchskutte gepredigt.

In den Nürnberger Kleiderordnungen war wiederholt das Verzieren oder gar Ausfüttern der Schauben mit Pelz untersagt worden. 1536 wurde das noch einmal bekräftigt: »Es soll auch hinfuro kein fraw, Junckfraw oder Inwonerin diser Stat Nürnberg kein Zeblin [Zobel], Mederin [Marder] oder

Mederkelen«, also Fell von der Marderkehle, »noch peltz tragen«.

Was neben Schauben und Hauben sonst noch in den Truhen lag und in den ›Gwandbehaltern‹ hing, lassen wir uns – wie schon das übrige Inventar der Häuslichkeit – zuerst von Meister Folz und dann noch einmal von Meister Sachs zeigen. Folz: »Truhen, kisten, darein man dut / hemd, wames, kitel, peltz und schauben, / sock, zipfel, baret,

hut und hauben, / gurtel,
beutel, tasche und pruch, /
wuschtucher, nesser [Seckel,
Säckchen] und hentschuch«.
Sachs: Man braucht »ein
druhen oder zwu / Darein man
wol peschließen thu / Gelt,
Silber, gschirr von pocalln
[Porzellan] / Klainat, porten,
schewrn und schnalln / Die
ding gar wol thünd in dem alter
/ Darein du henckst rock, mantl
und schauben / Kittl, peltz,
Hosen, wamas und hawben /
Hemat, piret, huet, klaider und

stauchen«. Was die von Folz erwähnte ›pruch‹ angeht (Sachs nennt sie an anderer Stelle **Hinweis**), so mag sie wie die gesamte Wäsche in den Truhen der Hausfrau aufbewahrt worden sein. Getragen wurde sie am Mann.

Etwas über die Bruch

Um diesen trotz seines weiblichen Artikels in Form und Funktion rein männlichen Artikel zu Gesicht zu bekommen, gehen wir entweder auf die Tenne oder erneut in die Kirche. Im Unterschied zum Sturtz, den wir schon an der Kirchentür auf den Häuptern der ehrbaren

Damen bewundern konnten, müssen wir nun vor die Altäre treten. Aber zuerst ein Blick auf die Tenne. Das Dreschen war eine schwere und schwierige Arbeit, die im Takt verrichtet werden musste, im gleichen Takt, aber versetzt, damit die Dreschflegel reihum abwechselnd auf die Ähren niedersausten und die Drescher einander nicht ins Gehege kamen. Und damit die Flegel sich nicht in den Kleidern verfangen konnten,

drosch man nackt, nackt bis auf die Bruch.

Diese war (und ist) auf vielen Altarbildern zu sehen, am heiligen Stephan etwa, der sich pfeildurchbohrt und nahezu nackt vor einer Säule windet, oder am gekreuzigten Christus. Sollte um dessen ›Lenden‹ doch eher ein verschlungenes Tuch flattern, muss man eben nach links und rechts sehen, auf die Leibesmitte der mit ihm gekreuzigten Schächer. Dann erblickt man einen

schmutzigen Stoffbeutel, in dem die Genitalien hängen, und ein schmales, um die Hüften laufendes, manchmal seitlich verknotetes Band, eher eine Schnur, zum Halten des Beutels: Das ist die Bruch.

Das war ihre Schwundstufe. Ursprünglich reichte sie bis zu den Knien. Aber je enger die Hosen wurden, unten ergänzt durch austauschbare Fußlinge, desto kürzer und knapper wurde die Bruch. Und bei den Landsknechten und den hohen

Herren im Turnierkleid, im Prunkharnisch oder im Hofstaat wölbten sich dort, wo Drescher und Gekreuzigte die Bruch trugen, verzierte Schamkapseln.

Das Stoffbeutelchen, so knapp bemessen, dass sich auf den Gemälden kunstvoll Schamhaar hervorkräuselt, war auch geeignet, es Feinden als Beleidigung an den Kopf zu werfen oder, mit Luther gesagt, um den Hals zu hängen: Meint »was ihr wollet,

so tut in die Bruch und hängen
sie an den Hals und machet
davon euch ein Gallreden und
fresset, ihr groben Esel und
Säue.«

Waschen und pflegen

Im Hausratsgedicht des Hans Sachs wird der heiratslustige junge Mann auch daran erinnert, dass schmutzige Wäsche gewaschen werden muss – nicht (nur) bei ehelichen Streitigkeiten, sondern in Bottichen mit der Hand: »Auch muss sie haben zu dem waschen / Lawgen, saiffen,

holtz und aschen / Muelter,
waschpock und zueberlein /
gelten und scheffl gros und
klein / Waschdisch, weschplewl
und stangen / Daran man thu
die wesch aufhängen«. Das
besorgen in gutgestellten
Familien nicht die Hausfrauen,
sondern die Mägde. Hans
Sachs lässt eine ›haußmeyd‹
klagen: »Am Feirtag thund sy
mich fretten / Mit goller und
mit hauben gletten«. Und
weiter: »Muß jn dann jr klaiden
auß reiben / Und die nacht bey

den kinden bleiben«. Das Ausreiben verdient die besondere Beschwerde durchaus. Die Oberbekleidung, jedenfalls die aus besserem Material, konnte meistens nicht gewaschen werden. Je kostbarer die Stoffe waren, desto weniger Wasser vertrugen sie. Die Mägde mussten die Wämse und Schauben, Kleider und Überröcke ausschütteln, ausbürsten und von Flecken säubern. Dabei war darauf zu

achten, dass die Seide nicht dünn, die Samtborte nicht rau, die Stofffarbe nicht blass und der Pelz nicht haarlos wurde.

Die teure, schwer zu reinigende Oberkleidung wurde durch die waschbare, den Körper schützende Unterkleidung ihrerseits vor dem Körper geschützt, vor Schweiß und Hautpartikeln, Kot- und Urinresten, Blut und Eiter. Das Waschen der Unterkleidung geschah unter Zuhilfenahme von Seife oder

von einem Seife-Asche-Gemisch bei kaltem Wasser. Das Wasser heiß zu machen oder die Kleidung gar im Wasser zu kochen wäre – mit Ausnahme der großen Waschtage in den Oberschichthaushalten – zu aufwendig gewesen. Bei gefärbten oder farblich gesäumten Sachen war es ohnehin nicht möglich. Im Haushalt der Nürnberger Familie Tucher wurde zwischen »großer laugenwesch« und »saiffenwesch« unterschieden,

die Behaims notierten Ausgaben zur »summerwesch«, »herbstwesch« und »winterwesch«. Dass es ausgerechnet eine Frühlingswäsche nicht gegeben hat, ist unwahrscheinlich.

Gewaschen wurde je nach Stand und Vermögen im Haus oder am Fluss, getrocknet auf Stangen oder Wiesen. Wenn eine Seuche grassierte, machte man sich Sorgen um das Auswaschen der Kleider von

Kranken und Verstorbenen innerhalb der Stadt. In Nürnberg schrieb 1543 die »Ordnung, wie es in den Sterbsleuffeten alhie soll gehalten werden«, vor, dass »das Leynin dinglach [Leinenzeug] der krancken person alhie inn der Stat an keinem ort gewaschen und geseubert werden, sunder solch waschen vor der Stat und niendert anderßwo dann beym außfluß der Pegnitz« geschehen dürfe. Die gleiche

Verordnung untersagte den Handel mit Gebrauchtkleidung auf den innerstädtischen Märkten. Es wurde festgelegt, dass »zu zeyten diser sterbeleufft und biß sich die selben zur besserung richten, kein Pethgewandt, Kleydung oder anders, darauff krancke person gelegen seyen, dass sie auch gebraucht oder berurt haben, auff dem Sewmarkt oder andern orrten keyns wegs heymlich oder öffentlich verkaufft, sunder alsbaldt von

dannen an andere ende und ort
gethan und inn ander
gesundter person gebrauch nit
mehr bewendet werden.«

Die Sünden des Hosenteufels

Die Ratsherren von Nürnberg machten sich Sorgen über den Sturtz und zeigten sich bekümmert über den Hosenlatz. Die ostentative Schamkapsel im Schritt war unantastbar, Kaiser-, Herren- und Rittermode, aber der bei zurückweichenden Wämsen

sichtbar werdende Hosenlatz
galt als »schandbare übung«,
besonders wenn sie bei Tänzzen
»vor erbarn frowen und
junckfrowen unverschambt
ploß« getragen wurden. Also
wurde verordnet, daß »eyn
ydes mannspile, burger oder
inwoner dieser statt, seinen
latz an den hosen nyt bloß,
unbedeckt, offenn oder
sichtiglich tragen, sonnder alle
seine cleyder dermaßen
machen lassen und
geprawchen soll, damit sein

scham und latz der hosen wol bedeckt und nit ploß gesehenn werde.« 1529 wurden die Stadtknechte angewiesen, ein Auge auf die Gesellen zu haben, dass sie »nit in hosen wames, sunder in rocken zetanzten oder man werd sie straffen«. Offenbar hat das wenig bewirkt. 1540 verlangte eine Verordnung von den Trommlern unter den Musikanten, »wan dj gesellen in hosen und wames tanzen, dass sj aufhören sollen zu

schlagen«.

Auch die Pluderhosen, einst eine Landsknechtsmarotte **Hinweis**, waren den Leuten nicht auszutreiben. 1560 verurteilte die neue Nürnberger Kleiderordnung die Mode als verschwenderisches Unwesen »mit zerschneyden und unterfüttern, dermassen, daß inen dieselbigen für die knie und fast auff die erden herab hangen«. Weil Erfahrung den Rat klug macht, das Verbieten den Bürger aber nicht

gehorsam, versuchte man es statt der gescheiterten Totalverbote mit Teilbeschränkungen. Die Pluderhosen hätten eine Handbreit über dem Knie zu enden. Für die Ausstattung durchreisender Landsknechte mit Pluderhosen bekamen die Schneider Sondergenehmigungen. Man wollte zwar die Söldner nicht in der Stadt behalten, aber ihr Geld.

Detailregelungen wurden

beim Problem Pluderhose nicht zum ersten Mal in Anschlag gebracht. 1490 nahm sich der Rat die Ausschnitte der Damen vor und legte fest, sie sollten nicht tiefer sein als »so sie aufrecht stehen, ains zweien finger prait undter irem Knörrlein am hals«. 1514 nahm der Rat genaueres Maß und ließ zur Durchsetzung der verordneten Obergrenze bei der Bortenbreite Messingmarken anfertigen und sie den Schneidern und

Kürschnern aushändigen.

In Sachsen wurden die Pluderhosen in Johannes Walters *Ein neues Christlichs Lied* von 1561 so ›besungen‹:
»Wer jetzt nicht Pluderhosen hat, / die schier zur Erde hangen / mit Zotten wie des Teufels Wat, / der kann nicht höflich prangen. / Es ist solchs so ein schnöde Tracht, / der Teufel hat's gewiss erdacht, / wird selbst sein also gangen.«

Seit Luther war immer gleich der Teufel zur Hand, wenn es

darum ging, die Menschen gegen ihren Willen selig zu machen. Der lutherische Prediger Andreas Musculus, der 1556 einen *Eheteufel* drucken ließ, hatte kurz zuvor schon einen *Hosenteufel* herausgebracht, der die seit Jahren und Jahrzehnten andauernde Mode der geschlitzten Beinkleider geißelte und in seinem Reformatorenfuror schon die Zeitgenossen zum Lachen reizte. Acht Sünden wirft er

dem Pluderhosenteufel vor. Erstens die Sünde gegen die angeborene Schamhaftigkeit, weil ihre Träger, die jungen Männer, sich »entplößen vor Gott, Engeln und menschen, als wenn sie gar nackend giengen.« Zweitens die Sünde gegen Gottes Gesetz und Ordnung. Er habe von einem jungen Mann gehört, dessen Namen er »seiner würde und hoheit halben nit nennen darff«, der sich drei Lätze an die Hosen habe machen

lassen!!! Es sei ein Wunder,
dass »einen solchen
vorgessenen menschen nit die
erden verschlungen hat.«
Drittens die Sünde gegen die
heilige Taufe, viertens die
gegen das vierte Gebot, das
Gehorsam gegenüber den
Eltern verlangt. Fünftens die
Sünde gegen Gewohnheit und
Brauch aller Völker auf Erden.
Hier lässt der Mahner sogar
den apokalyptische
Regenbogen aufscheinen, »zum
exempel und beispiel« und zur

Erinnerung, was Gott »mit dem
fewer am Jünsten tage thuen«
wird: »Darauff wollen wir die
Luderteuffel und hosenlumpen
immer lassen dahin gehen.«
Die sechste Sünde des
»Hellenflammichten
hosenteufels« richtet sich
gegen »unser jetzige Religion«,
womit das Luthertum gemeint
ist, und gegen das Evangelium.
Mit der siebten Sünde
verstoßen die Hosenträger
gegen die Ebenbildlichkeit
Gottes, mit der achten

schädigen sie die Wohlfahrt der deutschen Nation, denn Pluderhosen brauchen viel Stoff, und viel Stoff kostet viel Geld, das über die Handelsplätze aus dem Land fließt.

Weil die segnende Hand des Predigers allein zu schwach ist, den Hosenteufel auszutreiben, ruft Musculus schließlich echt lutherisch nach der strafenden Hand der Obrigkeit, »denn es ist ein starcker teuffel, hat viel hart und verstockt Hoffgesind,

er mus mit gewalt angegriffen werden. Der Prediger Warnung [...] schlegt er in wind, oder treibet das gespött daraus«, wie am Beispiel eines Predigers zu sehen, der »hart und hefftig auff der Cantzel wider diese unzüchtige [...] hosen hat geprediget« und dem »die hosenteuffel zu spot und trotz« am nächsten Sonntag »solche lumpen hosen gegen dem Predigstuel ueber gehenget.«

Barchent und böse Sachen

Da der weitaus größte Teil der Bevölkerung auf dem Land lebte und auf den Feldern arbeitete, liefen die allermeisten Leute nicht in Pluderhosen oder Schauben herum, sondern in Kitteln, Männer wie Frauen. Diese Kittel waren eine Art

Oberhemden, leicht, weit, sehr lang, kragen- und knopflos, aber mit Nestelbändern. Unter diesen Kitteln trugen die einfachen Bäuerinnen und die Mägde weite Röcke, die von Lumpen nicht immer zu unterscheiden waren, und die Bauern und Knechte weite Hosen, für die das Gleiche galt. Auf Dürers Stich »Bauernpaar beim Tanz« bekommt man einen Eindruck, der sicher viel realitätsnäher ist als etwa der vom ›Rhinoceron‹ Hinweis. Im

Unterschied zu Nashörnern, die Dürer nur vom Hörensagen und von fremden Zeichnungen kannte, ist er den Bauern selbst über den Weg gelaufen. Nach der Niederschlagung ihres Aufstandes hat er ihnen sogar ein Denkmal gesetzt. Aber nur auf dem Papier. Wer hätte es bauen sollen?

Eine andere Federzeichnung zeigt recht derb ein »Verliebtes Bauernpaar«. Sie hat einen Finger in seinem linken Mundwinkel, er drückt auf

ihrer linken Brustwarze herum.
Seine Hosenbeine hängen bis
auf die Schuhe, falls man das
verschnürte Lappenzeug (den
Bundschuh) so nennen kann.
Über beiden Knien haben sie
Löcher. Diese Darstellung ist
realistisch, aber nicht
>repräsentativ<, sondern dem
Erwartungsblick der
potenziellen Käufer geschuldet.
Nicht überall gingen die
Bauern in Lumpen, doch
Lumpenleute gab es überall.

Die Armeutekleidung

machte die Fugger reich. Der Handel mit Barchent, einem Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle, auch ›Schwabentuch‹ genannt, spielte im 15. Jahrhundert das Grundkapital ein, mit dem der märchenhafte Aufstieg der Familie begann und sich bis ins 16. Jahrhundert hinein fortsetzte.

Eines der Zentren der Barchentproduktion neben Augsburg war Ulm. Aber auch kleinere Städte hingen

wirtschaftlich von der
Tuchherstellung und -
verarbeitung ab, zum Beispiel
Görlitz mit seinen
aufständischen Tuchmachern
Hinweis oder Melanchthons
Geburtsstadt Bretten. In
Nürnberg wurde Barchent seit
1488 hergestellt, seit 1535 von
einer Weberordnung geregelt.

Gute Kleidung wurde bis in
höchste Gesellschaftsschichten
in einer uns heute
unvorstellbaren Weise
wertgeschätzt, nicht etwa nur

symbolisch, sondern ihres Materialwertes und ihrer Verarbeitungskosten wegen. Schlechte Kleidung indessen war ›böse‹: im Sprachgebrauch eines Narren, eines Patriziers und einer Magd. So antwortete Claus Narr von Torgau auf die Frage, was wohl aus Luthers Sache werde: »Luthers sache ist gut und wird nimmermehr böse, aber mein Rock und meine Schuhe werden teglich erger und böser«. Der Narr drückt sich richtig und genau

aus, wenn er meint, dass seine Sachen täglich ›böser‹ werden. Das Wort bedeutete so viel wie abgetragen, beschädigt, zerrissen. Ob beispielsweise das Kurzmesser, das ein Bauer an dem Strick trug, der seine Bundhose hielt, böse war, hing weniger davon ab, ob es schon Blut gesehen hatte, sondern wie schartig sich die Klinge anfühlte.

Im Nachlassinventar Willibald Pirckheimers wird das Adjektiv ebenfalls benutzt, was

darauf schließen lässt, dass es zum Alltagswortschatz in Nürnberg gehörte: »68 Tischtücher gut und pös ineinander, sind 10 ganntz pöse darundter gewesen und armen leuten geben worden«, des Weiteren »43 leyne Mannshemdt gut und böse ineinander, darunter 9 schlechte und bös, armen leuten zu geben«.

Auch im Verzeichnis der Habseligkeiten einer 1541 gestorbenen Magd kommt das

Wort vor: »1 blauer Unterrock / 2 grüne Brustärmel / 1 böser grüner Unterrock / 1 böse Jüppe [Oberkleid] / 1 Paar rauchfarbene böse Ärmel / 1 brauner wollener Gölle / 5 Halsmäntel / 1 Paar Schuhe und sonst allerlei Lumpen«. Das Adjektiv beschrieb die Erhaltungszustände des Unterrocks, des Oberkleids und der Überziehärmel. Zugleich funktionierte es als soziales Etikett. Heruntergekommene Kleidung signalisierte Armut,

und Armut war mit Unzuverlässigkeit bis zur Delinquenz assoziiert. Wer das ›gemein‹ und ›ungerecht‹ findet (es war gemein und ungerecht), sei gefragt: Würden Sie einem zerlumpten Tagelöhner, der an einer Straßenecke Ihrer Heimatstadt auf einen Botengang wartet, um sich eine Mahlzeit zu verdienen, eine Geldsendung (eine kleine) anvertrauen? Oder ein Paket mit irgendeiner nicht ganz billigen Ware?

Man würde dem Mann
vielleicht ein Almosen
schenken, aber kein Vertrauen.
Auf diese sehr unmittelbare
Weise drückte sich für
diejenigen, die Truhen in der
Stube stehen hatten, der
soziale Zustand der Knechte
und Mägde, der Botengänger,
Lastenträger und Tagelöhner
aus. Diese Menschen waren
vom beargwöhnten städtischen
Bettel nur durch eine sehr
durchlässige Grenze
geschieden. Halbwegs in

Schuss gehaltene Kleidung zeigte an: Ich bin kein Bettler. Aber ein Loch zu viel im Kittel ließ die besseren Leute denken: Und doch bist du einer. Während ganz oben die komplizierten Merkmale der Distinktion unzuverlässig geworden waren, blieben ganz unten die einfachen Mechanismen der Stigmatisierung intakt.

11. Frauen, Männer, Kinder



*›Wollüsterey‹ und
Gattenliebe – Kurze
Meldung über einen
Nürnberger Bordellsturm –
Die Ehe im Recht und das*

*Recht in der Ehe - Die
Scheidung - ›Weibermacht‹
- Vom Kinderkriegen und
Kinderverlieren - Apfel und
Rute - Lesenlernen mit
Valentin Ickelsamer*

›Wollüsterey‹ und Gattenliebe

Im Indischen Ozean liegen die Inseln Masculina und Feminea, getrennt bewohnt von Männern und Frauen, »welche eins im jar zusamben komen«. So steht es auf Behaims Globus geschrieben **Hinweis**.

An dieser Vorstellung mögen der eine oder andere Adam

und die eine oder andere Eva
Gefallen finden. Nur lässt diese
>utopische< Lösung des
>Geschlechterproblems< zwei
wesentliche Fragen offen, von
deren Beantwortung sehr viel
abhängt, nämlich nicht weniger
als die Gesamtorganisation
einer Gesellschaft. Wie wird die
Aufzucht der nachfolgenden
Generation geregelt? Und wie
wird die soziale Kontinuität
zwischen der aufziehenden und
der aufgezogenen Generation
gewährleistet? Direkter

gefragt: Wer zeugt mit wem und wie wird erzogen? Wer erbt was und wie viel von wem? Diese zweite Frage lässt sich noch einmal ausfalten: Wie wird politische Macht vererbt (zum Beispiel diejenige der Habsburger), wie materieller Reichtum (zum Beispiel derjenige der Fugger), wie sozialer Status (zum Beispiel derjenige der Cranachs)?

Lust und Liebe machen alles noch komplizierter, wenn sie nicht zu dynastischen

Interessen, finanziellen
Verflechtungen,
gesellschaftlichen
Rangabstufungen und
Rücksichten passen.
Beispielsweise scheiterte die
vom sächsischen Kurfürst
Friedrich angestrebte Heirat
einer Tochter Kaiser
Maximilians am Widerstand des
Papstes. Friedrich lebte dann
in verborgenem Konkubinat –
vielleicht sogar in heimlicher
Ehe – mit einer Frau, die
Luther gelegentlich bei Tisch

als ›Watzlerin‹ erwähnte. Ihre Identität ist nicht gesichert (trotz lokalpatriotischer Legenden), auch nicht, wie viele Kinder aus der Verbindung hervorgingen (Luther sprach von vieren).

Die Kurzzeitgeliebte Kaiser Karls während des Reichstags in Regensburg 1546 ist zuverlässiger identifiziert. Die Handwerkertochter Barbara Blomberg bezirzte mit ihrer Chorknabenstimme den erschöpften, von Kopfschmerz

geplagten Habsburger. Aber ›bezirzen‹ ist nicht der richtige Ausdruck. Circe verwandelte die Gefährten des Odysseus in Schweine, die ›schöne Regensburgerin‹ verdrehte dem Herrscher nur den Kopf. Die Verbindung war kurz und heftig, und Barbara brachte ein Büblein zur Welt. Es wurde ihr weggenommen und in Spanien aufgezogen, Barbara mit einem Mann aus des Kaisers Gefolge verheiratet. Der illegitime Sohn Karls ging unter dem Namen

Juan de Austria in die Geschichtsbücher ein: als Besieger der osmanischen Flotte in der Seeschlacht von Lepanto 1571.

Kardinal Albrecht von Brandenburg behielt seine Konkubine, wenn er sie auch nicht heiratete, wie Luther von ihm verlangte. Und erst als die eine starb, nahm er die nächste. Wäre er kein Kirchenmann gewesen, könnte man ihn beinahe als ›treuen Gatten‹ apostrophieren. Es

fehlte nur der Ehevertrag. Cranach, wie immer zur Stelle, wenn es etwas zu malen und mit dem Malen etwas zu verdienen gab, ließ in seiner Werkstatt ein Auftragsbild herstellen, auf dem die heilige Ursula zu sehen ist. Die Heilige, die der Legende nach mit weiteren 11 000 Jungfrauen wegen ebendieser Jungfräulichkeit das Martyrium erlitt, trägt ein Halsband mit den Buchstaben OM VI A. Das Liebeskennzeichen ist zu lesen

als ›omnia vincit amor‹ – ›alles besiegt die Liebe‹. Die Dame entpuppt sich als Kardinalskonkubine in Ursula-Verkleidung, und der Pfeil, den die Maler der Heiligen traditionellerweise in die Hand drückten, ist der des Amor.

Während sich der katholische Kardinal mit seinen Konkubinen immerhin ans Herkommen hielt, strebte der verheiratete protestantische Landgraf Philipp von Hessen eine Doppelehe an. Er hatte

sich in ein Hoffräulein verliebt,
dessen Mutter ihre
Zustimmung zu dem Verhältnis
von einer ›Ehe zur linken
Hand‹ abhängig machte.
Solche morganatischen Ehen
wurden geschlossen, um eine
Mätresse ehelich zu
legitimieren und zugleich
erbrechtlich auszuschließen.
Normalerweise konnten jedoch
auch diese Ehen nur
eingegangen werden, wenn der
Mann unverheiratet oder
verwitwet war. Der

verheiratete Philipp, zum Zeitpunkt der Affäre Mitte dreißig, erinnerte sich deshalb in seiner Liebesnot an die Haupt- und Nebenehen Abrahams und an vorgebliche Präzedenzfälle aus jüngerer Zeit. 1539 erbat er vom hessischen Landesreformer Martin Bucer und von den reformatorischen Oberhäuptern in Wittenberg ein Gutachten, selbstverständlich eines, das den Wünschen des

Auftraggebers entsprach. Der wehrhafte Landgraf war unverzichtbar zur Verteidigung einer Reformation, die nicht nur beten und predigen, sondern auch politisch bestehen wollte. Bucer, Luther und Melanchthon willfahrten und redeten sich damit heraus, dass die Mehreihen des Alten Testaments im Neuen Testament nicht ausdrücklich untersagt worden seien und sich dessen Botschaft ohnehin nicht aufs Zeitliche richte,

sondern auf »ewige
gerechtigkeit und ewiges
leben«. Wenn Euer Fürstliche
Gnaden also »das unzuchtig
leben nicht lassen« könne,
wäre es besser, dies in einer
zweiten Ehe zu tun. »Wo nu E.
f. g. daruff entlich beschliessen,
noch ein Eheweib zu haben, so
bedenken [empfehlen] wir,
dass solchs heimlich zu
halden«. Das Gutachten sollte
ebenfalls geheim bleiben, was
nicht gelang. Melanchthon
nahm sogar an der

Trauungszeremonie teil. Die Gutachter mussten sich den Vorwurf gefallen lassen, ihr religiöses Gewissen politischen Opportunitäten geopfert zu haben.

Die Lust und die Liebe, jedes für sich und beide zusammen, wirken sich unmittelbar auf die Heiratspolitik einer Familie aus, die Macht und Geld zu verteilen hat und deshalb zusammenhalten muss. Das kann verstörend auf die Beteiligten wirken, manchmal

auch zerstörend. Und immer lenkt es die Menschen von ihren eigentlichen Zielen ab. Oder von dem, was ihre Mitmenschen dafür halten. Selbst der auf Reichtum und Erfolg fixierte Fortunatus im gleichnamigen Abenteuerroman »ward entzündt mit ainer inbrünstigen lieb, im ward sein hertz mit ainer sollichen wollustigkeit umbfangen, dass er weder essen noch trincken mocht«, und er kam »zu hauß

mit liebe beladen fester dann
ain kamelthyer, das pfeffer auß
India gen Alkeyro tragen müß«. Der Vergleich ist köstlich. Man
konnte reich werden, wenn
man dahin ging, wo der Pfeffer
wächst, oder sich wie
Fortunatus mit seiner
»inbrünstigen lieb« und
»wollustigkeit« zum Kamel
machen.

Lust und Liebe haben nichts
zu sein als liebe- und lustvolle
Selbstzwecke – das ist eine
kulturgeschichtlich recht

junge, erst gut zweihundert
Jahre alte romantische
Erfindung. Wir hängen an der
>romantischen Liebe<, obwohl
wir wissen, dass das Leben
normalerweise alltäglich ist –
oder vielleicht gerade deshalb.
Der in Kunst und Literatur
geronnene Fantasieüberschuss
hat nicht zuletzt die Funktion,
das Gewöhnliche ästhetisierend
außergewöhnlich zu machen.
Jedenfalls spielt die Liebe, die
ein Leben aus dem Geleis
bringt, hauptsächlich in

Romanen, Theaterstücken und
Kinofilmen Schicksal. Selbst in
>offenen< Gesellschaften sind
die Heiratskreise viel
geschlossener, als es das
Heftchenromanklischee vom
Chefarzt, der die
Krankenschwester heiratet,
glauben macht. Dass die
Oberärztin den Pfleger
heiratet, würde nicht einmal als
Kitsch überzeugen. Und wenn
junge Frauen sich in alte
Männer verlieben, dann immer
nur in solche, die mehr zu

bieten haben als die Liebe eines alten Mannes. Wenn junge Männer sich in alte Frauen verlieben, geht es ähnlich zu. Alles in allem sind wir von der oft herablassend behandelten ›Vernunftelhe‹ der frühen Neuzeit weniger weit entfernt, als uns bei unseren passionierten Selbsttäuschungen lieb sein mag.

Das Thema ›der Alte und die Junge‹ beispielsweise beschäftigt noch immer Kunst

und Literatur, und es hat das Kunst- und Literaturpublikum erheitert, seit ein alter Knabe die junge Susanna im Bade beobachtete. In der Cranach-Werkstatt wurden etwa 80 Bilder mit dem Sujet des ›ungleichen Paares‹ hergestellt, die meisten (nicht alle) der vorherrschenden sozialen Tatsache entsprechend in der Konstellation alter Mann – junge Frau. Stets sind Schönheit und Anmut aufseiten

der Jugend, komische Geilheit und Geld auf jener des Alters.

Bei der umgekehrten Konstellation ›die Alte und der Jüngling‹ ging es ebenfalls nicht ums beiderseitige Vergnügen, sondern um wechselseitige Versorgung. Die Handwerkerwitwe konnte mit der Heirat dem jungen Gesellen den Aufstieg in den Meisterstand und sich (wenn alles gut lief) ein materiell abgesichertes Alter in Ehren verschaffen. In einem Schwank

des *Rollwagenbüchleins* (dort läuft es eher schlecht) fasst »die guet alt vettel« die Sachlage nüchtern zusammen, nachdem ihr ein junger Bursche – »zarte liebe fraw« nennt er sie – einen Antrag gemacht hat: »›Junger‹, sagt sy, ›wann ich deinen worten getreüwen doerft, wolt ich mich der sach nit lang nemmen zu bedencken, wiewol nit on [sinngemäß ›wohl wahr‹] ist, es werben vil alter eerlicher reicher mann umb mich, so mir

am alter gleich sind. Was wolt
ich mich aber zeihen, dass ich
ein alten mann nemmen wolt!
Über nacht so legen wir
beidsammen da, und wißt keins
dem andren zu helffen, weren
beidsammen kranck und
schwach. Darumb ich mir
langest fürgenomen hab,
einen guten frummen gesellen
zu nemmen, ob er gleichwol nit
so gar reich ist, wann er mir
nur guts thut. An gut und gelt
sol im nit manglen.<<

Sebastian Brant warnte im

Narrenschiff davor, die Jugend zu geben, um Geld zu bekommen. Aber seine Warnung richtete sich nur an die Jünglinge. Bei den Mädchen war der Tausch der natürlichen Schönheit des Leibes gegen die soziale Sicherheit des Lebens durch alle Schichten in vielen Fällen eine Sozialnotwendigkeit. Schönheit und Ehrbarkeit galten als Kapital (der ›Schatz‹ der Jungfräulichkeit), mit dem Frauen zu wuchern hatten.

Wobei der
Interessenmittelpunkt dieser
›Ehrbarkeit‹ die exklusive
Bereithaltung des Körpers für
den künftigen Ehemann war.
Oder mit Alberus gereimt:
»Den Jungfrawen seis auch
gesagt, / Ist eine nun eine
schöne magt, / So seh sie zu,
dass sie sich halt / Also, auff
dass ihr fein gestalt, / Durch
feine, züchtige geberd, / Und
erbarkeit viel schöner werd, /
Das merck du schönes
Jungfräwlein, / Laß dirs mit

ernst gesaget sein. / Und die du
bist ein schönes Weib, /
Gedenck und halt keusch
deinen leib, / Es ist etwas, das
du bist fein, / Die zucht laß dir
viel lieber sein.«

Für Frauen in den höheren
Ständen gab es für ein Leben,
das ihrem Stand entsprach,
meist nur die Alternative: Ehe
oder Kloster. Sogar der
ehemalige Mönch Luther, der
für das Nonnenwesen so wenig
übrighatte, brachte immerhin
Verständnis auf für das Motiv,

wenig erbberechtigte und schlecht verheiratbare Adelsfräulein in Klöstern zu versorgen. Selbst dort mussten sie von ihren Familien eingekauft werden. Schließlich blieben sie auch im Kloster Damen und ließen sich nicht zum Arbeiten in die Küche schicken wie eine Magd.

»Susanna im Bade«-Gemälde zeigen, wie ein Alter eine bildschöne Junge sieht. Man kann Gemälde dieser Art verschämt (und verbildet)

›erotisch‹ nennen. In Wahrheit waren sie voyeuristisch und pornografisch. Das ist nicht entlarvend gemeint. Von unserer unzüchtigen Gegenwart (ebenfalls nicht entlarvend gemeint) in die Lutherzeit zu reisen und dort ›kritisch‹ auf eine gerahmte Susanna an der Wand einer Patrizierstube zu zeigen wäre noch komischer als der Alte auf dem Bild. Dessen Blick teilt der Betrachter und muss ihn teilen, wenn er das Gemälde als

Ganzes erfassen will. Der Blick innerhalb des Bildes wird der Lächerlichkeit preisgegeben und eben dadurch außerhalb des Bildes dem Betrachter ermöglicht. Und weil man so sehr mit der Komik des beim Betrachten betrachteten Alten beschäftigt ist, darf der Blick des Betrachters außerhalb des Gemäldes ganz unverschämt sein: ›ästhetisch‹, wie wir heute sagen.

Diese ›Doppelmoral‹, wenn man es denn so nennen will,

diese Doppelcodierung des Blicks im Bild und auf das Bild, ist im direkten Wortsinn offensichtlich und wird den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben sein. Die Sujets waren der Vorwand und zugleich der Rahmen für die Möglichkeit, nacktes Fleisch in Fülle ohne Hülle sehen zu lassen und zu sehen. Das gilt für so manche Märtyrerszene – hier allerdings nur beim männlichen Körper, geschundene weibliche sind

selten halb und niemals ganz
nackt zu sehen. Das gilt für die
Memento-mori-Stiche, auf
denen ein Gerippe im
Hintergrund ostentativ die
Sanduhr dreht, während –
immer hübsch vorne – ein
reizend aufreizendes Mädchen
mit dem Betrachter flirtet. Das
gilt für die Selbsterdolchungen
der mit durchsichtigen
Schleiern präsentierten
Lukrezien, für die Judiths mit
den abgeschlagenen
Holoferneshäuptern (die aus

der Cranach-Werkstatt sind
indessen immer schön
angezogen, sehr schön sogar)
und für all die
Hexendarstellungen, auf denen
dralle nackte Weibsbilder im
Mann ein Feuer entzünden,
dass dann im Rück- und
Übersprung an die
Scheiterhaufen gelegt wird.
Das Sujet als Vorwand und
eingerahmte Möglichkeit,
nackte Haut zu zeigen, ist
selbst noch bei den
Paradiesszenen mit Adam und

Eva wirksam, in denen das aufgemalte Feigenblatt auch im übertragenen Sinn bloß eines ist. Sogar auf den Bildern, die Badeszenen zeigen, sind mehr nackte Körper zu sehen als in den wirklichen Badestuben, wo sie meist in Kittelchen und Hemdchen steckten. Hinweis

Cranachs Jungbrunnen wiederum, eine Art Badestube zum Abwaschen des Alters, dürfte kaum verjüngende Wirkung auf die Betrachter gehabt haben. Auf diesem

Gemälde des alternden Meisters aus dem Jahr 1546 verflüchtigt sich Körperlichkeit zur Allegorie, auch wenn man sich vorstellen kann (und soll), was die verjüngten Damen in dem roten Zelt auf der rechten Seite suchen, in das sie hineinschlüpfen, kaum sind sie dem Brunnenbecken entstiegen. Männer übrigens halten sich im Jungbrunnen nicht auf. Sie haben das Geld und die Macht und ihn deshalb nicht nötig.

Offenbar gab es jedoch Leute, denen ein Popo selbst dann unzumutbar erschien, wenn ihn eine Eva aus der Cranach-Werkstatt hervorstreckte. Nicht nur Hauben wurden übermalt **Hinweis**, auch Hintern. Beim Röntgen der Mitteltafel des Magdalenenaltars kamen unter dem grünen Busch, der die nackte Eva hüftabwärts bis fast zum Knöchel verdeckte, ihre beiden Backen und das vollständig ausgeführte Bein

zum Vorschein. Bei einer Restaurierung im Jahr 2006 wurde die Übermalung abgetragen. Wann wer diese Übermalung vorgenommen hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nur ist sie zu schlecht ausgeführt, um ihren Ursprung in Cranachs Werkstatt zu haben, und stammt wohl eher aus der Zeit um 1600.

Bereits im Titel ›erotisch‹ sind *De nocte et osculo Hasilinae, erotice* (Nacht und

Kuss der Hasilina) von Conrad Celtis, dem deutschen Humanisten, der über Mittelsmänner die Dichterkrönung durch Kaiser Friedrich III. erwirkte. »Wie war ich glücklich doch in jener Sunde, / da wir Küsse und wieder Küsse tauschten, / da ich streichelte Hasas zarte Brüste, / mich versenkte in ihrem süßen Schoße«. In der lateinischen Fassung klingt das zwar originaler, aber auch nicht originell. Das ist erotische

Literatur selten. Die Handlungs- und mithin die Erzählmöglichkeiten sind zu gering, seit Adam und Eva läuft es aufs Immergleiche hinaus.

Andererseits war und ist allein schon das Küssen fantasieanregend. Der blutjunge Johannes Secundus, persönlich möglicherweise noch ungeküsst, dichtete Ende der 1520er-, Anfang der 1530er-Jahre in ursprünglich lateinischen Versen neunzehn Küsse. »Der achte Kuss«

beginnt so: »Sag / Was hat dich
Tolle getrieben, / So mir die
Zunge zu beißen? / Ist's nicht
genug, / Daß du das Herz mir /
So schon verwundet mit
tausend Dolchen? / Müssen
auch noch deine Zähne die
Zunge zerbeißen, / Die, ach, so
oft dein Lob sang / In
Morgenerwachen und
Abenddämmern, / Bangen
Tagen und bitteren Nächten?«
Dass die Zunge als Lobrednerin
der Geliebten zu beklagen hat,
von ebendieser Geliebten

gebissen zu werden, ist eine schöne Allegorie auf das, was der Literatur zwischen den Lippen des Lebens zustoßen kann.

Bei Celtis wird dieses Lebensrisiko der Poesie durch Ordnung gebannt, durch allegorische Formalität. Die *Vier Bücher über die Liebe gemäß den vier Grenzen Deutschlands* sind den vier Himmelsrichtungen entsprechend bezogen auf die Städte Krakau, Regensburg,

Mainz und Lübeck. Des Weiteren sind vier Lebensalter zugeordnet und vier Geliebte, jeder Stadt eine. Die zarte, süße Hasilina gehört zu Krakau. Das Werk war mit Holzschnitten Dürers illustriert und Maximilian gewidmet, jenem Kaiser, der sich selbst als ›letzten Ritter‹ inszenierte, was wiederum späteren Romantikern mit Mittelalterfimmel besonders gefiel.

Zwischen unserer Zeit und

der Romantik liegen rund zwei Jahrhunderte, zwischen Romantik und Reformation noch einmal drei. Die romantische Liebe war in der Lutherzeit nicht dichtbar, auch von Celtis nicht, der sich an der antiken Elegie orientierte, sie war nicht denkbar und nicht lebbar. Daraus zu folgern, in der Lutherzeit sei leidenschaftliche Liebe nicht vorgekommen, wäre jedoch eine Missdeutung ähnlich jener, die zu wissen meint, im

Mittelalter und in der Frühen Neuzeit habe es keine individualisierte Kinderliebe gegeben, weil zu viele Säuglinge und Kleinkinder weggestorben sind **Hinweis**. Dass Luther die Ehe zur vernunftgegründeten Zweckgemeinschaft hinpredigte und selbst als solche vorlebte, dass er die jungen Leute ermahnte, kühlen Kopf zu bewahren bei aller Hitze weiter unten, weist darauf hin, wie nötig dieses

Predigen und Beispielgeben war. Und zeigte nicht sogar Luther Anwendungen von Liebesrührung? Schwärmte er nicht von den Zöpfen, die neben ihm auf dem Kopfkissen lagen beim Aufwachen?

Er konnte sich auch derber ausdrücken und statt von Zöpfen von ›Zitzen‹ sprechen: Gott gibt »dem mann ein weib, die hat zwen zizen auff der brust und ein lochlen zwischen den bainen«. Diese Bemerkung Luthers notierte einer seiner

Gäste im Jahr 1537. Das war für den nachbereitenden ersten Herausgeber der *Tischreden*, Johannes Aurifaber, denn doch zu stark. Er machte daraus: Gott gibt »dem Mann ein Weib, die hat zwei Brüste und Wärzlein daran, sammt ihrem Geschäfte.«

Die Zöpfe, die ›Zitzen‹ und das ›Geschäfte‹ der Frau gehören dem Mann. Paulus hat das im ersten Korintherbrief unmissverständlich

ausgedrückt und Luther
unmissverständlich übersetzt:
»Das Weib ist jres Leibs nicht
mechtig, sondern der Man.«
Allerdings: »Desselbigen
gleichen, der Man ist seines
Leibs nicht mechtig, sondern
das Weib.« Das klingt
gleichberechtigt, ist es aber
nicht. Wenn es gegen die
Verweigerung der ›ehelichen
Pflicht‹ geht, geht es
ausnahmslos gegen die Frau:
»Wo nun eins sich sperret und
nicht will, da nimmt und raubt

es seinen Leib, den es gegeben hat dem andern, das ist denn eigentlich wider die Ehe und die Ehe ist zerrissen. Darum muß hier weltliche Obrigkeit das Weib zwingen oder umbringen.«

Sex vor und außerhalb der Ehe ist Sünde, in der Ehe auch. Denn »wiewohl ein ehlich Gemahl das andere haben will, so sucht doch auch ein jeglicher seine Lust an dem andern, und das fälscht diese Liebe. Derhalben ist der ehlich

Stand nun nicht mehr rein und ohn Sünd und die fleischliche Anfechtung so groß und wütend worden, daß der ehlich Stand nun hinfort gleich einem Spital der Siechen ist, auf daß sie nicht in schwerere Sünd fallen«, Ehebruch begehen, ins Hurenhaus laufen oder sich der ›stummen Sünde‹ der Onanie hingeben. Die Ehe wirkt als soziale Fesselung tierischer Triebe, weil sie »dem Fleisch alle anderen Wege versperret und sich an einem

Bettgenossen genügen läßt«
und die ›Wollüsterey‹ nicht
mehr »kreuzwegs durch die
Stadt wütet«.

In der Ehe ist der Sex zur
Pflicht gezähmt, nicht
sündenfrei, aber halb so
schlimm: »Gleichwie die
eheliche Pflicht nicht ohne
Sünde geschieht, und doch
Gott solchem Werke um der
Notwendigkeit willen durch die
Finger sieht, weil es nicht
anders sein kann.« Schließlich
müssen Kinder geboren

werden, jedenfalls so lange, bis die Unheilsgeschichte der Menschheit zu Ende geht und der Jüngste Tag anbricht.

Über das eheliche Umarmen und Gattinenküssen schrieb Luther im Jahr seiner Hochzeit an Georg Spalatin, der im selben Jahr ebenfalls eine Katharina ›heimgeführt‹ hatte: »Grüße Deine Frau auf das Lieblichste, aber tue es dann, wenn Du Deine Katharina im Bett mit den lieblichsten Umarmungen und Küssen

hältst [...] Auch ich werde, da ich den Tag, an dem Du diesen Brief erhalten wirst, erraten kann, in dieser Nacht die Meine mit gleichem Werke lieben im Gedenken an Dich«. Wahre Männerfreundschaft reicht bis ins Ehebett. Erst ein gutes halbes Jahr vor seiner Heirat hatte Luther an Spalatin geschrieben: »Nicht, daß ich mein Fleisch und Geschlecht nicht spüre – ich bin weder Holz noch Stein –, aber mein Sinn steht der Ehe fern.« Und

noch im April des
Hochzeitsjahres ließ er
Spalatin wissen: »Wundere
Dich nicht darüber, daß ich
selbst nicht heirate, wo ich
doch ein so berüchtigter
Liebhaber bin.«

Was Luther, in koketter
Selbstironie gewisse Gerüchte
aufnehmend, an Spalatin
schrieb, wurde ihm nach seiner
Heirat von Freund und Feind
ernstlich vorgeworfen, von den
einen mit nachsichtigem Tadel,
von den anderen mit

vorsätzlichem Hass.

Melanchthon: »Unerwarteter Weise hat Luther die Bora geheiratet [...] Ich glaube, der Vorfall ist folgendermaßen zu erklären: Der Mann ist überaus leicht zu verführen, und so haben ihn die Nonnen, die ihm auf alle Weise nachstellen, umgarnt. Vielleicht hat dieser häufige Verkehr mit den Nonnen ihn, obgleich er ein edler und wackerer Mann ist, verweichlicht und das Feuer bei ihm auflodern lassen.«

Der kirchentreue Johann Cochlaeus griff den Zeitpunkt der Hochzeit im Juni 1525 auf, der auch Luthers Anhänger irritiert hatte, und erhob den Vorwurf, erst habe man von Wittenberg aus die Bauern aufgehetzt und dann, nachdem »die Bawren geschlagen und erwürgt und gantz Teutschlandt mit leyd und traurigkeit ummgeben ward: Ließ er sich dises alles nichts anfechten, sondern machet mit einer außgeloffnen Nonnen ein

fröliche« und vom Blut der Bauern »befleckte Hochzeit«.

Auf unflätige Weise tobte sich Simon Lemnius 1538 in der *Monachopornomachia* (*Mönchshurenkrieg*) aus, wenn auch auf Latein. Der junge Schweizer hatte einen in Wittenberg erschienenen Gedichtband ausgerechnet Luthers Erzfeind Albrecht von Brandenburg gewidmet und dadurch eine *Ernste zornige Schrift* Luthers provoziert. Er war gezwungen worden, die

Stadt Hals über Kopf zu verlassen, und rächte sich nun an Luther, Spalatin und Justus Jonas mit einer Schmähschrift, die auch die drei Katharinen (Jonas hatte seine Käthe schon 1522 geheiratet) nicht verschonte.

Statt dieser für alle Beteiligten unglückseligen Episode weiter nachzuspüren, ist es unterhaltsamer, einem anderen Schweizer zuzuhören, dem Komponisten Ludwig Senfl. Einige seiner

Liebeslieder (Unsäglich
Schmerz, Es taget vor dem
Walde, Ach Elslein) greifen
noch heute ans Herz. Ein
anderes, Es hett ein
Biedermann ein Weib,
beschwingt durch den derb-
heiteren Vortrag einer
bäuerlichen
Ehebruchgeschichte. Die
hübsche Bäuerin schickt ihren
Mann zur Heumahd, um in
dessen Abwesenheit einen
jugendlichen Liebhaber zu
empfangen: »Es hett ein

Biederman ein Weib, ihr Tück
wollt sie nit lahn, / das schafft
ihr grader stolzer Leib, dass sie
hat ihren Mann, / und daß er
führ ins Heu, ins Heu, nach
Gruenmat in das Gäu. / Der
Mann, der wollt erfüllen der
Frauen Willen. / Er stieg
heimlich zum Laden nein wohl
auf die Dillen. / Sie meint, er
wär ins Heu, ins Heu, nach
Gruenmat in das Gäu. / In dem
so kam ein junger Knab ins
Haus gegangen, / er ward vom
selben Fräuelein gar schon

empfangen: / Mein Mann, der
ist ins Heu, ins Heu, nach
Gruenmat in das Gäu. / Er
nahm sie bei der Mitten, er tet
ihr weiß nit wie. / Der
Herrmann auf der Dillen
sprach: Fahr schon, ich binn
noch hie! / Ich bin noch nit ins
Heu, ins Heu, nach Gruenmat
in das Gäu. / Ach trauter lieber
Herrmann, nun verzeih mir
das! / Ich will dir all mein
Leben lang kochen bester raß. /
Ich meint, du wärest ins Heu, ins
Heu, nach Gruenmat in das

Gäu. / Und wann ich schon
nach Haberstroh wär
ausgegangen, / wollstu dich
darumb legen zue andern
Mannen. / So fahr der Teufel
ins Heu, ins Heu, nach
Gruenmat in das Gäu!« Wie es
dem ›jungen Knaben‹
ergangen ist, erfährt man aus
dem Lied nicht. Wahrscheinlich
hat ihn der Herrmann mit der
Heugabel vom Hof gejagt.

Noch gefährlicher, als einem
Ehemann Hörner aufzusetzen,
kann es für einen Jungen

werden, sich die eigenen in den
Hurenhäusern abzustößen.
Selbst Dürer, der sich gewiss in
Venedig ein wenig ausgetobt
hatte, erließ in den Entwürfen
zu einem »Lehrbuch der
Malerei« dazu Vorschriften. Ein
»Malerknabe« solle
gottesfürchtig sein, lesen und
schreiben und ein wenig Latein
können, mäßig essen, trinken
und schlafen und behütet
werden »vor fräulichem
Geschlecht«, damit »er keine
bloß sech oder angreif und sich

vor aller Unlauterkeit behüt.
Kein Ding schwächt die
Vernunft mehr denn
Unlauterkeit« – womit die
Unkeuschheit gemeint ist.

Auch Luther warnte vor dem
Austoben, vor dem ›Ausbuben‹,
wie er es nannte: »Es meinen
viele [...], daß sie eine Zeitlang
wollen ausbuben und darnach
fromm werden.« Aber fromm
und keusch wird man nicht
durch Hurerei, sondern eben
durch Frömmigkeit und
Keuschheit. »Was keusch leben

soll, das wird zeitig anfangen und nicht mit Hurerei erlangt, sondern ohn Hurerei aus Gottes Gnade oder durch die Ehe. Wer sehen auch wohl, wie sie geraten täglich. Es mag wohl mehr eingebubet als ausgebubet heißen.« Allerdings ist Mensch und Mann nun einmal ein Triebwesen. »Freilich ist's wahr, daß der buben muß, der nicht ehlich wird, wie sollt's anders zugehen?« Wer nicht »geschickt zur Keuschheit« ist,

soll beizeiten heiraten, empfiehlt er im Traktat *Vom ehelichen Leben*, ein »Knabe aufs längste, wenn er zwanzig, ein Maidlein, wenn es um fünfzehn oder achtzehn Jahr ist«. Für das Klosterleben indessen sollte sich niemand, weder Frau noch Mann, vor dem dreißigsten Jahr entscheiden.

Im Unterschied zum Ehetraktat sprach er sich bei Tisch gegen frühes Heiraten aus. Wie Hans Sachs in seinem

Hausratsgedicht **Hinweis** meinte er, es sei »zu jungen Leuten nicht ratsam, in der ersten Hitze zu heiraten. Denn wenn sie den Fürwitz gebüßt hätten, so könnte keine beständige Ehe bleiben. Deshalb wäre das etwas größere Alter zur Ehe besser geeignet, sonst kommt das Hündlein Reue, das viele Leute beißt; wie denn auch Stölzchen, das Hündlein, vielen Menschen schadet.« Man solle bedenken, dass es die »höchste Gnade Gottes ist, wenn in der

Ehe die Liebe dauernd blüht.
Die erste Liebe ist feurig, eine
trunkene Liebe [...] Wenn wir
die Trunkenheit ausgeschlafen
haben, dann bleibt in den
Frommen die echte Eheliebe,
die Gottlosen aber haben die
Reue.«

Zur Familiengründung
kommt es erst gar nicht, wenn
die »kluge Hure, die natürliche
Vernunft [...] das eheliche
Leben ansiehet«. Soll ich »des
Weibs pflegen, sie ernähren,
arbeiten, hier sorgen, da

sorgen, hier tun, da tun, das leiden und dies leiden, und was denn mehr an Unlust und Mühe der Ehestand lehret. Ei, sollt ich so gefangen sein? O du elender, armer Mann, hast du ein Weib genommen, pfui, pfui des Jammers und der Unlust. Es ist besser, frei bleiben und ohne Sorge ein ruhiges Leben führen.« Der christliche Glaube ringt dem Mann eine andere Sprache ab: »Ach Gott, weil ich gewiß bin, daß du mich als einen Mann geschaffen und von

meinem Leib das Kind gezeuget hast, so weiß ich auch gewiß, daß dir's aufs allerbeste gefället, und bekenne dir, daß ich nicht würdig bin, daß ich das Kindlein wiegen solle, noch seine Windel waschen«. Seit wann sind es die Männer, von denen die Windeln der Kinder gewaschen werden, mag eine des Lesens kundige Frau gedacht haben, die nach der Hausarbeit ein wenig in Luthers Traktat *Vom ehelichen Leben* herumblätterte.



So stellten sich manche Zeitgenossen
 eine ›weise Frau‹ vor: Mund und
 Ohren verschlossen, den Leib
 schlangenumgürtet. Die Pferdefüsse

waren nicht ironisch gemeint,
sondern signalisierten
Standfestigkeit.

Was Frauen den Männern
nach der Heirat sonst noch
vorzuwerfen hatten, bereimte
Hans Sachs in *Wie syben
Weyber ueber ihre ungeratene
Menner klagen*. Die erste Frau:
Sie habe einen jungen Mann
zum Herrn gemacht, der sie
nun einen alten Besen nenne
und in die Tavernen und
Hurenecken laufe. Die zweite:

Sie habe einen alten Mann wegen seines Geldes geheiratet, der sie mit Eifersucht verfolge und ins Haus sperre. Die dritte hat einen faulen Verschwender erwischt, die vierte einen ›Weinschlauch‹, die fünfte einen Spieler, der sogar die Betten versetzt, die sechste einen, der nicht nur faul ist, säuft und spielt, sondern sie auch noch schlägt. Die siebte schließlich klagt nicht über ihren Mann, sondern über die

sechs Frauen, die ihre Männer erziehen sollten, statt sie vor anderen Frauen bloßzustellen. Den gleichen Einwand bringt Eulalia im Dialog des Erasmus von Rotterdam über die Ehe vor: »Pst! Du würdigst dich selbst herab, wenn du deinen Gatten herabwürdigst.«
Xanthippe: »Ich will auf der Stelle abkratzen, wenn ich nicht lieber mit einer Sau schliefе als mit einem solchen Mann!«

Auf einem 1531 in Nürnberg

erschienenen Einblattdruck mit einem Holzschnitt von Erhard Schön lagern die eifernden Damen um einen Brunnen, seit je der Ort weiblichen Klatsches. Das Pendant *Ein gesprech zwischen Siben mennern, darinn sie jre Weyber beklagen* aus demselben Jahr zeigt die Herren um einen Tisch sitzend, um einen Wirtshaustisch, versteht sich. Was werden wohl ihre Klagen gewesen sein?

Kurze Meldung über einen Nürnberger Bordellsturm

1506 gingen die ›armen
Töchter‹, die registrierten
Nürnberger Stadthuren, mit
Duldung des Rats gegen ein als
Wirtshaus getarntes
Winkelbordell vor: »da
stürmten sie das Haus, stiessen
die Tür auf und schlugen die

Ofen ein, und sie zerbrachen die Fenstergläser, und es trug jede etwas mit davon, und die Vögel waren ausgeflogen, und sie schlugen die alte Hurenwirtin gar greulich«. Über dreißig Jahre später kam es erneut zu einer solchen Attacke der gemeldeten Prostituierten gegen die Schattenkonkurrenz. Im Jahr 1562 schließlich wurde das Nürnberger ›Frauenhaus‹, wie die Stadtbordelle genannt wurden, vom Rat geschlossen.

Das war vergleichsweise spät. In Augsburg hatte man das Frauenhaus bereits 1532 geschlossen, in Regensburg 1553 und in Frankfurt 1560. Offenbar war man in der ›Weltstadt‹ Nürnberg lange der Meinung, es sei besser, die ›böse Lust‹ und die damit einhergehende Kleinkriminalität an einem Ort zu konzentrieren und zu kontrollieren, als sie durch Verbote in die Gassenwinkel und Hinterhöfe zu verdrängen,

wo es sehr viel schwerer für die Stadtbüttel war, nach dem Rechten zu sehen. Mancher Handwerksmeister, hieß es in einem Gutachten, habe »an Gesellen sechs oder acht in der Werkstadt«, außerdem komme »teglich viel fremdes gesindt von Reitern und anderen hirher«. Wenn »sich nun dieselben ihrer bösen Lust aus Mangel des gemeinen Hauses nicht entschütten können«, würden sie eben andere Wege suchen.

Dieser sozialpolitisch
motivierte moralische
Pragmatismus war mit der
religiösen Grundsätzlichkeit
der evangelischen Prediger
nicht vereinbar. Gott mochte
im ehelichen Schlafzimmer
durch die Finger sehen, nicht
im Hurenhaus. Ist »das nicht
ein jämmerlich Ding«, klagte
Luther in der Adelschrift
gleich nach dem Absatz über
den »Missbrauch des Fressens
und Saufens«, daß »wir
Christen unter uns sollten

halten freie, allgemeine
Frauenhäuser, obgleich wir alle
zur Keuschheit getauft sind?«
Die von den Stadtvätern
vorgebrachten, nicht nur in
Nürnberg kursierenden
pragmatischen Gründe zur
Duldung der Bordelle waren
ihm bekannt: »Ich weiß wohl,
was etliche dazu sagen; auch
ist es [...] schwerlich
abzuschaffen, dazu solches
besser als eheliche und
jungfräuliche Personen oder
noch angesehenere

zuschanden zu machen. Sollten aber hier nicht bedenken weltliches und christliches Regiment, wie man demselben nicht mit solcher heidnischen Weise könnte zuvorkommen?« Der Trieb lässt sich nun einmal weder wegpredigen noch wegbeten, also muss die Obrigkeit auf Regelungen sinnen. Das läuft entweder auf Kanalisierung oder auf Sanktionierung hinaus. Die traditionelle Kanalisierung in Frauenhäuser lehnen Luther

und die nachfolgenden evangelischen Geistlichen ab. Es bleibt die äußere Sanktion und der Appell an die innere Selbstkontrolle. Schließlich gäbe es Männer und Orte, die ohne Bordelle auskämen: »Ja, wie halten sich viele Städte, Märkte, Flecken und Dörfer ohne solche Häuser? Warum sollten sich große Städte nicht auch halten?«

Die Ehe im Recht und das Recht in der Ehe

Eine Ehe ist geschlossen, wenn jemand, der das Recht dazu hat, feierlich verlautbart, dass sie geschlossen ist: ›Hiermit erkläre ich euch für Mann und Frau‹. Es folgt der Segen, wenn der Pfarrer das gesagt hat, die Unterschrift, wenn es vom Standesbeamten kommt.

In den 1520ern und 1530ern war keineswegs klar, wer das Recht hatte, eine Ehe zu schließen, und wie öffentlich eine solche Eheschließung sein musste, um anerkannt zu werden – anerkannt von wem? Wie sollte zum Beispiel ein Gericht bei Erbstreitigkeiten entscheiden, wenn das alte Eherecht nicht mehr gültig und ein neues noch nicht geschaffen war? Wie ließ sich zwischen vorgespiegelten und tatsächlich geschlossenen Ehen

unterscheiden? Welche
Rechtsstellung hatten die
Kinder, und auf welche Weise
war diese Rechtsstellung zu
dokumentieren? Wie
bewerkstelligte man den
verlässlichen Aufbau von Tauf-
und Eheregistern, die eine
Voraussetzung für die
Beantwortung dieser Fragen
waren? Und wie verhält es sich
mit den Konkubinen und
heimlichen Ehen der Kleriker,
wenn in einem Landesteil die
Pfarrer heiraten durften, sogar

mussten, wenn sie eine Frau im Haus hatten, und sie in einem anderen Landesteil zwar die Frau im Haus behalten, aber nicht heiraten konnten?

Viele katholische Kleriker lebten unter stillschweigender Duldung der Kirche in Konkubinen, die Fürstbischöfe mit Mätressen, die Landpfarrer mit Mägden. Das Volk zürnte mit zusammengebißenen Zähnen, wenn die Mätressen zu viel verschwendeten, oder lachten

dem Dorfpfarrer offen ins Gesicht, wenn seine Moralpredigten zu aufdringlich wurden. Die Kirche schwieg und ließ die Leute gewähren. Doch jedes Mal, wenn eine Verbindung ›legitimiert‹ werden sollte, führte das zu erheblichen Schwierigkeiten. Und zwar keineswegs nur in den Gegenden, in denen der Zölibat weiter galt, sondern auch in den evangelischen Territorien.

Dort waren die katholisch

sakramentalen Regeln außer Kraft, aber evangelische Eheordnungen fehlten noch. Es fehlten sogar die Gremien, die sie hätten ausarbeiten, die Behörden, die sie hätten erlassen, und die später aus Juristen und Theologen zusammengesetzten Konsistorien, die ihre ordnungsgemäße Anwendung hätten überprüfen können. Im lutherischen Sachsen dauerte diese Zeit des Übergangs und der Unsicherheit nahezu zwei

Jahrzehnte, im Zürich Zwingli wurde bereits Mitte der 1520er eine neue Ehegerichtsbarkeit aufgebaut. Aber eine mittelgroße Stadt mit leicht überschaubarer Bevölkerung ist etwas anderes als ein Territorium mit vielen Kirchtürmen und entsprechend vielen Horizontbeschränkungen.

Im evangelischen Hessen dauerte es bis in die 1540er, bis die geistlichen Konkubinate in gültige Ehen umgewandelt

wurden. Vielen Pfarrern war die neue Gesetzesauffassung recht, manchen aber auch nicht. Ihnen musste die »Legitimierung« ihrer Verbindungen abgezwungen werden. In einem dieser Fälle versicherte der von Landgraf Philipp eingesetzte Landesvisitator Antonius Corvinus, dass ein bislang widerspenstiger Detmolder Pastor seine Magd als »Jungfrauen beschaffen und etliche kinder mit Ir gewonnen,

zu der heiligen ehe genommen
und sie hinfurt für sein ehelich
gemahel zu halten zugesagt
hat.«

Ausgestorben sind die
Deutschen trotz der
Rechtsunsicherheit im
Durcheinander der
Reformation nicht. Man wusste
sich von Kirchspiel zu
Kirchspiel und von Region zu
Region auf unterschiedliche
Weise zu helfen und richtete
weiter Hochzeiten aus. Die
Bedingungen der Heirat und

die Art des Hochzeitsfestes mussten die Familien untereinander verhandeln. In der *Bauernhochzeit* von Hans Folz geschieht das auf sehr drastische Weise. Der Vater der Braut attestiert seiner Tochter, »Fud, arß und tutten hastu je gnug«. Das derbe Stück gibt nicht die Wirklichkeit auf dem Land wieder, sondern die unflätigen Vorstellungen, die man in der Stadt davon hatte.

In Stadt und Land hatte die

Frau stets noch etwas anderes in die Ehe zu bringen als sich selbst. Welches ›Heiratsgut‹ dabei als angemessen galt, hing von den Gepflogenheiten und ebenden zwischenfamiliären Verhandlungen ab. Das konnte Dimensionen erreichen, die es töchterreiche Aristokraten vorziehen ließ, einen Teil der weiblichen Nachkommenschaft in Klöstern zu versorgen (zu entsorgen, könnte man meinen). Das war nicht

kostenfrei, aber doch billiger als eine Mitgift.

Die ›Morgengabe‹ des Mannes fiel niedriger aus als die Mitgift der Frau. Außerdem blieb sie in männlichem Besitz, lediglich das, was mit diesem Besitz erwirtschaftet wurde, ging an die Ehefrau. An die künftige Ehefrau indessen ging der ›Mahlschatz‹, das Verlöbnisgeschenk des Freiers. Diese uralte, regional sehr verschieden gehandhabte Gepflogenheit sicherte das

Eheversprechen des Mannes bei der Familie der Frau materiell ab, vor allem für den Fall, dass der Mann dieses Eheversprechen brach. Der Mahlschatz oder Treuschatz blieb dann im Besitz der ›sitzen gelassenen‹ Frau und ihrer Familie.

Besitzrechtliche Regelungen sind unvermeidbar, sobald es überhaupt Besitz gibt, sei es nun eine Kuh und ein Sparstrumpf oder ein Bergwerk und eine Münztruhe.

Die Heiratspolitik der Patrizier war darauf bedacht, die Erbmassen der Familien zu mehren und ihren Status zu steigern. Liebe kann man mit Geld nicht kaufen. Ehen mitunter auch nicht. Zwischen der älteren Patrizierfamilie der Welser und den neureichen Fuggern gab es keine Heiratsverbindungen, während Ende der 1540er die vierzig Herren, die nach der von Kaiser Karl erzwungenen Neuordnung des Augsburger

Stadtregiments die Macht innehatten, allesamt miteinander verwandt oder verschwägert waren.

Hatten sich die Eltern über die Heiratsmodalitäten geeinigt, mussten auch die Heiratenden selbst einig werden. Im Idealfall (für die Eltern) wollten die Kinder wie die Eltern. Eine heiratsfähige »junckfraw« im *Fortunatus*, sie ist schon etwas alt, nämlich zwanzig, drückt das artig so aus: »ich wil nit wollen. dann

welchen mir mein vater und muter gebent, den wil ich haben«. Im Leben ist das Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern schwerer herzustellen als in einem Roman. 1526 teilte eine Frankfurterin ihrem in Wittenberg studierenden Sohn Johann brieflich mit, ein »Hausvater« habe durch eine »ehrliche Person« vorfühlen lassen, ob Johann dessen Tochter heiraten möchte. »Darum, lieb Sohn, so laß ich

dich wissen, daß mir die Jungfrau wohl gefällt mit allem ihrem Wesen«. Außerdem »ist auch die Mutter eine ehrbare feste Frau«. Luther brachte das, worauf die Frankfurterin Wert legte, in seinen *Tischreden* wenig charmant auf den Punkt. Man müsse immer »nach dem Leumund der Mutter des jungen Mädchens fragen. Warum? Weil das Bier im allgemeinen nach dem Faß riecht.« Johanns Mutter fuhr in ihrem Brief fort: »Denn wer nit

eine geschickte, feste Frau hat, sei sie auch so fein und so reich, als sie will, so wird doch ein armer, kümmerlicher Mann aus ihm. Darum, lieb Johann, wenn du mir darin folgen willst, so wollt ich dir's mit aller Treue raten.«

Hatten die Töchter und Söhne auch ein Wort mitzureden, wenn die Eltern neue Familienbände ›knüpften‹? Dieses Problem war so wichtig, dass Luther ihm eine eigene Schrift widmete:

Daß Eltern die Kinder zur Ehe nicht zwingen noch hindern, und die Kinder ohn der Eltern Willen sich nicht verloben sollen. Die familiäre Übereinkunft, die diesen Grundsätzen zufolge für das Schließen einer Ehe Voraussetzung war, konnte nicht immer erreicht werden. Das anzunehmen wäre lebensfremd gewesen. Deshalb unterschied Luther zwischen christlichem und menschlichem Verhalten. Christlich ist es,

gemäß dem Titel seiner Schrift zu handeln. Wenn das nicht gelingt und es bloß menschlich zugeht, dann hat der Vater die Übermacht, »und das Kind ist schuldig, ihm zu gehorchen, und der Vater hat Macht, zu zerreißen das Gelübd, so das Kind getan hat, und das Kind hat nicht Macht, sich hinter dem Vater zu verloben.«

Vor der Trauung wurde innerhalb der Familien und zwischen den Familien verhandelt, nach der Trauung

unter den Familien gefeiert. Bei diesen Festen trafen die erweiterten Familienkreise aufeinander, demonstrierten einander ihren Status und bewirteten und beeindruckten die Gäste – mitunter mehr, als man sich eigentlich leisten konnte.

Die Verausgabung bei Hochzeitsfesten (wie die bei Begräbnisfeierlichkeiten) hatte schon die katholische Kirche einzuschränken versucht. Die evangelischen Landesfürsten

gingen mit neuem Elan gegen die Sitte ruinöser Familienfeiern vor. Wenn allgemeine Appelle nichts bewirkten, führte das zu recht detaillierten Vorschriften wie in einer Reformationsordnung von 1526: Man solle auf der Hochzeitstafel Suppen servieren, verschiedene Sorten Fleisch, Gemüse, Kraut und Erbsen; und Bier, aber keinen Wein. Wenn aber einer doch Wein »geben wolt, der sol es jederzeit unsern amptleuten

ansagen, die sollen ihm ein
anzahl erlauben, damit maß in
diesen und allen dingen
gehalten werde.« Sogar Jesus,
der auf der Hochzeit zu Kanaan
Wasser in Wein verwandelte,
hätte bei einer solchen
Bierhochzeit nicht mehr tun
können, als die selbst gebraute
Brühe in Einbecker Starkbier
zu verwandeln.

Viele Eltern werden dankbar
gewesen sein, sich unter dem
Schutz behördlicher
Beschränkungen dem Druck

zur familiären Verausgabung
entziehen zu können.
Wohlhabendere und
vornehmere Familien
wiederum fühlten sich in ihren
Möglichkeiten beschränkt,
Wohlhabenheit und
Vornehmheit zu
demonstrieren. Wofür erwirbt
man Reichtum und erkämpft
Rang, wenn man nicht zeigen
darf, was man hat und wer man
ist? Der Roman *Fortunatus*, in
dem Status und Vermögen eine
so große Rolle spielen, erwähnt

schon in der Vorrede, dass es »gewonhait ist, dass reich leut ire reichtumb und herrlichkaitten in sonderhait« auf Hochzeiten beweisen.

Das gilt nicht nur an Fürstenhöfen und in den Stadtpalästen der Finanzkaufleute, sondern auch auf den Anwesen der Landleute. »Ich kenne Bauern«, schrieb der Humanist Jakob Wimpfeling, »die bei der Hochzeit von Söhnen und Töchtern oder bei Kindstaufen

so viel Aufwand machen, daß man dafür ein Haus und ein Ackergütchen nebst einem kleinen Weinberg kaufen könnte. Sie sind in ihrem Reichtum oft wahrhaft verschwenderisch in Nahrung und Kleidung und trinken kostbare Weine.« Andere Bauern konnten kaum einen Krug Bier vor dem Gast auf den Tisch stellen, und je nach Rechtsstellung durften sie nicht einmal heiraten ohne die Zustimmung ihrer Herren.

Auch dem Maler Jörg Ratgeb war es so ergangen. Hinweis

Nach geschlossener Ehe konnte die Obrigkeit ebenfalls einschreiten, etwa bei ›häuslicher Gewalt‹, wie wir das nennen würden: »Ein schneider, [...] ein zenckischer mensch«, erzählt das *Rollwagenbüchlein*, »welchem die frauw, wiewol sie frumm und treuw was, [...] kundt [...] doch nimmer recht thun; er war allweg mit ir zu unfrieden, schlug und raufft sy stetz.

Deßhalb die oberkeit darinn
sehen muß und legt in ein
zeitlang in gefencknuß. Und als
man meint, er hett nun wol
gebüßt, [...] ließ man in wider
herauß; er aber müßt ein eydt
schweren, das weib nimmer zu
schlahen, sunder solt
freundtlich mit ir leben, auch
lieb und leid mit leiden, wie
sich under eeleuten gebürt.«
Der Schwur hält nicht lange,
das Prügeln geht wieder von
vorn los. Das wäre weder der
Xanthippe im Ehedialog des

Erasmus noch der Braut aus der *Bauernheirat* von Folz passiert. Die eine versichert ihrer Freundin Eulalia, beim Zweikampf hätte ihr Gatte »schon gemerkt, dass er es mit keiner Memme von Frau zu tun hat«. Die Bauernmaid bei Folz bedingt sich bei den Heiratsverhandlungen aus, nicht geschlagen zu werden. Andernfalls würde sie zurückschlagen. Das wiederum lässt den Bräutigam zurückschrecken. Die Hochzeit

kommt nicht zustande.

Des »Weibes Wille, wie Gott saget« und Luther predigt, soll »dem Manne unterworfen sein und der soll ihr Herr sein«. Aber man soll »nicht mit großen Knütteln, Flegeln oder ausgezogenen Messern« regieren, sondern wie ein Winzer, der die Rebstöcke, die ihm Frucht tragen sollen, nicht mit einer Wagenkette festbindet, »sondern ein fein behend Strohbandelein« dazu nimmt. Was aber die weibliche

Putzsucht angeht, ist doch die harte Hand des Mannes gefordert. Man solle sich ein Vorbild daran nehmen, wie der ›Türke‹ seine Weiber ›halte‹, nämlich »in solchem Zwang und schönem Benehmen, daß bei ihnen nicht solch Vorwitz, Üppigkeit und Leichtfertigkeit und anderer überflüssiger Schmuck, Luxus und Pracht unter den Frauen ist wie bei uns.«

Das Prunken ist nicht auf die Frauen beschränkt, sondern

überall verbreitet, wo Menschen sich miteinander vergleichen, um sich voneinander zu unterscheiden. Aber Hochmut kommt vor dem Fall, heißt es. Ebendies war das Thema eines hochmütigen, aus zwanzig Leinwandstücken zusammengesetzten Deckengemäldes, das Georg Pencz 1534 für einen Saal herstellte, der eigens für eine Augsburger Patrizierhochzeit errichtet wurde. Das Panoramabild zeigt, wie der

junge Phaeton Hinweis, im
Sonnenwagen über den
Himmel rasend, die Kontrolle
über das Fahrzeug verliert.
Würden wir unter den
Hochzeitsgästen sitzen und zur
Decke emporblicken, hätten
wir das Gefühl, Pferde und
Wagen und Phaeton selbst
stürzten auf uns nieder. Man
möchte den Kopf einziehen
oder sich unter die schwer
beladene Tafel ducken. Die
Ehe, die unter diesem
perspektivisch raffiniert

gemalten Leinwandhimmel
begonnen wurde, hatte selbst
keine Perspektive und hielt
nicht einmal fünf Jahre.

Die Scheidung

Die Ehe ist der katholischen Lehre nach unauflöslich, daran hält sich die Kirche bis heute. Wenn Laien von katholischer ›Scheidung‹ sprechen, ist das wie oft bei theologischen Themen unrichtig, laienhaft eben. Ein bürgerlicher Vertrag kann geschlossen und nach den Vertragsbedingungen wieder

gekündigt werden. Nach katholischer Auffassung ist die Ehe jedoch kein Vertrag, sondern ein Sakrament. Es ist wie beim Sakrament der Taufe: einmal getauft, immer getauft. Man kann aus der Kirche laufen, dem Glauben abschwören oder den lieben Gott einfach einen guten Mann sein lassen. Für die Kirche, die Gläubigen und den lieben Gott bleibt man trotzdem getauft.

Wer sich katholisch trauen lässt, kann sich standesamtlich

scheiden lassen, bleibt jedoch kirchlich verheiratet. Eine erneute kirchliche Heirat ist nicht möglich, und bei standesamtlicher Wiederverheiratung ist eine Teilnahme an den Sakramenten ausgeschlossen, etwa an der heiligen Kommunion. Wer sich trotzdem eine Oblate auf die Hand legen lässt, der lässt sich eben bloß eine Oblate auf die Hand legen, nicht mehr den Leib Christi.

Es gibt nur einen Weg, aus

der sakramental unauflöslichen katholischen Ehe zu kommen: Es muss nachgewiesen werden, dass man in die Ehe im sakramentalen Sinn überhaupt nicht hineingekommen ist, weil wesentliche Voraussetzungen dafür fehlten. Ebendiesem Nachweis der Nichtigkeit des sakramentalen Bündnisses dient das Annullierungsverfahren, das Laien ›kirchliche Scheidung‹ nennen.

Das sakramentale Konzept

der Ehe bildete sich in einem
Jahrhunderte währenden
Prozess heraus und ist wie alles
im Kirchenleben, ob im
katholischen oder
evangelischen, historisch. Auf
dem Tridentiner Konzil (1545–
63) wurde die Ehe
ausdrücklich als Sakrament
bestätigt, um zu
dokumentieren, dass es sich bei
ihr nicht um ein ›weltlich Ding‹
handelte, wie Luther gepredigt
hatte.

Luther hielt an der Heiligkeit

der Ehe fest, leugnete jedoch ihren Status als Sakrament – wobei ›leugnen‹ ein irreführender Ausdruck ist. Das mochte aus katholischer Perspektive zutreffen, aus protestantischer Perspektive war es die Kirche, die gelogen und die Gläubigen in einer Sache von sich abhängig gemacht hatte, die nur für das irdische Dasein wichtig war, nicht jedoch für das ewige Heil.

Allerdings war die theologisch saubere Trennung

von Diesseits und Jenseits,
weltlich und geistlich im
weltlichen Diesseits nicht ohne
Weiteres durchzuhalten, zumal
die protestantischen
Amtsträger mit der
Neuordnung der
Eheverhältnisse in den
reformierten Gebieten befasst
waren und den Mitgliedern
ihrer Gemeinden
familienpraktische
Orientierung zu geben hatten.
Wie verhält man sich bei
Glaubenskrisen des Partners?

Wie erzieht man die Kinder?
Eine evangelische
Kirchenordnung vom Ende der
Lutherzeit definiert: »Die Ehe
aber bei den Christen ist eine
rechtmäßige, von Gott
verordnete Zusammenfügung
eines Manns und Weibs, welche
zusammen gegeben werden,
von Gott nach seinem Wort und
Befehl, mit beiderseits
Freundschaft, gutem Gewissen,
auch ihrer beider Verwilligung,
dass sie bis an ihr Ende für und
für in aller Gottseligkeit, Zucht

und Gerechtigkeit
beieinanderwohnen und ihr
Leben in der allerhöchsten
Gemeinschaft aller Ding, in
Lieb und Leid beschließen
sollen, Kinder zu zeugen und
dieselbigen Gott, seiner
Kirchen und gemeinem Nutz
recht aufzuziehen, Unzucht zu
vermeiden und dass eins sich
dem andern als ein Gehilfe, ihm
von Gott gegeben, nicht allein
zu diesem, sondern auch zum
ewigen Leben erzeige und
beweise.«

Der Schluss des Zitats ist heute möglicherweise irreführend. Gemeint war nicht das Fortbestehen der wechselseitigen Bindung der Eheleute im ewigen Leben, sondern das helfende Miteinander in der Vorbereitung darauf. Eine Scheidung war auch bei den Protestanten nur in Ausnahmen möglich, bei Ehebruch etwa oder bei Kinderlosigkeit, die – ›natürlich‹ – der Frau angelastet wurde, nicht nur

von den Männern, auch von
den anderen Frauen.

›Weibermacht‹

Wären wir um das Jahr 1525 bei einem saturierten städtischen Handwerker zu Gast, könnte unser Blick auf einen kolorierten Holzstich im Hochformat fallen, der dort im besten Zimmer an der Wand hängt. »Diese figur sol man anschawen« steht über dem Bild. Schauen wir also näher hin:

Dargestellt ist eine bürgerliche Frau mit Haube, Mieder, Puffärmeln und apartem, aber nicht mit überflüssigem Stoff prunkendem Kleid. In der rechten Hand trägt sie ein großes Medaillon mit einem Kruzifix, in der linken einen großen, schlanken Krug mit Klappdeckel, unter den Arm geklemmt eine Schüssel. Auffällig ist das Tierzeug auf dem Bild: eine Taube auf dem Bündchen des Mieders und eine Schlange, um die Hüfte

geschlungen. Noch auffälliger sind der große Schlüssel, der im linken Ohrloch steckt, und das Piercing an den Lippen: ein großes Bügelschloss. Der in ein Kästchen gedruckte Kommentar dazu lautet: »Von gold trag ich vor meinem mundt / Ein schloss, tag, nacht und alle stundt / Auff dass er unnütz red vermeyd / Und niemand nit sein Eer abschneyd.« Der überdimensionierte Schlüssel soll das Ohr öffnen für Gottes

Wort. Die Hüftschlange wird erläutert als Schutz vor »böser lieb und affennspil«. Das alles hat noch Pferdefüße, nicht im übertragenen, im wörtlichen Sinn. Die »weyse fraw« steht tatsächlich auf zwei Pferdefüßen, damit sie »nicht in sünde fall«.

Einem anderen, ebenso konsternierenden Bild werden wir bei unserer biedereren Handwerkerfamilie mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht begegnen. Es handelt sich um

ein satirisches Flugblatt und zeigt, wie einem Mann der Hintern versohlt wird, der nackte Hintern. Er kauert auf der Erde, das Knie seiner Frau im Kreuz, die mit einem gewaltigen Rutenbündel in der Hand zum Schlag ausholt.

Die physische Überwältigung des Mannes durch die Frau war ein dankbares Sujet, inspiriert vom Herkules-Mythos der Antike und von biblischen Geschichten. Auf einem Cranach-Gemälde faltet

Omphale dem Herkules eine Weiberhaube um den mächtigen Kopf. Den behält der Held immerhin auf den Schultern, im Unterschied zu Holofernes, dessen Schädel die schwertkundige Judith beim Schopf packt, oder zu Johannes dem Täufer, dessen Haupt der Salome auf silbernem Tablett präsentiert wird.

Diese Sujets waren durch Beliebtheit konventionell geworden, anders als eine selten ins Bild gesetzte

Geschichte aus dem biblischen Buch »Richter«, die wirklich eine ›Hammergeschichte‹ ist. Der »Feldheubtman« Sissera flieht nach verlorener Schlacht vor seinem israelischen Verfolger und rettet sich in die Hütte Jaels. Luther übersetzt: »Gib mir ein wenig wassers zu trincken, denn mich dürstet. Da thet sie auff einen Milchtopff und gab jm zui trincken und decket Sissera zu. Und er sprach zu jr: Trit in der Hütten thür und wenn jemand kompt

und fragt, Ob jemand hie sey?
So sprich, niemand. Da nam
Jael, das weib [des] Heber,
einen Nagel von der Hütten
und einen Hamer in jre hand
und gieng leise zu jm hinein
und schlug jm den Nagel durch
seinen Schlaff [seine Schläfe],
dass er zur erden sanck«.

Die Heldinnentat wird im
alttestamentarischen Buch
Richter auf eine Weise
besungen, die im
neutestamentlichen
Lukasevangelium zum Vorbild

des Lobliedes auf Maria Hinweis

wurde. »Gesegnet sey unter den weibern Jael, das weib Heber des Keniters. Gesegnet sey sie in der Hütten unter den Weibern.« Dann folgt auskostend noch einmal die Schilderung der Tat: »Milch gab sie, da er wasser foddert. Und Butter bracht sie dar in einer herrlichen Schalen. Sie greifft mit jrer Hand den Nagel und mit jrer Rechten den Schmidhamer. Und schlug Sissera durch sein Heubt und

zuquitzschet und durchboret seinen Schlaff.« Damit immer noch nicht genug: »Zu jren füßen krümmet er sich, fiel nider und legt sich. Er krümmet sich, fiel nider zu jren füßen. Wie er sich krümmet, so lag er verderbet.«

Die üblichen ›Waffen der Frau‹ sind weder Schwerter noch Hämmer, sondern Tränen und Listen, ihr verführerischer Leib und ihre Zunge. Die wird von den Männer am meisten gefürchtet. »Wie aber der

Weybern art ist«, heißt es im *Lalebuch*, »wann sie ein mal angefangen zu bellen, sie nicht bald aufhören können«. Das Zetern und Keifen ist die Alltagswaffe der ›Mindermächtigen‹, wie ein moderner Soziologe sagen würde, mit der sie die männliche Übermacht so lange zu zermürben wissen, bis sie »Meyster Siemann daheyman worden«, wie es im *Lalebuch* heißt, und die ›Hosen anhaben‹, wie es heute noch

eine jener Redewendungen ausdrückt, die den Zeitläufen hoffnungslos hinterherhinken.

Was die leiblichen ›Waffen der Frau‹ angeht, muss unbedingt darauf geachtet werden, dass sie nicht stumpf werden. Die Eulalia des Erasmus rät: »Vor allem mußt du dich [...] davor hüten, im Schlafzimmer oder im Bett irgendeinen Streit heraufzubeschwören. Sei vielmehr darauf bedacht, daß es dort immer heiter und

vergnüglich zugeht. Wenn nämlich dieser Ort, der [...] der Wiederherstellung guten Einvernehmens geweiht ist, durch Zank oder Übellaunigkeit auf irgendeine Weise entheiligt wird, dann ist schon jedes Mittel aus der Hand gegeben, das Wohlwollen zurückzugewinnen.«

Erasmus von Rotterdam, unehelicher Sohn eines Priesters und dessen Haushälterin und selbst zum katholischen Priester geweiht,

lebte ehelos. Seine Eulalia-Erkenntnisse stammten aus zweiter Hand, waren deshalb aber für die Zeitgenossen nicht falsch. Für uns Heutige ist daran überholt, dass die ›weibliche Diplomatie‹ permanent für Ausgleich und Einvernehmen zu sorgen hat. Ermattet sie, wird auch der ›eheliche Frieden‹ brüchig. Melanchthon erlebte das, nachdem er sich widerwillig in eine Ehe hatte hineinluthern lassen. Luther selbst ließ sich

im Häuslichen, von dem er wenig wusste und eigentlich gar nichts wissen wollte, gern von Katharina führen und versorgen. Die damit verbundene Abhängigkeit quittierte er mit jener Herr-Käthe-Ironie, über die sich noch heute die Leute amüsieren.

Die Ehe von Albrecht und Agnes Dürer indessen galt als schwierig. Weil zuverlässige

Hinweis zeitgenössische Zeugnisse fehlen und weil

Zeitreisende ohne diese Zeugnisse nun einmal nicht in ein historisches Schlafzimmer schleichen können, bleibt im Dunkel ebendieses Schlafzimmers, wie die beiden es dort hielten. Ihre Ehe jedenfalls blieb kinderlos. Agnes bekam das besonders zu spüren, seit 1504 ihre Schwiegermutter Barbara ins Haus geholt worden war. Sie hatte, Albrecht mitgezählt, achtzehn Kinder geboren, von denen fünfzehn vor dem

Erwachsenwerden starben.

Vom Kinderkriegen und Kinderverlieren

Im Februar 1556 schrieb die Magd Walpurg Möllerin an den Rat der Bergstadt Freiberg, um sich über ein gebrochenes Eheversprechen mit Kindsfolge zu beschweren: Sie versichert, dass »er myr, vor got, Rechtschaffne und krefftige wort gab, die die ehe binden

und belangen, dass ich seinen
willen that und [er] eyn kindt
mit myr zceugette.« Das
Konsistorium zu Meissen habe
ihn aber gegen eine
Unterhaltszahlung für das Kind
vom Eheversprechen
entbunden. »Nhu hat er sich
zcum andern male wider zcu
mir gesellet, do er sagette,
wuste ich dach woll, dass ich
niemandes sey, nach sein khan,
dan gottes und sein. Er wolde
och nymandes sein, dan
Gott[es] und meyn, Ich solde

seinen willen widerumb thun,
er wolde mit der ehe kurzlich
vor faren, auff solche wort habe
ich seinen willen abermals
vorbracht. Nhu bit er uff
seinem neyn sagen, wie
zcuvorn, Ich sall diß alles
beweisen. Szo weis alle welt,
dass man in solchen hendeln
nymantt lest zuesehen, darumb
ichs nicht anders zuebeweisen
habe, dan dass er mir meinen
krancz und Ere genommen,
och mit dem kinde, dass es
sonsten nimandes dan sein istd,

dieweill ich mein lebenslangk
biß auff diese stunde keines
andern mannes schuldigk
worden, dan seiner.« Sie
verlangt die ausstehende
Entschädigungszahlung und
will ihn dann »in Gottes namen
ledigk und loß vor meine
person lassen.« Wenn ihn
»aber Gott erleuchtten werde,
dass Ihn seine gewissen
worden drugken, dass er mich
Ehelichen wolde, will ich Ihn
von herczen gerne haben.«
Wollte man sich zeitreisend in

derlei Liebeshändel, falls es so zu nennen ist, einmischen, müsste man dann darauf hinwirken, dass sie »in Gottes namen« die einmalige ›Ablöse‹ bekommt, aber nicht den Mann? Oder sollte man doch zu einem ehelichen Versuch raten in der Hoffnung, die beiden würden sich ›zusammenraufen‹?

Bei Luther sorgte eine dubiose Hausgenossin mit Kind im Leib ohne Mann an der Hand für Aufregung. Es

handelte sich um die Bauerntochter, die in seinem Haushalt als Nonne Rosina Zuflucht gesucht und vorübergehend gefunden hatte

Hinweis. »Wer weiß, was sie mehr im Sinn gehabt«, meldete Luther im Januar 1544 dem Leipziger Stadtrichter, nachdem die falsche Rosina wieder verschwunden war, »denn ich sie bei mir in meinen Kammern und bei meinen Kindern in großem Vertrauen gehabt. Zuletzt hat sie Etliche

[Kerle] an sich gezogen und ist von dem einen schwanger geworden und hatte meine Magd gebeten, sie sollte ihr auf den Leib springen, die Frucht zu töten. Sie ist mir nur durch meiner Käthe Barmherzigkeit entkommen«.

Schon in sozial geordneten Lebensverhältnissen brachten Schwangerschaften und Geburten für die Frauen Gefährdungen aufs Äußerste mit sich. Die ›Kindsnöte‹ waren wirklich welche. »Das Weiblin

kundt sichs nicht erwern, / Sie muß ein Kindelein geben«». So putzig hingereimt ging es nicht zu wie in diesem Alberus-Verslein, wenn es ans Gebären und dabei vielleicht ans Sterben ging. Im Schweizer Wallis mussten »die Männer in Kindesnöten bei ihren Frauen sein, damit sie später desto mehr Geduld mit ihnen haben«, berichtete der als Hirtenjunge aufgewachsene Baseler Pädagoge Thomas Platter. Sie sollten sehen, was ihre Frauen

auszustehen hatten. Bei der Geburt seines Sohnes verhielten sich die seiner Frau helfenden Baseler Frauen so, »daß ich nicht sah, was sie taten. Trotzdem weiß ich noch, daß mein Hemd damals klatschnaß wurde.«

Die Männer werden schnell wehleidig, wenn Frauen in Wehen liegen. »So dan das weib geberen sol / Erst wirt der man gebeyniget wol«, dichtet Hans Folz. »Mit eiln heist man yn holn die ammen **Hinweis** / Dan

rueff den nachbewrin tzu
samen / Dass man dem weib
ein beystant thu / Erst hat der
man noch rast noch rw / So
langk biß man ym bringt die
mer / Ob es ein sie sey oder ein
er / Und auff ein gefattern weiß
tzu sinnen / Und tzu der
kynttauff leut gewinnen«.

Eine rasche Taufe war wegen
der hohen Kindersterblichkeit
überaus wichtig für christliche
Eltern. Ein Neugeborenes galt
als ›unschuldig‹, da es noch
keine Gelegenheit hatte, etwas

anzustellen. Die Nöte, die es der Mutter machte, lastete man ihm nicht an. Ungeachtet seiner persönlichen Schuldlosigkeit galt das Menschenkind jedoch der Erbsünde verfallen und konnte ungetauft nicht in den Himmel kommen. Nebenbei gesagt führten die Wertungsprobleme, die diesbezüglich bei der Jungfrau Maria aufkamen – Jesus selbst wurde nicht von einem Vater gezeugt, nur von einer Mutter empfangen und

war im Ubrigen von Johannes getauft –, zu ernsten Zerwürfnissen zwischen Dominikanern und Franziskanern. Für die einen war Maria ›erbsündig‹, für die anderen nicht.

Einem ungetauften Kind war der Himmel verschlossen, in die Hölle gehörte es wegen seiner persönlichen Unschuld jedoch auch nicht. Wohin damit? In den Limbus, in den ringförmigen Raum zwischen Himmel und Hölle, wo kein Leid

ist, aber auch keine Freude. In Dantes *Göttlicher Komödie* heißt es niederdrückend über den Limbus: »Da war, soviel man lauschend merken konnte, / kein Weinen, nur ein leises Seufzen noch, / das zitternd durch die ewigen Lüfte ging; / es kam von einem Leiden ohne Qual, / darunter schmachteten in großen Scharen / gar viele Kindlein«.

Eine solche Vorstellung erscheint uns modernen Weltkindern unerträglich. Und

doch hat der Autor in seiner Kindheit mit eigenen Ohren vernommen, wie der katholische Dorfpfarrer ohne Rücksicht auf den Unmut in der Gemeinde von einem ›Land ohne Freud und ohne Leid‹ predigte. Die Theorie vom Limbus, die auf den Kirchenvater Augustinus zurückgeht, ist als theologisches Konstrukt in sich viel stimmiger als der Laieninstinkt, der den meisten (dem Verfasser auch) trotzdem

lieber ist. Hinweis

In den 1530ern malte Cranach auf zwei Holztafeln, wie Christus die Vorhölle besucht. Auch etliche Kleinkinder sind zu sehen. Auf dem einen Bild schwebt im Hintergrund ein Teufelsdrachengewühl in der Luft, das andere zeigt einen Christus, der sich steif nach vorn beugt, um die armen nackten Seelenleiber zu berühren, gleichzeitig aber deutlich auf Abstand achtet.

Sieht man über die zeitgenössische Kulisse hinweg, wirkt er mit seiner Körperhaltung auf moderne Betrachter wie ein Politiker, der sich beim ›Bad in der Menge‹ unwohl fühlt.

Während Folzens Nürnberger Kindsvater überlegt – gewiss ohne Dante zu lesen –, wer wohl als standesgemäßer Taufpate infrage käme, wird der Kindsmutter vielleicht gerade in den Leib gegriffen: »Wo

dann die Zeit der Geburt vorhanden und das Flämlein innerhalb aufbrochen [gemeint ist der Blasensprung], welches auch die Hebamm mit den Nägeln zerreißen kann, soll die Gebärende den Atem hart an sich halten und auf den Gebärstuhl gesetzt werden«. So heißt es im *Schön lustig Trostbüchle von den empfangknussen* des Züricher Arztes Jakob Rueff. Das Werk ist mit Holzschnitten illustriert, die zeigen, was erst von uns in

allerjüngster Zeit
gewissermaßen ›live‹ zu sehen
ist: die Embryonalentwicklung
im Mutterleib. Uns Heutigen,
die wir es für nichts
Besonderes halten, auf den
Bildschirmen der
Ultraschallgeräte die Herzlein
unserer Kinder in der
Fruchtblase schlagen zu sehen,
erscheinen die Darstellungen
des *Trostbüchleins*
›mittelalterlich‹. Aber für die
Menschen der damaligen Zeit
waren sie aufregend neu wie

für die Menschen noch in den
60er-Jahren des 20.
Jahrhunderts die
Ultraschallbilder, deren
Erzeugung einer der Pioniere
des Verfahrens eher als Kunst
denn als Wissenschaft
verstand. Die als Wissenschaft
verstandene Kunst der
Holzschnitte im *Trostbüchlein*
lag in dem Versuch, die aus
Obduktionen gewonnenen
Erkenntnisse über die
einzelnen Stadien in der
Entwicklung des Fötus in der

Gebärmutter (>Bärmutter< bei Rueff) in eine Serie fortlaufender Darstellungen zu übertragen und so den Prozess insgesamt nach- und abzubilden.

Rueff schloss mit seinem Werk an die Pionierarbeit des Eucharius Roesslin an: *Der Swangern frawen und hebammen rosztgarten* von 1513. In beiden Werken verband sich Kolportage-Wissen aus antiken Schriften mit empirischen

Beobachtungen, alles in dem Bemühen, den Fluch Gottes über die Eva mit dem, was menschenmöglich ist, zu lindern. Luther indessen forderte von der Wehmutter herrisch: Bring das Kind auf die Welt und stirb! »Gedenk, liebe Greta, daß du ein Weib bist, und dies Werk Gott an dir gefällt, [...] laß ihm sein Recht an dir. Gib das Kind her und tu dazu mit aller Macht. Stirbst du darüber, so fahr hin, wohl dir, denn du stirbest eigentlich im

edlen Werk und Gehorsam Gottes.« Außerdem seien die »unfruchtbaren Weiber« schwach und ungesund, »die aber fruchtbar sind, sind gesünder, reinlicher und lustiger. Ob sie sich aber auch müde und zuletzt tottragen, das schadet nicht, laß sie sich nur tottragen, sie sind drum da.«

Es fällt schwer, diese Sätze unkommentiert stehen zu lassen. Auch aus ›ihrer Zeit heraus‹ verstanden sind sie in

ihrer schnoddrigen Brutalität
abstoßend. Würden wir als
Zeitreisende zwischen Frauen
unter einer Kirchenkanzel
sitzend von einem Prediger
solche Worte vernehmen,
bräuchten wir nur in die
Gesichter der Nachbarinnen zu
schauen: Du hast gut reden,
Pfaff da oben, du empfängst
nicht, du bist nicht in
Kindsnöten, du stirbst nicht im
Kindbett. Vielleicht verscharrst
du mich sogar nach einer
tödlichen Geburt in einer

abgelegenen Friedhofsecke. In manchen Regionen galten während der Geburt gestorbene Frauen als ›unrein‹. Die Obrigkeit musste darauf dringen, dass sie überhaupt auf dem Friedhof begraben wurden, »an eynem winkel oder an der mauer, do man am wenigsten zu thun hat«, wie in der Breslauer evangelischen Kirchenordnung von 1528 vorgeschrieben.

Trotz seines rüden Tons wusste Luther, wie es mit

Frauen ›in anderen
Umständen‹ zugeht: Wenn
»Gott Gnade gibt, daß das Weib
schwanger ist, so finden sich
zwei Stück. Erstlich, daß dann
das Weib große Schmerzen
und Krankheit bekommt, da
sind Wehtage des Haupts, der
Schwindel, da ekelt und grauet
es ihr vor Essen und Trinken,
da kommt oftmals
ungewöhnlich Erbrechen,
Wehtage der Zähne,
Geschwulst der Beine,
Wehtage des Leibes. Darnach

befällt sie oftmals die Lust, rohe, unnatürliche Dinge zu essen [...] Danach, wenn sie soll gebären, so kommt erst recht Jammer und Gefahr, daß das arme Weib auch mit großer Gefährlichkeit ihres Lebens in Angst und Not ihr Kind muß gebären, und manche muß auch den Hals darüber lassen.« Das hört sich schon anders an.

Der Ethik seiner Zeit entsprechend und genau umgekehrt zu unserer Wertauffassung stellt Luther

das Leben des Kindes über das der Mutter und wird erneut fordernd: Es seien »die Weiber in Kindesnöten zu vermahnen, daß sie ihren möglichen Fleiß allda beweisen, das ist, ihre höchste Kraft und Macht dran stecken, daß das Kind genese, ob sie gleich darüber sterben. Denn etliche Frauen sorgen mehr für sich, wie sie mit dem Leben davon kommen, denn für das Kind«. Das sollten wir Männer nicht übersehen und übergehen, wenn wir Luther

›aus seiner Zeit heraus verstehen‹. Wenn ›etliche Frauen‹ in seiner eigenen Zeit seinen Forderungen eben nicht entsprachen, dann dürfen (und müssen) auch sie ›aus ihrer Zeit heraus verstanden‹ und Luther entgegengesetzt werden, ohne dass wir uns als Zeitreisende vorwerfen lassen müssten, unsere Werte auf die der Lutherzeit zu projizieren.

Luther war auch nur ein Mann, Gott sei Dank, und die menschlich anrührenden

Seiten an ihm kommen dann zum Vorschein, wenn er eben auch nur ein Mann ist. Nachdem eine Bekannte im Kindbett gestorben war, schrieb er: »Es muß die größte Traurigkeit und Herzeleid sein, wenn zwei fromme Eheleute, die sich [...] lieb und wert gehalten haben, leiblich voneinander sich scheiden müssen.« Dann folgt ein Satz, den nur ein Mann wagen darf, der als Prophet mit Gott auf so vertrautem Fuße steht, dass er

sogar mit ihm hadern kann:
»Unser Herrgott ist der größte
Ehebrecher, derselbige fügt
zusammen und scheidet auch
wieder«. Dieser ›Ehebrecher‹
hätte auch ihn und Katharina
beinahe durch deren Tod im
Kindbett geschieden. Daraufhin
veröffentlichte er 1542 *Ein
Trost D. Martini Luthers für die
Weibern, welchen es ungerat
gegangen ist mit Kinder
geben*, übrigens zusammen
mit einer Schrift Bugenhagens
über die ungetauft

gestorbenen Kinder. Vierzehn Jahre vorher hatte er beim Tod seiner eigenen Tochter geschrieben: »Es ist wunderbar, ein wie bekümmertes, fast weibisches Herz sie mir zurückgelassen hat, so werde ich vom Jammer über sie bewegt. Das hätte ich nie zuvor gedacht, daß ein väterliches Herz so weich werden könnte wegen der Kinder.« Und doch müssen Eltern die Rute bereitlegen, um Kindern christliche Moral und

gutes Benehmen beizubringen. Verabsäumt man das, werden die Kinder »eitel freslinge und sewferckel«, die nur »nach dem futter trachten«.

Apfel und Rute

Der heilige Joseph blickt über eine Mauer, und was er da zu sehen bekommt, ist ein starkes Stück: der ›Zipfel‹ des Jesuskinds. Maria hebt den nackten Knaben seiner Großmutter Anna entgegen, die heilige Anna greift dem Jesuskind etwas geziert mit Zeige- und Mittelfinger nach

dem Zipfel. ›Anna Selbdritt‹
(Anna, Maria und Jesus als
Säugling) ist ein überaus
beliebtes Motiv der Zeit.
Männer kommen auf diesen
Bildern nur als Staffage vor,
auch so harmlose wie Joseph.
Die Darstellung der
Handgreiflichkeit der heiligen
Anna auf diesem Blatt des Hans
Baldung Grien aus dem Jahr
1511 ist eine seltene
Ausnahme, gleichwohl nicht
einzigartig. Möglicherweise
spiegelt sich darin nicht nur

eine Mutter- und
Ammengewohnheit, schreiende
Buben durch ›Manipulationen‹
am Geschlechtsteil zu
beruhigen. Die bei Baldung
Grien zugreifende, auf anderen
Bildern nur zeigende Gebärde
ließe sich ebenfalls deuten als
Hinweis darauf, dass das
Jesuskind wirklich ganz und
gar ein Bübchen, Gott in
seinem Sohn tatsächlich
Mensch geworden war und
›unter uns gewohnt hat‹, wie es
das Johannesevangelium

erzählt.

Gottessohn erging es wie jedem von uns Menschenkindern, seit Eva Kain und Abel geboren hat. Wir sind als Babys von schreiender Hilflosigkeit, auch wenn wir nicht in eine Krippe gelegt und von Ochs und Esel angehaucht werden. Diese elementare Hilflosigkeit nach der Geburt hat Sebastian Franck besonders eindringlich beschrieben. Wir werden von der Natur »nacked, bloed,

weerloß mit weychem fleisch,
zarter glatter haut
herausgeworffen«, jede und
jeder von uns ist »lange zeyt
frembder hylffe noturfftig, kan
weder gehen, steen, reden,
essen noch trincken, alleyn
weinen kann ehr«. Zugleich
sind wir in aller Unschuld
Bösewichte. Nicht nur wegen
der Erbsünde, die uns
erlösungsbedürfftig, sondern
auch wegen unserer
Triebhaftigkeit, die uns
erziehungsbedürfftig macht. Die

natürlichen (Luther würde sagen: viehischen) Triebe müssen moralisch gebändigt werden.

Die ersten und wichtigsten Erziehungsinstanzen sind die Mutter (bei Kleinkindern beiderlei Geschlechts) und der Vater (beim heranwachsenden Knaben), jedenfalls in den Familien unterhalb der aristokratischen Oberschicht, in der die Kinder von Anfang an Ammen und Erziehern anvertraut (oder ausgeliefert)

werden. Beim Bürger und Bauern, beim Kaufmann und Handwerker sind die grundlegenden Erziehungsleistungen von den Eltern zu erbringen. Dafür muss eine Rute in der Ecke stehen. Aber daneben, rät Luther, muss – mindestens im übertragenen Sinn – ein Apfel liegen. Zwischen dem körperlichen Schmerz, der jedoch nicht überwältigen und den Gestraften dem Strafenden nicht entfremden soll, und der

sinnlichen Lust, die als Belohnung ebenfalls an- und abgemessen zu sein hat, entfaltet sich das, was wir ›Sozialisation‹ nennen. Luther und seine Zeitgenossen (mütterliche Zeitgenossinnen eingeschlossen) nannten es die Austreibung der ›natürlichen Bosheit‹: »Ein Vater schilt, straft und stäupt sein Kind und ist ihm doch nicht feind; der ist ihm aber feind, der seine Bosheit verschweiget und nicht schilt noch strafet.«

Es gab allerdings kindliche und jugendliche ›Verbrechen‹, die auch ohne Anführungszeichen welche waren oder so angesehen wurden. Die *Carolina* setzte die Strafmündigkeit mit 14 Jahren fest. Der Diebstahl eines Apfels vom Baum eines Nachbarn führte unter Umständen zu ernststen Zerwürfnissen, wenn es dem Vater nicht gelang, den Nachbarn mit der eigenhändigen Bestrafung des Delinquenten zu befrieden. Der

Diebstahl eines Messers konnte schon den Gerichtsbüttel ins Haus ziehen. Dann ging es nicht mehr um väterliche Rutenstreiche, sondern mindestens um eine richterlich angeordnete Entschädigung, ersatzweise um Kerkerhaft, wie in §157 der *Carolina* für minderschwere und erstmalige Diebstähle angeordnet.

Dies ist der Hintergrund für einen zornentbrannten Brief, den Luther über einen Neffen Katharinas, der bis zum

Torgauer Schulbesuch in
seinem Haus aufgewachsen
war, an einen Schulmeister
schrieb: »Ich will der erste
Kläger sein über den Buben
Florian«, der »meint, er sei der
Rute entlaufen, aber sie soll ihn
empfangen«. Der Junge, etwa
zwölf Jahre alt, hatte einem
Sohn Luthers ein
Taschenmesser
abgeschwindelt. Dafür sollte er
an drei aufeinanderfolgenden
Tagen jeweils eine Tracht
Prügel vom Torgauer

Schulmeister bekommen. Von der des zweiten Tages, die Florian wegen seiner Lügen in diesem Zusammenhang erhalten sollte, verlangte Luther, dass sie »bis auf das Blut gehe«. Armer Florian. Wir wissen nahezu nichts über ihn, und wenn in Luther- oder Bora-Biografien sein Name fällt, geht es immer um diese Geschichte mit dem Taschenmesser. Luther selbst wurde sogar wegen einer unerlaubt gegessenen Nuss blutig

geschlagen, wie er sich erinnerte: »Mein mutter steupet mich um einer einzigen Nuß willen, dass das Blut floß.«

Erziehung umfasste das Einüben von ›inneren‹ Werten und äußeren Verhaltensweisen, das ›gute Benehmen‹ eingeschlossen. Wobei

mitunter nicht ganz klar ist, was darunter verstanden werden soll. Bevor man sich mit den Zeitgenossen etwa über die Damen aufregt, die ihre Hündchen überall mit

hinschleppten **Hinweis**, sollte man erwägen, dass die Damen vielleicht unter Blähungen litten. Ihnen wurde deshalb empfohlen, immer ein Hündchen bei sich zu haben, auf das sie ihre Winde schieben konnten. Der gelehrte Erasmus hielt es einerseits für gesundheitsschädlich, wenn Kinder ihre Fürze einhielten, andererseits konnte man sie nicht dauernd mit Hunden herumlaufen lassen. Die weise Lösung des europäischen

Humanisten: Hustet, Kinder, damit man es wenigstens nicht hört.

Wie man sich sonst zu benehmen hatte, erfahren wir aus dem Dialog zwischen einem Knaben und seinem Erzieher: »Wenn dich jemand anredet, dem du Respekt schuldest, stell dich gerade hin und entblöße dein Haupt. Deine Miene sei weder verdrießlich noch finster, noch unverschämt, noch keck oder unstet, sondern beherrscht von heiterer

Bescheidenheit: Der Blick soll sittsam sein, immer auf den gerichtet, mit dem du sprichst, die Füße mußt du geschlossen und die Hände ruhig halten. Du darfst auch nicht zappelig von einem Fuß auf den anderen treten und mit den Händen gestikulieren. Auch sollst du nicht an deinen Lippen nagen, dich nicht am Kopf kratzen und nicht in den Ohren bohren.« Wie wenig sich doch das, was man den Kindern abgewöhnen muss, im letzten halben

Jahrtausend geändert hat. Und was man ihnen angewöhnen will, auch. In einem weiteren Dialog des Erasmus brüstet sich ein (unerträglich artiger) Junge: »Ich eile zur Schule, und was dort von mir verlangt wird, tue ich aus ganzem Herzen.« Er deckt sogar freiwillig den Tisch, und wenn er schlafen geht, legt er sich »nicht auf den Rücken oder auf den Bauch«, dann könnten sich die Hände nach unten verirren, sondern »auf die rechte Seite,

die Arme über der Brust gekreuzt«, und zwar so, »daß die rechte Hand an der linken Schulter liegt und die linke Hand an der rechten Schulter«. Er darf wirklich von sich behaupten: »Ich gebe mir alle Mühe, daß ich keine Prügel verdiene«.

Ähnliches könnte man von den beiden Buben auf einem Holzschnitt sagen, der bereits 1510 in Wittenberg für den Schulbesuch warb: »Denn unser Schul, glaub mir fürwar /

Den weg zu Christo weiset klar.« Auch hier steht eine Anna-Selbdritt-Szene im Mittelpunkt, nur hat Oma Anna die Finger diesmal nicht am Kleinen, sondern umklammert damit einen Buchrücken. Der bescheidene Joseph tritt von der Seite auf die Gruppe zu, demütig den Hut in der Hand. Im Vordergrund hält ein Lehrer ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien und deutet mit dem Zeigefinger der linken Hand auf eine Druckzeile, in

der rechten droht die Rute. Ein ziemlich aufgeputztes Kind stützt eifrig mit dem Händchen den Buchdeckel, das andere, deutlich schlechter gekleidet, streckt sein Köpfchen über die Seite.

Lesenlernen mit Valentin Ickelsamer

Zwei Pulte, zwei Bänke, drei Schüler, eine Schülerin, ein Lehrer, eine Lehrerin, alles in einem großen Raum mit zwei Fenstern, durch dessen Butzenscheiben das Licht fällt. Das Mädchen übt mit der Lehrerin an einem Pult, am gegenüberstehenden

buchstabiert der Junge, hinter sich den Lehrer, der eine Art Stock schlag- oder vielleicht eher anstoßbereit über dessen Hintern hält. Die Szene ist auf Fichtenholz gepinselt und schmückte das Aushängeschild eines Baseler Schulmeisters im Jahr 1516. Über dem Bild ist das Leistungsangebot verzeichnet: auf kürzeste Weise Deutsch schreiben und lesen lernen, Geld-zurück-Garantie inklusive, falls jemand so ungeschickt ist, trotz der

hervorragenden Lehrmethode nichts zu lernen.

Dass das Lesen- und Schreibenlernen nicht zu lange dauert, war der potenziellen Kundschaft wichtig. Wer seine Kinder in der Werkstatt gebrauchen konnte, wollte sie nicht lange in die Schule schicken. Das spielte selbst noch im Titel eines Lehrbuchs des Erfurter und Augsburger Schulmeisters Valentin Ickelsamer eine Rolle: *Die rechte weis, auffs kürtzist lesen*

zu lernen. In der Vorrede leitet er die Wichtigkeit des Lesenkönnens vom Verstehen des Wortes Gottes in der Heiligen Schrift ab: »Lesen können hat ynn langer zeyt nie so wol seinen nutz gefunden als itzo, dweyls seer ein yeder darumb lernet, dass er Gottes wort [...] selbs lesen [...] möge.« Doch ist darauf der Nutzen nicht beschränkt. Das Lesen bringe so viele Vorteile, dass man sich wundern müsse, wie wenige Leute es

beherrschten. Es waren, nach
Einschätzung heutiger
Historiker, allenfalls fünf
Prozent der Bevölkerung. Aber
das hat nur als statistische
Durchschnittszahl Bestand. In
einer entwickelten Stadt wie
Nürnberg dürften es deutlich
mehr, in einem Schwarzwälder
Bergdorf deutlich weniger
gewesen sein.

In den 1530er-Jahren
veröffentlichte Ickelsamer in
etlichen Kleinauflagen seine
Teütsche Grammatica. Sie ist

tatsächlich eine deutsche insofern, als sie die deutsche Sprache nicht mehr in der lateinischen darstellt, sondern erstmals auf Deutsch. Auch dieses Werk ist zugleich eine Leseschule. Es will die Sprache und ihren Aufbau weniger analysieren als kodifizieren, sie durch Vereinheitlichung lehrbar machen. Zu diesem Zweck wandte sich Ickelsamer gegen die herkömmliche Buchstabiermethode, die das Wort erst in seine Bestandteile

zerlegte und dann wieder zusammensetzte, sondern ging von den Lauten aus.

Das ist nicht immer konsequent, aber stets reizvoll. Außerdem wirkt auf uns das Bezugnehmen auf ›natürliche‹ Geräusche irgendwie rührend. Der bodenständige Sprachpädagoge – oder sollte man sagen: Frühlogopäde? – lässt uns beim Lesen regelrecht einen Bauernhof der Buchstaben hören: Das erinnert uns an das Meckern der

Ziegen und Blöken der Schafe
(»geschrey« nennt es
Ickelsamer), »das / f / würdt
geblasen durch die zene / auf
die untern lebtzen gelegt« und
klingt »wie naß oder grün holtz
am feüre«. »Das / g / so die
zung das hinderst des gaumens
berürt / wie die Gens pfeysen /
wenns einen anlauffen zu
beyssen«. »Das / h / ist ain
scharpffer athem / wie man in
die hende haucht.« Das i klingt
wie das Quieken einer
abgestochenen Sau. »Das / l /

ist ein zungenbuchstab / die zung wird oben an den gaumen getruckt / so sich der mund gleich zu lachen und fröligkait schickt. Das / m / hat ain brumende stimm / wie die Küe«. Das o läßt das Pferd stillstehen und kann deshalb als Fuhrleutebuchstaben bezeichnet werden, während das r ein geknurrter Hundsbuchstabe ist. Beim b und p wird es subtil. **Hinweis** Er empfiehlt, es beim p im Unterschied zum b wie ein

Pfeifer zu machen, der die Backen aufbläht und dann die Luft durch die Lippen fahren lässt.

12. Leiblichkeit



*Laus und Leute – Kloaken
oder »wie Ulenspiegel in
die Stuben schiess« – In der
Badestube – Die Pest –
›Frantzosen‹ und
›Englischer Schweiß‹ – Der
Guajakbaum und die*

*Fugger - Paracelsus -
Milzweh und Marzipan -
Anatomie - Hausapotheke
für Zeitreisende*

Laus und Leute

Wer Kopfläuse hat und nicht zum Arzt will, mag so verfahren: Weinblätter und Knoblauch zerstoßen, vermischen und den Kopf damit einreiben, »das ungezyfer styrbt alles«. Das verspricht die *Apoteck für den Gmeine man, der die Ertzet zu ersuchen am gut nicht vermögens*, die Ärzte

also nicht bezahlen *oder sonst in der not allweg nicht erraychen kann*. Das Büchlein stammt vom Wundarzt Hieronymus Brunschwig. Ob es wirklich hilft, mögen Zeitreisende selbst ausprobieren – vielleicht an den Kindern, wenn sie mit einem Hofstaat auf dem Kopf aus der Krippe kommen. Die Mixtur wird unangenehm riechen, aber vermutlich nicht schaden.

Was hingegen Johannes

Tallat im als ›Kreuterbüchlein‹
berühmt gewordenen *Artzney
Biechley* der *kreutter*
empfiehlt, bringt die Läuse mit
Sicherheit um, die Leute aber
auch: Quecksilber »gemischt
mit rosenöl und lorberöl tödtet
die leuß auff dem haupt und
haylet den grind.« Ohne
genauere Angaben zur
Rezeptur wirbt der
»Zanbrecher« in Ammans
Ständebuch: »Hab auch gut
Salbn für Flöhe und Leuß /
Auch Pulver fuer Ratzen und

Meuß.«

In manchen Herbergen und in manchen Schülerschlafsälen »war alles so voller Läuse, daß wir sie nachts unter uns im Stroh krabbeln hörten«, wie etwa Thomas Platter über seine Schulzeit in Breslau berichtet. Es gab »so große Läuse wie reifer Hanfsamen, daß ich wie viele andere in der Stube lieber auf dem Erdboden als in den Betten lag. Die Schüler und Studenten, zeitweise auch der gemeine Mann, steckten so

voller Läuse, daß es kaum zu glauben ist. Ich hätte [...] mir jederzeit gleichzeitig drei Läuse auf der Brust greifen können. Ich ging oft, besonders im Sommer, hinaus an die Oder [...], wusch dort mein Hemd, hängte es an einen Busch, lauste den Rock, während es trocknete, grub ein Loch, warf den Haufen Läuse hinein, deckte ihn mit Erde zu und steckte ein Kreuz darauf.«

Man teilte das Bett und das ganze Leben mit den Läusen.

Und dazu noch mit Wanzen
und Flöhen. Es sei denn, man
sprengte regelmäßig
Ochsengalle mit Essig über den
Strohsack (gegen die Wanzen)
oder Wasser mit Koriander
(gegen die Flöhe). Ein
Flugblatt aus den 1530ern
besingt den immerwährenden
Krieg zwischen Frauen und
Flöhen. Weil nicht einmal der
Papst die Flöhe zu bannen
vermag, stellt sich der Sänger
vor: »Und het ich allweg bare /
ein gulden in der hand, / als oft

die weiber faren / nach flöhen
unters gwand: / ich würd ein
reicher knabe / und het ein
köstlichen zoll, / ich wolt bald
gülden haben / ein ganze truhe
voll!«

Kloaken oder »wie Ulenspiegel in die Stuben schi«

Sie hockt leicht nach hinten
gelehnt nackt auf dem Boden,
stützt sich mit der rechten
Hand ab, hebt die rechte Backe
und – kackt. »Defkierende
Frau« wird die Rtelzeichnung
von Hans Baldung Grien
genannt, und man kann sicher

sein, dass dieser köstlich
kunstwissenschaftliche Titel
nicht vom grünen Meister
kommt.

Das ›Defäkieren‹ und
besonders das Beseitigen der
Fäkalien war – vor allem in den
Städten – eine schwierige
Sache. Die unter Privathäusern
angelegten Senkgruben
mussten von Kloakenräumern
geleert werden, von
›heymelichkeitsfegern‹, wie sie
in Frankfurt genannt wurden.
Die manchmal für die

Nürnberg Grubenleerer
genannte Bezeichnung
>Pappenheimer< ist wohl erst
um 1600 entstanden, und dass
>man seine Pappenheimer
kennt<, hat damit auch nichts
zu tun **Hinweis**.

Etliche dieser Gruben waren
so groß, dass sie nur in
jahrzehntelangen Abständen
geleert wurden. Und manchmal
gar nicht. Die zeitgenössische
Nachlässigkeit hilft heute bei
der Befriedigung der
historischen Neugierde. In die

Gruben flossen nicht nur Abwässer und Fäkalien, es wurden dort auch zerbrochene Töpfe, zerrissene Schuhe, zerlumppte Kleider entsorgt. Blieben die Gruben unausgeräumt, können heutige Archäologen als museale Kostbarkeiten herausholen, was die Zeitgenossen als häuslichen Müll hinabgeworfen haben.

Die Gruben unter den Patrizierhäusern hatten mitunter riesige Ausmaße. Die der Tucher und Behaims in

Nürnberg waren bis zu acht Meter tief bei einem Fassungsvermögen von annähernd 30 Kubikmetern. Die Wasserspiegel der Brunnen lagen häufig nicht tiefer. Es wurde also aus derselben Grundwasserschicht geschöpft, in der sich die Fäkaliengruben befanden.

Die öffentlichen ›heimlichen Gemächer‹, oft nur einfache Holzverschläge als Sichtschutz, wurden an Flussufern oder auf Brücken zusammengezimmert.

Die Flüsse spülten die Abfälle fort und nahmen auch das mit, was die Kloakenreiniger aus den Hausgruben holten und ins Wasser kippten. Was Eulenspiegel in der Badestube hinterließ, war nicht dabei. Die »69. Historie sagt, wie Ulen Spiegel zu Hanower in die Badstüb scheiß und meint, es wär ein Hus der Reinikeit.« Es ist eine dieser widerwärtigen Geschichten, die ihren analen Witz aus Eulenspiegels brutal-primitivem Wörtlichnehmen

beziehen: »Ulenspiegel sprach:
›Daz diß ein Hauß ist der
Reinikeit, daz ist offenbar, wan
wir gon unrein harin und rein
wider haruß.« Mit dem, so
macht Ulenspiegel ein grossen
Huffen zu dem Wassertrog
mitten in der Badstuben, dass
es in der gantzen Stuben
stanck.« Es kommt zu einem
Wortwechsel über innere und
äußere Reinheit und über
Aborte und Schwitzorte, bis
der Bader droht, die Polizei zu
holen, und den Schelm in die

Gesindeküche sperrt. »Dieweil vermeint Ulenspiegel, er wär nit gnug gereiniget in der Badstuben und sicht ein zusammengelegten Disch. Den thut er uff und schi ein Treck daruff und thut den wider zu.« Natürlich entkommt Till und zieht in der »72. Histori« schon wieder blank, indem er »einen Braten u dem Hindern bedrosst, den niemans essen wolt.«

In der Badestube

Weniger langweilig als das
Kurtzweilig Lesen von Dil
Ulen Spiegel ist Wickrams
Rollwagenbüchlein. Aber
warum heißt es eigentlich so?
Weil es, seinem Untertitel
zufolge, »Schwenck und
Historien« enthält, die man
»auff den rollwegen,
desgleichen in Scherheüseren

und Badstuben zu langweiligen zeiten erzellen mag«. Man sitzt beispielsweise neben Luther während seiner letzten Reise ins Mansfeldische auf dem Rollwagen. Der große Mann ist trotz seiner Koliken eingenickt, und das Gefährt rumpelt so langsam vor sich hin, dass man platzen könnte vor Ungeduld. Also kramen wir Wickrams Büchlein aus dem Gepäck? Wir würden, wenn wir nur könnten. Aber als Zeitreisende wissen wir, dass die

Schwanksammlung erst ein knappes Jahrzehnt nach Luthers Tod erschienen ist. Viele der dort erzählten Geschichten sind fest mit den Erfahrungen vor allem der unteren Schichten in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts verwoben. Doch auf dem Bollerwagen neben Luther könnten wir es nun einmal nicht zur Hand nehmen.

In der Badestube würden wir das aus anderen Gründen nicht tun. Zu feucht ist die Luft, zu

nass sind unsere Hände. Der Schweiß würde von der Stirn auf die Buchseite tropfen und Blutspritzer den Einband besudeln, wenn uns der ›Balbirer‹ beim Rasieren die Kehle durchschneidet. Auch davor hat schon Luther gewarnt: »Gleich als ein guter vleissiger Balbirer mus seine gedancken, sinn und augen gar genaw auff das schermesser und auff die har richten und nicht vergessen, wo er sey im strich oder schnitt. Wo er aber

zu gleich will viel plaudern
oder anders wo hin dencken
oder gucken, solt er wol einem
maul und nasen, die kele dazu
abschneiden.«

Rollwagengeschichten liest
man nicht im Bad, sondern
vorher, um sie dann dort zu
erzählen. In die Badestube
nimmt man statt eines Buchs
besser den Badesack mit. Darin
befinden sich je nach Stand
und Status ein Badekittel, ein
Badehemd oder eine
Badeschaube, Badehut und

Badehaube sowie Badetücher,
Bürsten und Kämme. Oder mit
Hans Sachs gereimt: »Wen
man den in das pad will gan /
Ein krueg mit lawgen mues
man han / Badmantl, padhuet
und Hauptuech / Peck,
puersten, kamb, schwamen und
pruech [Bruch]«.

Die Bruch Hinweis sehen wir
auch auf Dürers Holzschnitt
»Das Männerbad«, das
allerdings weniger nach
Reinheit aussieht als nach
›Wein, Weib und Gesang‹,

wobei der ›Gesang‹ ein Gepfeife und Gefidel ist, und der ›Wein‹ ein Humpen Bier, den einer der Herren gerade hinunterstürzt. Das ›Weib‹, vollständig angezogen, hält sich einstweilen im Hintergrund und betrachtet die Szene von der uns gegenüberliegenden Seite aus.

Im »Frauenbad«, mit der Feder gezeichnet, geht es gesitteter zu, trotz des direkten frontalen Blicks, den Dürer uns auf die nackten Damen

gestattet. Der Raum ist im Unterschied zum »Männerbad« nicht bloß eine Art Unterstand, sondern geschlossen, holzvertäfelt, mit Bänken, Zubern und einem gemauerten Kaminofen ausgestattet. Eine der Frauen peitscht ihren wollüstigen Eva-Leib ein wenig mit einem Kräuterbündel, eine juckt sich am Popo, eine andere greift sich kratzend ins Haar und zermalmt wahrscheinlich gerade eine Laus. Vor der Pokratzerin, die das linke Bein

hochgestellt hat, pummelt ein Kleinkind herum und schaut geradewegs da hinein, wo es vor nicht langer Zeit herausgekommen ist. Männer sind auf dem Bild keine zu sehen, allen modernen Gerüchten vom spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Geschlechterdurcheinander zum Trotz.

Im Bad wird nicht bloß gewaschen und geschwitzt, sondern auch geschröpft und

zur Ader gelassen. Im zweiten Fall hat man die Stoffbandagen zum Abbinden, die ›Aderlässbändlein‹, mitzubringen. Auch zum Rasieren bringt der Mann sein Schertuch und das Schermesser mit. Ob die Damen schon epiliert haben, konnte nicht eruiert werden.







Auf dem Gebärstuhl (das ‚Baby‘ ist etwas groß geraten), beim Aderlass, beim Schröpfen in der Badestube – auch die Kreatürlichkeit des Menschen ist kulturell überformt.

Wie man sich sonst zu

verhalten hat, lässt sich der *Bader Ordnung* des eigentlich als Botaniker verdienten Hieronymus Bock entnehmen: Darm und Blase sind vor dem Bad zu entleeren, dicke Menschen sollten nüchtern, dünne innerhalb von drei Stunden nach dem Essen ins Bad gehen. Bei heißem Wetter soll morgens früh oder am Abend gebadet werden. Die ›Badkästen‹ sind einmal täglich zu reinigen. Während des Badens soll weder gegessen

noch getrunken, beim
Verlassen des Bades ein
Bademantel angezogen
werden, damit die kühle Luft
den »erwärmten und
erweichten leib« nicht
anwehen kann, sonst »pflegt er
durch die schweiß löchlein bis
uff das allerinnerst zu
dringen«. Und noch etwas: »So
lang man im bad ligt, soll frau
Venus urlaub haben und ihren
dantz mit andern leuthen
anfahen.«

Damit Frau Venus nicht

anfängt zu tanzen, sollen Männer die Bruch und Frauen ›Badehren‹ tragen, lange Leinwandhemden, die von der Brust bis zu den Knien reichten. In manchen Bädern wurde bei Zuwiderhandlung eine Geldstrafe fällig. In manchen aber auch nicht. »Der möchte wol nehmen großen schaden, / der zur hellen fart gen Baden«, schrieb Thomas Murner **Hinweis**. Was würde der katholische Eiferer wohl empfinden, würde er zur Strafe

für seine Prüderie ins
Fegefeuer heutiger
Saunalandschaften geschickt,
in denen nicht das Nackt-,
sondern das Nichtnacktsein
verpönt, in manchen Bereichen
geradezu verboten ist?

Kein Badehaus ohne Bader
und ohne Balbier. Einen
wirklichen Unterschied
zwischen beiden gab es nicht,
obwohl Ammans *Ständebuch*
zwei Stiche bietet, einen für
den »Balbierer«, einen für den
»Bader«, getrennt nur vom

»Zanbrecher« (»Wolher wer
hat ein bösen Zan / Denselben
ich außbrechen kann«). Der
Balbierer: »Ich bin beruffen
allenthalben / Kan machen viel
heilsamer Salben / Frisch
wunden zu heiln mit Gnaden /
Dergleich Beinbrüch und alte
Schaden / Frantzosen Hinweis
heyln, den Staren stechen /
Den Brandt leschen und Zeen
außbrechn / Dergleich
Balbiern, Zwagen und Schern /
Auch Aderlassen thu ich gern.«
Was die frischen Wunden

angeht: Der Nürnberger Rat verpflichtete 1500 die Wundärzte, die ihrerseits von den Balbierern und Badern nicht (immer) zu unterscheiden waren, Verwundungen zu melden. Auf dem Stich, den Amman nach dem Balbierer dem Bader gewidmet hat, setzt ein Mann in Bruch einer halb nackten Frau (vorn ist sie von einem Badetuch bedeckt) gerade Schröpfköpfe auf den Rücken. Es handelt sich offenbar um das ›trockene

Schröpfen«, bei dem kein Blut fließt, sondern durch das im Glas entstehende Vakuum Partikeln aus dem Hautgewebe in den Glaskopf gezogen werden. Das angeblich von innen heraus reinigende Schröpfen war eine Lieblingstherapie der Zeit neben dem unermüdlichen Aderlassen und dem »Purgieren«, entweder durch die Einnahme abführender Kräutersäfte oder durch das Einführen von Klistieren. Die

großen Spritzen waren gewissermaßen die Lanzen der Kriegsknechte gegen die Krankheit (und oft gegen die Kranken).

Alle drei Therapien mitsamt dem Schwitzen im gedeckten ›Badkasten‹ und dem ganz gewöhnlichen Waschen ließen sich zu Hause bequemer ausführen als im öffentlichen Badehaus, wenn man nicht vorher umständlich den Zuber in den Hof oder in die Küche stellen musste, sondern über

den Luxus einer Badestube verfügte. Im Hause Luther war es erst 1541 so weit. Dafür war das Bad immerhin an die 16 Quadratmeter groß und sein Boden mit Pirnaer Sandstein ausgelegt.

Die öffentliche Badekultur geriet nach 1500 in die Krise. Man fürchtete sich vor dem Wasser, vor den Gästen und vor ihren Krankheiten. Die Seuchen schienen sich über ›giftige Dämpfe‹ auszubreiten und überall in der Luft zu

liegen. Man wusste wenig –
genau genommen nichts – über
die Ursachen von Infektionen,
über ihre Verschiedenartigkeit,
über ihre Verbreitungsweisen,
über ihre
Ansteckungsintensität und
über die Möglichkeiten der
Behandlung. Ohnehin waren
diese Möglichkeiten im
›vorantibiotischen‹ Zeitalter
gering. Wir vergessen
manchmal, wie gut wir es
haben, um es bewusst einfach
(meinetwegen auch einfältig)

auszudrücken. Es sei daran erinnert, dass es unter uns Zeitreisende gibt, die selbst noch in der Endphase der ›vorantibiotischen‹ Epoche geboren sind. Die allerersten Antibiotika kamen nach 1910 zum Einsatz. Aber die erste und noch sehr exklusive Behandlung mit dem rettenden Schimmelpilz *Penicillium* fand 1942 statt. Im Jahr darauf starb Alexandre Yersin, ›Vater‹ der Pest insofern, als der von ihm entdeckte Erreger nach

ihm benannt ist: Yersinia pestis. Er war dem bakteriellen Ungeheuer 1894 auf die Spur gekommen. Vier Jahrhunderte früher hätte sich niemand vorstellen können, was ein ›Bakterium‹ überhaupt ist. Wie hätten die Leute in den Badestuben, den Schröpfer im Rücken und die Säftelehre im Kopf, die tatsächlichen Zusammenhänge begreifen sollen?

Die Pest

»Bei der Pest bläst der Teufel in ein Haus«, sagte Luther, »was er ergreift, das nimmt er hinweg.« 1483 blies der Teufel in Nürnberg, 1504 und 1505 in Erfurt und schon wieder so heftig in Nürnberg, dass aus der Stadt floh, wer es sich leisten konnte wie der Patrizier Wilhelm Pirckheimer. Wer

zurückblieb, konnte nicht auf nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft rechnen. Zu groß war die Angst vor der Ansteckung, wenn die Leute schneller starben, als sie begraben werden konnten. Thomas Platter erinnerte sich, »als ich noch in Zürich zur Schule ging [im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts], herrschte dort eine furchtbare Pest, so daß man beim großen Münster in einer Grube neunhundert und

in einer anderen Grube
siebenhundert Menschen
beerdigte.«

1519 kam es in Zürich erneut
zu einem Ausbruch. Von den
siebentausend Einwohnern der
Stadt starb – nach moderaten
modernen Schätzungen – jeder
vierte. Auch Zwingli erkrankte.
Aber ihm war vom Schicksal
der Tod auf dem Schlachtfeld
bestimmt, und so überlebte
Gottes ›Topf‹ für diesmal. Nach
dem Überstehen der Krankheit
verglich Zwingli in einem

Pestlied den Menschen mit einem Gefäß Gottes, der von seinem Schöpfer geformt und zerbrochen werde wie der Topf vom Töpfer. Drei Jahre später fühlte er sich wieder so kräftig, dass er sich einmischen konnte, als es um die Wurst ging. Züricher Bürger hatten während der Fastenzeit demonstrativ Wurst gegessen, und Zwingli verteidigte in seinen Predigten die ›Speisefreiheit‹. Die ungeheuer wichtige Frage, ob Zwingli den

Mund nicht nur beim Predigen voll genommen hat, sondern auch ›eigenhändig‹ mit der Wurst, bleibt unter Historikern umstritten.

Im Jahr 1516 blies der Teufel in Wittenberg. Luther konnte mit seinem Tintenfass nichts tun, außer die Feder hineinzutauchen und zu beschwichtigen. Am 26. Oktober schrieb er in einem Brief: »Sie reißt höchstens zwei oder drei, doch nicht täglich, bei uns hinweg; beim Schmied

uns gegenüber war ein Sohn
gestern noch gesund, heut ist
er tot, und der andere liegt
angesteckt danieder, ja, sie ist
da, und schreitet fort, grimmig
und schnell«. Und bevor der
Pestatem auch Melanchthon
umblies, der erst im August des
Vorjahres an die Universität
gekommen war, wandte Luther
sich an Spalatin: »Ich flehe
Dich an, laß Philippus abreisen.
Wenn die Pest kommt. Einen
solchen Kopf muß man retten,
damit nicht das Wort

untergeht, das Gott ihm zum Heil der Seelen anvertraut hat.« Im Spätsommer 1527 musste sich Melanchthon schon wieder in Sicherheit bringen. Er floh mit der gesamten Universität nach Jena. Luther blieb wie schon 1516 in der Stadt.

Die Flucht vor der Ansteckung war für diejenigen, die fliehen konnten, das sicherste Heilmittel. Aber versuchten sie damit nicht, vor dem Willen Gottes

davonzulaufen? Und ließen sie dabei nicht ihre Mitmenschen im Stich? Luther wurden diese schwierigen ethischen Fragen gestellt, und er hat sie in *Ob man vor dem Sterben fliehen möge* beantwortet: mit viel Mühe, bedächtig, realitätsnah, redlich um christliche Nächstenliebe bemüht, ohne unredlich die menschliche Liebesfähigkeit zu überfordern. Alles wägt er ab, dann gibt er seinen Rat: »Und denke so: Wohlan, der Feind hat uns

durch Gottes Verhängnis Gift
und tödliche Krankheit herein
geschickt, so will ich zu Gott
bitten, dass er uns gnädig sei
und wehre. Danach will ich
auch räuchern, die Luft
reinigen helfen, Arznei geben
und nehmen. Orte und
Personen meiden, da man
meiner nicht bedarf, auf dass
ich mich selbst nicht
verwahrlose und dazu durch
mich vielleicht viele andere
vergiften und anstecken und
ihnen so durch meine

Nachlässigkeit Ursache des Todes sein möchte. Will mich indes mein Gott haben, so wird er mich wohl finden, so habe ich doch getan, was er mir zu tun gegeben hat, und bin weder an meinem eigenen noch an anderer Menschen Tode schuldig. Wo aber mein Nächster mein bedarf, will ich weder Orte noch Personen meiden, sondern frei zu ihm gehen und helfen, wie oben gesagt ist. Siehe, das ist ein rechter, gottesfürchtiger

Glaube, der nicht dummkühn noch frech ist und auch Gott nicht versucht.«

Die Professoren der Tübinger Universität lagerten 1530 den Lehrbetrieb aus, zu spät allerdings für den Mathematiker und Uhrenbauer Johannes Stöffler, dessen Fakultät nach Blaubeuren umsiedelte, wo er 1531 an der Krankheit starb. In Wittenberg brach die Seuche 1535 wieder aus. Und diesmal verschloss die Residenzstadt Torgau vor den

Wittenberger Pestflüchtlingen
die Tore. Luther schrieb an den
dortigen Pfarrer einen
höhnischen Brief, »weil Eure
Stadt sich so hart vor uns
Wittenbergern fürchtet. Und
ist fürwahr Eure Furcht billig,
denn gestern ist hier ein
ganzes Kind gestorben, daß
nicht ein Haar daran lebendig
blieb, dagegen vier Kinder
geboren.«

An den sächsischen
Kurfürsten in Torgau schrieb
er ebenfalls einen Brief. Er

bedankte sich für die Erlaubnis, die Stadt verlassen zu dürfen, kann jedoch »nicht glauben, daß eine Pestilenz allhier sei«, obwohl »in ein oder zwei Häusern fiebrige Geschwüre auftraten«. Außerdem hat er den Verdacht, dass die Studenten – entsprechend unserem ›Hurra, die Schule brennt‹ – »solches Geschrei von der Pestilenz gerne« hören, »denn etliche die Geschwüre auf dem Schulsack, etliche die

Kolikerkrankung in den Büchern, etliche den Grind an den Federkielen, etliche die Gicht am Papier kriegen!«

In Augsburg trat 1535 die Pest auf. Der Kaufmann Lucas Rem notierte im August, er habe seine Kinder in Begleitung seiner Mutter nach Ulm geschickt, um sie »dem Sterbend«, wie um sich greifende Seuchen in Augsburg genannt wurden, zu entziehen. »Und unterwegs warf der fourmann um und Im [Rems

dreizehnjährigen Sohn] sein linke achsel aus«.

In Regensburg kam es 1536, in Genf im Herbst 1542, im April 1543 und noch einmal 1545 zu Seuchenwellen. Von 1550 bis 1553 wurde Basel von Pestwellen erfasst, denen 1552 auch Sebastian Münster zum Opfer fiel. Im Frühsommer 1552 versetzte die ›Pestilenz‹ wieder einmal die Wittenberger in Angst und Schrecken. Es hatte sich viel verändert im Vergleich zu

1535. Torgau war seit der kursächsischen Niederlage bei Mühlhausen 1547 keine kursächsische Residenzstadt und der Fürst kein Kurfürst mehr. Er war noch immer in Gefangenschaft von Kaiser Karl, wenn die Freilassung auch unmittelbar bevorstand. Jedenfalls wurde die Wittenberger Universität im Juli 1552 nicht nach Jena ausgelagert wie in früheren Jahren, sondern nach Torgau. Anderen Pestflüchtlingen

blieben seit der letzten Juliwoche die Stadttore wie gewohnt verschlossen. Für Luthers Witwe jedoch wurden sie geöffnet. Katharina war es kurz vor Torgau gegangen wie dem kleinen Rem auf seiner Flucht nach Ulm: Der Planwagen stürzte um. Sie wurde verletzt in die Stadt gebracht. Im Spätsommer brach die Pest in Torgau aus. Katharina starb am 20. Dezember 1552, nicht an der Pest, sondern an den

Verletzungen, die sie sich auf der Flucht vor ihr zugezogen hatte.

Worum genau es sich bei den ›Pestilenzen‹ jeweils handelte, ist schwer zu rekonstruieren – doch dürfte es sich in vielen Fällen nicht um die Lungen- oder Beulenpest gehandelt haben, den ›Schwarzen Tod‹ des Mittelalters, sondern um verschiedene Infektionskrankheiten. Die Zeitgenossen benannten sie hilf- und unterschiedslos mit

dem Schreckenswort
›Pestilenz‹, so, wie die damals
noch nicht unterscheidbaren
Geschlechtskrankheiten
allesamt als ›Syphilis‹ oder
›Frantzosen‹ bezeichnet
wurden.

›Frantzosen‹ und ›Englischer Schweiß‹

Die ›Frantzosen‹ stammten aus Italien, der Sache und dem Namen nach. Der Veroneser Arzt und Dichter Girolamo Fracastoro nannte das bis dahin als ›morbo gallico‹, als ›französische Krankheit‹ kursierende Gebrechen 1530 in einem Lehrgedicht nach

Humanistenart gräzisierend
Syphilis. Er nahm dabei Bezug
auf Sipylus, einen Sohn der
Niobe in der griechischen
Mythologie. In den
Metamorphosen des Ovid
schießt Apoll mit dem Bogen
auf ihn, »der zitternde Pfeil
bleibt oben im Nacken stecken,
und unten entragt aus der
Kehle die eiserne Spitze.« Im
Lehrgedicht Fracastoros wird
aus dem Pfeil eine auszehrende
Krankheit.

Wo die ›pösen plattern‹, wie

die Krankheit in Deutschland zeitweise hieß, ursprünglich herkamen, ist umstritten, und zwar bis heute. Vermutlich gibt es den einen Ursprung, von dem aus die globale Verbreitung erfolgte, gar nicht. Es darf jedoch vermutet werden, dass Matrosen des Columbus verschiedene Erreger von den amerikanischen Inseln nach Spanien mitbrachten und spanische Soldaten sie 1494 nach Neapel weiterschleppten.

Zu den vielen bunten Namen der »stolzen Seuche«, wie sie in einem der Dialoge des Erasmus von Rotterdam titulierte wird, gehörte auch der einer ›Neapolitanischen Krankheit‹. So hieß sie, verständlicherweise, bei den Franzosen. Die Engländer sprachen trotzdem weiter von ›French Pox‹, mussten sich aber gefallen lassen, dass die Schotten wiederum von der ›English Pox‹ sprachen. So wurde überall die neue

Krankheit aus der Ferne mit den alten Feinden in der Nähe verknüpft.

Neapel wurde 1494 von einem Söldnerheer des französischen Königs erobert. Nachdem die Stadt wieder aufgegeben worden war, gelangten die Erreger mit den zurückkehrenden Landsknechten, darunter auch Schweizer Reisläufer, über die Alpen und den Rhein hinab weiter nach Norden.

Die ›Frantzosen‹

verbreiteten sich rasch in ganz Europa. Bereits 1496 wies der Nürnberger Rat die Bader an, darauf zu achten, dass »die menschen, die an der neuen krankheyt mala franzoß befleckt und krank sein, in iren paden nit gepadet« werden. Ob sich der Humanist Conrad Celtis die ›Frantzosen‹ während seiner Nürnbergbesuche trotzdem im Bad geholt hat? Bei einem der vier Stadtmädchen Hinweis seines großen Liebesgedichts

kann er sich nicht angesteckt haben, die waren erfunden. Jedenfalls bemerkte Celtis 1498 an seinem Körper die Symptome und bat ausgerechnet die Jungfrau Maria um Hilfe. Für seine Gesundung bedankte er sich mit einer Wallfahrt zur gotischen Lindenholzmadonna in Altötting, deren wunderheilende Kräfte erst wenige Jahre zuvor entdeckt worden waren. Die Kapelle um das Gnadenbild wird heute

noch >frequentiert<, wenn
dieser Ausdruck gestattet ist.
Im Jahr 2006 legte Papst
Benedikt XVI. seinen
Bischofsring, den er als Papst
nicht mehr brauchte, vor der
ohnehin schon
goldüberladenen Statue
nieder. Ob er in diesem
Moment daran dachte, dass
rund ein halbes Jahrtausend
zuvor ein syphilitischer
Humanist der Madonna einen
Dankbesuch abgestattet hat?

Die sehr schnelle

Verbreitung der ›Frantzosen‹ spricht eigentlich dagegen, dass es sich tatsächlich um die heute als Syphilis bezeichnete Krankheit handelte. Wahrscheinlicher ist, dass Fracastoros Syphilis dem ähnelte, was wir heute Gonorrhoe oder Tripper nennen. Über die Behandlung kam es zu gelehrten Auseinandersetzungen, geführt mit der ganzen Wucht der Weltbilder, die hinter den jeweiligen Positionen im

›Syphilisstreit‹ standen. Die einen empfahlen Gebete und Gottvertrauen, die anderen rieten zur Quecksilberkur. Um 1500 war die Quecksilberkur die ›rationalere‹ Methode, heute würde man möglicherweise das Nichtstun (oder Beten) der zusätzlichen Selbstvergiftung mit Quecksilber vorziehen.

Eine andere, nicht weniger geheimnisvolle Schreckensseuche war sudor anglicus, der ›Englische

Schweiß<. Es handelte sich um eine stark infektiöse, mit Herzrasen, Angstgefühlen und hohem Fieber verbundene Krankheit. Die tatsächliche Entstehungs-, Entwicklungs- und Verbreitungsgeschichte ist heute nicht mehr darstellbar, auch die zeitgenössischen Berichte sind trotz gelegentlicher Symptomgenauigkeit insgesamt nicht detailliert genug. Außerdem waren die Jahrzehnte des >Englischen

Schweißes< auch die der Pest und der Syphilis. Den Zeitgenossen war es meist gar nicht möglich, zwischen den verschiedenen Epidemien zu unterscheiden.

Nach drei fast ganz auf England beschränkten Seuchenwellen kam es 1528 zu einem vierten, sehr schweren Ausbruch. Die Krankheit trat Ende Mai zuerst in London auf, verbreitete sich über ganz England und griff auf den Kontinent über. Im Juli und

August 1529 sollen in Hamburg über tausend Menschen an der Krankheit gestorben sein. In vielen deutschen Städten scheint es Ausbrüche mit einer hohen Mortalitätsrate gegeben zu haben, vor allem in Hafenstädten wie Lübeck, Bremen und Königsberg. Aber auch in Dortmund, Köln, Marburg, Ulm, Nürnberg und Augsburg starben die Leute. Der Augsburger Kaufmann Lucas Rem notierte: »Dornstag adi 4 November [1529] ward

Ich, suntag darnach mein weib
[...] am Englischen Schwaiz
krank, und schwitzten Jedes
stet 24 stond. Darvor adi 3 dito
abends starb unser fromer,
triuer diner [...] Mit mir ward
mein kelerin [Pflegerin,
Wärterin], gleich darnach mein
kinds- und undermagtt, auch in
diser zeit meiner muoter 2
megtt krank. War ein on mas
erschreckenliche plag durch die
gantz statt, floh fil volks, und
die pliben, warden mertail
krank, und starbend an der

erst fast [sehr] fil.«

In Marburg schrieb nach Ausbruch der Seuche mit fliegender Feder Euricius Cordus, der erste Medizinprofessor der zwei Jahre zuvor gegründeten Marburger Universität, einen Verhaltensratgeber zusammen: *Eyn Regiment, wie Man sich von der Newen Plage, Der Englisch Schweiß genant, bewaren, und so man damit ergriffen wirt, darinn halten sol.* Die Erkrankten sollen

schwitzen, schwitzen,
schwitzen. Aber von innen
heraus, um die faulenden Säfte
auszutreiben.

Flaumfederbetten oder Pelzdecken seien deshalb zu vermeiden, dafür die Fenster stets schön geschlossen zu halten. Da konnte einem schon heiß werden. Luther spottete im August 1529, seit dem Erscheinen des Büchleins würden die Leute, wenn sie zu schwitzen anfangen, gleich glauben, sie litten am

›Englischen Schweiß‹. Aber im Oktober, er hielt sich zum ›Marburger Religionsgespräch‹

Hinweis in der Stadt auf, setzte er unter einen Brief an den »lieben Herrn Katharina Lutherin« ein Postskriptum. Der Brief endete: »Wir sind noch alle frisch und gesund und leben wie die Fürsten.« Das Postskriptum bezieht sich auf Neuankömmlinge aus Augsburg: »Sie sind ganz krank geworden durch den ›Englischen Schweiß‹, gestern

haben sich nahezu fünfzig
gelegt, von denen einer oder
zwei gestorben sind.«

Der Guajakbaum und die Fugger

Guaiacum officinale ist immergrün, wird bis zu zwölf Metern hoch und hat harziges, sehr hartes Holz. Es ist so schwer, dass es nicht schwimmt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde es im Auftrag der Fugger etwa von Haiti und von den Antillen

nach Europa verschifft. Unter dem vielversprechenden Namen ›Frantzosenholz‹ als Heilmittel gegen Geschlechtskrankheiten vertrieben, richtete es am zu heilenden Körper immerhin weniger Verheerungen an als das üblicherweise zum Einsatz kommende hochgiftige Quecksilber.

Ein »bewert Recept von einem holtz genannt Guaicanum« gegen die ›Frantzosen‹ bietet das

›Kräuterbüchlein‹ des Tallat
von Vochenberg: das Holz mit
der Rinde in kleine Späne
schneiden (Tallat versäumt,
darauf hinzuweisen, wie
schwer das ist bei einem der
härtesten Hölzer überhaupt),
mit frischem Brunnenwasser
übergießen, umrühren und
vierundzwanzig Stunden über
dem Feuer bei mittlerer Hitze
zugedeckt sieden; wenn ein
Drittel des Wasser verkocht ist,
den entstandenen Schaum
abschöpfen und damit die

eiternden Geschwüre morgens und abends bestreichen; den Sud in weiteren sechs bis acht Stunden bis auf die Hälfte der ursprünglichen Wassermenge einkochen, vom Feuer nehmen und vierundzwanzig Stunden mit geschlossenem Deckel ziehen lassen; danach durch ein sauberes Leinentuch seihen und trinken. Dreißig Tage lang!

Ulrich von Hutten, der sich mit zwanzig Jahren als Student in Leipzig mit einer Geschlechtskrankheit,

vermutlich der Syphilis, infizierte, hat sich mit Guajak selbst therapiert und darüber berichtet: »Meinen Beobachtungen nach wirkt das Mittel langsam und gleichmässig, nicht rasch oder stürmisch. Weit entfernt davon, dass seine heilsame Wirkung sofort empfunden wird oder dass es die Schmerzen, die es schließlich vollkommen beseitigt, rasch lindert, wird im Gegenteil zu Anfang der Kur und für die ersten vierzehn

Tage die Krankheit im höchsten Grade akut: Die Qualen nehmen zu, die Geschwüre breiten sich aus, und in der Tat kommt es dem Kranken vor, als ginge es ihm schlechter denn je.«

Hutten widmete seine ursprünglich lateinische Schrift über die Guajaktherapie dem Erzbischof Albrecht von Brandenburg, ohne zu bedenken, dass die Widmung eines Werks dieser Thematik einem Kirchenfürsten eher

unangenehm sein könnte. Die Ungeschicklichkeit hat ihm nicht geschadet – und die Guajakbehandlung nicht genutzt. Er war unheilbar krank, als er im Herbst 1522 die Ebernburg seines selbstschutzbedürftigen Schutzherrn Franz von Sickingen verließ. Sickingen starb im Mai 1523 an den Verwundungen, die er bei der Belagerung von Burg Nanstein erlitt, Hutten knapp vier Monate später auf einer Insel im Zürichsee, wo er auf

Vermittlung Zwinglis bei einem Pfarrer untergekommen war.

Der Glaube an die Heilwirkung des teuren harten Holzes aus Übersee schwand langsam, obwohl es Ärzte gab, die ihr skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden. Zu ihnen gehörte Paracelsus, der in *Vom Holtz Guaiaco gründlicher heylung* (1529) und in *Von der Frantzösischen kranckheit Drey Bücher* (1530) den Fuggern ihre monopolartige Geschäftemacherei mit dem

Wunderholz vorwarf.

Paracelsus

Leberblümchen sind gut für die Leber, Bohnen gut für die Nieren, Walnüsse gut fürs Gehirn, und Krokusse helfen gegen Gelbsucht. Woher man das weiß? Die Blätter der Blümlein erinnern mit ihren Umrissen an die menschliche Leber, die Bohnen- an die Nierenform, die beiden

Walnusshälften an die beiden Hirnhemisphären. Und die Krokusse sind gelb. Was einander äußerlich ähnlich ist, steht in innerer Beziehung zueinander. Und so tragen Pflanzen die Zeichen ihrer Heilkräfte an sich.

Aber was ist Ähnlichkeit? In ihren weiten, sehr weiten Symbolraum gehören Analogien (wie die zwischen der Form der Walnuss- und der Hirnhälfte), räumliche Nachbarschaft, mikrokosmisch-

makrokosmische
Entsprechungen,
sympathetische Anziehungen.
In spöttischer
Zusammenfassung ließe sich
sagen, wenn man Ähnlichkeiten
sucht, werden sich schon
irgendwelche finden: Beim
Leberblümchen sind es die
Blätter, die an eine Leber
erinnern, an eine gesunde; die
Herbstzeitlose ist gut gegen
Gicht, weil ihre Zwiebel einer
Zehe ähnelt, einer
gichtkranken; der Natternkopf

hilft gegen Schlangenbiss, weil sich in die Blütenform ein Natternkopf hinein-, der Schlangenknöterich gegen Schlangenbiss, weil sich aus seiner Wurzel eine Schlange herausdeuten lässt.

Man könnte einen Sprung zu den Heiligen machen und nach ähnlichen Ähnlichkeiten suchen, mit denen sich Verbindungen zwischen (irgendeiner) Eigenschaft und (irgendeiner) Hilfsfunktion herstellen ließen. So hängt in

der Welt alles mit allem zusammen. Und manchmal stimmt sogar die Chemie, wenn ein Kräutlein zufälligerweise eine Substanz enthält, mit der sich die heilende Wirkung erklären lässt, die ihr von der Alchemie zugeschrieben wurde.

Einer der wichtigsten Autoren solcher Zuschreibungen war Paracelsus, kein Wunder-, aber ein Wanderheiler, zeitweise Universitätsdozent, der

Vorlesungen auf Deutsch hielt – er hätte sie wegen seiner dürftigen Lateinkenntnisse kaum anders halten können – und lateinisch überlieferte Bücher der überholten arabischen Medizin verbrannte, nicht wegen des Lateins, sondern wegen ihrer tradierten Irreführungen auf medizinischem Gebiet. Paracelsus beugte sich über Kleines und blickte hinauf ins ganz Große – als Sterngucker und Sterndeuter, der mit

analogischem Blick
Bedeutungsfäden zwischen
dem Einzelnen und dem
Ganzen knüpfte, zwischen
Mikro- und Makrokosmos. Er
dokumentierte überlieferte
Ähnlichkeiten, entdeckte neue,
systematisierte die
analogischen Beziehungen und
verwob alles zu einer
pantheistischen, Gott, Natur
und Mensch umfassenden
Welttheorie.

Die Ordnung der Natur ist
dem Menschen von Gott

gegeben, wir müssen nur ihre Zeichen, ihre ›Signaturen‹ erkennen. »Dan alles, was got erschaffen hat dem menschen zu gutem und als sein eigenthumb in seine hent geben, wil er nit, dass es verborgen bleib, und ob ers gleich verborgen, so hat ers doch nicht unbezeichnet gelassen mit ausendigen sichtlichen zeichen«. Das gilt für die Nuss in der Schale wie für die Sterne am Firmament: »Wir menschen auf erden

erfahren alles das, so in bergen
ligt, durch die äußern zeichen
und gleichnus, auch
dergleichen alle eigenschaft in
kreutern und alles das in den
steinen ist und nichts ist in der
tiefe des mers, in der höhe des
firmaments, der mensch mag
es erkennen.« Wenn man die
Zeichen der Steine zu deuten
versteht, sieht man der Erde
an, was sie in sich verbirgt.
Und wenn man die Zeichen der
Sterne zu deuten versteht,
sieht man der Zukunft an, was

sie verbirgt.

In seiner *Practica Teutsch auff das M.D.XXXV Jar* bot Paracelsus Vorhersagen über das Wetter, über Mond- und Kriegsläufe, Seuchenzüge und Obsternten an. Er prophezeite Teuerungen, die Schicksale von Königen und Kaisern und die von seinesgleichen, den Ärzten: »Künstler in der artzney, des leybs oder der wunden werden dis jars nit glücklich würckung empfinden«. Ihm selbst gelang 1536, im Jahr darauf, endlich

die Publikation seiner *Grossen wundartzney*: von allen wunden, stich, schüsß, bränd, bisß, beynbrüch, und bis 1539 veröffentlichte er für jedes Jahr neue *Practica*, wie man diese prognostischen Broschüren (nicht nur aus seiner Feder) allgemein nannte.

Paracelsus war zugleich Magier und Empiriker. Das ist für uns Heutige nicht mehr ohne Weiteres zusammenzudenken. Dennoch, oder eher deshalb, hat die

Faszination, die schon zu
Lebzeiten von ihm ausging, in
den letzten fünf Jahrhunderten
nicht ab-, sondern
zugenommen. Als Astrologe
zeigte er sich in den *Practica*
mit seinem dubiosen
Zeitgenossen Nostradamus
verwandt, dessen von
Metaphernschwaden
verunklarte ›Vorhersagen‹
trotz ihrer rabulistischen
Unverständlichkeit noch heute
manche Menschen
überzeugen. Als Arzt

verachtete Paracelsus die medizinische Traditionshörigkeit, die in altem Bücherwissen stecken blieb, statt sich um das zu kümmern, was man von ›maga‹, der großen Magierin Natur, lernen konnte. Als Denker hing er an einem Weltganzen, das in seiner symbolischen Gebundenheit eben nicht ›nur‹ symbolisch, sondern auch auf praktisch erfolgreiche Weise deutbar war. An den Zeichen der Natur

kann der Mensch sein Wesen
erkennen – und das aller
anderen Geschöpfe, bis zum
Leberblümchen, das zur Leber
passt, und dem Milzkraut, das
zur Milz gehört.

Milzweh und Marzipan

Dürer hatte einen gelben Fleck, und der Fleck tat weh. Auf einer um 1516 entstandenen Federzeichnung steht der Maler nahezu nackt, nur mit der Bruch ›untenrum‹, vor uns und deutet mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Milzgegend, um die er einen gelben Kreis gezogen

hat. Die Geste erinnert an diejenige, mit der die Annen der Selbstdritt-Bilder aufs Jesus-Glied weisen. Dürer schrieb gern auf seine Blätter, was dort zu sehen ist, bei der hübsch aquarellierten Drahtziehmühle zum Beispiel

Hinweis. Auf dem gezeichneten Selbstbildnis vermerkte er: »Do der gelb fleck ist und mit dem finger drawff dewt, do ist mir we.« Der anrührende Ausdruck meint körperliche Schmerzen, aber mehr noch jenes ›Weh‹,

das von dem androgynen und zugleich matronenhaft wirkenden Engel der Melancholie ausgeht, wie ihn Dürer auf einem anderen Blatt zeigte: den Kopf in die linke Hand gestützt und den Blick ins Nichts gerichtet. Die kraftvollen, keineswegs ›hängenden‹ Flügel machen alles noch schlimmer.

Das Temperament des Menschen wird vom Schicksal gemischt. So stellten es sich die Ärzte und Philosophen der

Antike vor und ihnen folgend auch noch die Gebildeten um 1500. Je nachdem in welchen Verhältnissen Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle im menschlichen Körper standen, prägten sich die Wesenszüge aus: Sanguiniker, Phlegmatiker, Choleriker, Melancholiker. Die Milz galt als Ursprungsorgan der Melancholie, weil dort die Säfte gereinigt und miteinander zum Ausgleich gebracht wurden – oder eben nicht. Die Künstler

und Gelehrten gaben sich gern melancholisch – und waren es oft genug auch mit ihren Stimmungsschwankungen zwischen Euphorie und Niedergeschlagenheit.

Dennoch ist Dürers demonstrative Gebärde keine des Selbstmitleids, sondern eine des Selbstbewusstseins: Seht, wer da vor euch steht! Beim beliebten Motiv des ›Ecce homo‹ (›Siehe, ein Mensch‹) auf zeitgenössischen Gemälden deutet der römische Statthalter

Pilatus mit einer solchen Geste auf Jesus und bestätigt auf diese Weise, ähnlich der heiligen Anna, wenngleich unbewusst, die Menschlichkeit des Gottessohnes. Dürer wird das nicht übersehen haben, als er zeichnete, wie er auf sich selbst wies und auf den gelben Fleck des großen ›Weh‹.

Die Melancholie brachte Kunst hervor, und die Kunst erzeugte Melancholie. Aber manchmal vergessen die Meister, von ihrem Weh

umfassen, das Können und Wollen, so, wie der Engel auf Dürers Radierung den Zirkel in der rechten Hand vergisst in trauriger Erstarrung. In diesen Momenten innerer Ausleerung hilft Marzipan. Walther Rhyff empfiehlt es in seinem ›Krankenkochbuch‹. Agnes Dürer allerdings wird es zu teuer gewesen sein. Die Künstler sollen sich nicht so haben. Sie sollen arbeiten, dann kommen sie nicht ins Grübeln. Konnte sie sich etwa

das Sinnieren leisten? Saß sie tatenlos in der Küche mit leerem Blick in weite Ferne? Dann würde ihr die Magd in nächster Nähe auf der Nase herumtanzen. Und wer würde Albrechts Blätter unter die Leute bringen, wenn sie nicht in Nürnberg mit ihnen zu Markte ginge? Von wegen Marzipan! Höchstens Rüben mit Fleischbrühe.

Dem ›Krankenkochbuch‹ zufolge hilft beides gegen Melancholie: »Marzipan

bereydten: mit Mandelkernen
zerstossen und dem fleysch von
iungen hünern wol zerstossen
und mit zucker süß gemacht
und mit süßem mandelkernenöl
angefeuchtet, mit ein wenig
Zimmet«. Oder »die kleinen
rüblin, erstlich in wasser
gesotten und die brühe
zweimal abgossen, dann des
dritten mals mit guter
fleyschbrühe oder hünnerbrühe
gesotten.« Zum Trinken soll
man einen guten Weißwein
geben, mit Wasser verdünnt

oder mit Zucker gesüßt, je nachdem, was der Kranke gewohnt ist. Außerdem ist der Kranke täglich mit rauen Tüchern abzureiben und in Kamille oder Steinklee zu baden. Nach dem Bad den Körper mit frischem Mandelöl salben. Hilfreich ist außerdem viel Schlaf. Und besonders wichtig: Der Kranke muss sich »allen kummer und melancholische traurigkeit aus dem sinn und gemüt« schlagen, was am besten gelingt, wenn

»man jm seinen willen läßt«.

Ein guter Trick, würde Frau Agnes denken, ohne zu ahnen, dass ein Wiener Magier diesen Trick später einmal als ›neurotischen Krankheitsgewinn‹ beschreiben würde. Die Dürers und Luthers wussten wie Rhyff und Paracelsus noch nichts von der spätbürgerlichen Ödipalseele, die Sigmund Freud um 1900 auf der Couch sezierte wie Andreas Vesalius die Leichen in der Anatomie

während der ersten Hälfte des
16. Jahrhunderts.

Anatomie

Die Seele geht zu Herzen,
könnte man metaphorisch
sagen, oder sie liegt uns am
Herzen, oder sie hat dort gar
ihren Sitz. Hippokrates soll das
gelehrt haben, und viele sind
der Lehre gefolgt. Noch unsere
Sprache ist dieser
Überlieferung herzlich
verbunden und mag sich das

Lebenszentrum, von dem bis zur Erfindung des Hirntodes über Leben und Tod entschieden wurde, nicht einfach als pulsierenden Muskel vorstellen. Wobei dieses muskuläre Pulsieren alles andere als einfach ist, vielmehr so kompliziert, dass die funktionellen Prozesse in der Lutherzeit noch nicht verstanden wurden – trotz der Vivisektionen von Tieren und dem Aufschneiden aus Gräbern geraubter Leichname, das man

dem Anatom Andreas Vesal zuschreibt.

Das erste gedruckte Herz erschien im Jahr 1513 und zeigte drei Kammern. Und wie viele sind es wirklich? Kommt darauf an, wie man zählt. Auf frühen anatomischen Zeichnungen Leonardo da Vincis sind zwei Kammern zu sehen. Aber das Herz ist eine Pumpe mit vier Räumen: zwei Kammern auf jeder Seite und zwei Vorkammern. Dass diese Pumpe das Blut im Kreis

fließen lässt, wussten die Menschen der Lutherzeit ebenfalls noch nicht. Man nahm an, das Blut werde in der Leber produziert, und zwar ununterbrochen neu und von den sich zusammenziehenden Adern durch den Körper getrieben. Es dauerte bis 1628, dass der englische Arzt und Anatom William Harvey den Blutkreislauf beschrieb – nicht entdeckte. Idee und Begriff des Blutkreislaufs gehen auf den italienischen Anatom und

Botaniker Andreas Cesalpinus zurück. Er konzipierte in den 1580ern die Vorstellung vom kleinen Blutkreislauf, dachte jedoch wie viele seiner Zeitgenossen immer noch in Analogien. Bei ihm entsprach die Zirkulation des Blutes der Zirkulation der Pflanzensäfte. Aber selbst Harvey konnte zwei Generationen später immer noch nicht erklären, wie das Blut von den Arterien in die Venen kommt. Die Kapillaren waren unentdeckt, nicht alles

erkennt man mit bloßem Auge. Die Weltentdecker brauchten Fernrohre, um Küsten zu erkennen, die Körperforscher mussten auf die Erfindung des Mikroskops warten, bis sie auch sehen konnten, was ihnen vor Augen lag. Schon Fracastoro hatte sich Gedanken über Vergrößerungstechnik gemacht, und Galileo setzte vergrößernde Linsen hintereinander. Aber das war gewissermaßen noch ein

Nahrohr. Das bei der Reise ins Körperinnere Orientierung verschaffende ›zweiäugige‹ Mikroskop wurde erst 1645 entworfen, ein Jahrhundert nach Luthers Tod.

Knapp drei Jahrzehnte vor Cesalpinus sinnierte Michael Servet über die Idee eines Blutkreislaufs. Und er grübelte über die Trinität, die Heilige Dreifaltigkeit. Im Unterschied zum Mittelalter war es inzwischen möglich, Leichen zu sezieren, aber wie im

Mittelalter blieb es gefährlich,
Dogmen auseinanderzunehmen. Dass
Servet in einer Schrift die
Trinität bestritt, empörte
keineswegs nur die Katholiken.
Der Straßburger Reformator
Martin Bucer meinte, man
müsse dem Servet zur Strafe
die Eingeweide aus dem Leib
reißen – auch eine Art
Anatomie. Servet wurde
schließlich in Calvins Genf
verbrannt, die Ketzerschrift auf
den Bauch gebunden.

Wie viele Lappen hat die Leber? Vielleicht bitten wir Paracelsus, die Blätter am Blümchen zu zählen. Oder man schaut am Organ selbst nach. Ebendas tat Andreas Vesal und kam zu dem Ergebnis, dass die Leber aus zwei Lappen besteht, einem großen (rechts) und einem kleinen. Wie viele Flügel hat die Lunge? Zwei, auf jeder Körperseite einen. Die Flügel sind durch Einfurchungen in Lappen unterteilt. Wie viele sind es? Vesal schaute nach

und zählte vier. Es sind aber fünf. Selbst wenn man das Brustbein zersägt, die Rippen aufbiegt und ins Innere blickt, kann man sich täuschen.

Andreas Vesals anatomische ›Körperfabrik‹ erschien, ausgestattet mit ästhetisch unerhört dramatischen Stichen, in sieben Teilen unter dem Titel *De humani corporis fabrica libri septem* im Jahr 1543 – wie die Abhandlung des Kopernikus über die Bewegung der Himmelskörper. Vesal

glaubte zu wissen, wie das Blut im Herzen von Kammer zu Kammer sickerte, und rühmte dafür den Schöpfer: »Wir müssen die Schöpfung des Allmächtigen bewundern, denn ihm ist es gelungen, den Durchtritt des Blutes von der rechten zur linken Herzkammer durch Poren zu bewerkstelligen, die so winzig sind, dass das menschliche Auge sie nicht zu erkennen vermag.«

Der mehr als ein Jahrhundert

während übermächtige
Einfluss Vesals auf die Bilder,
die sich die Menschen in ihrem
Kopf vom Inneren ihres
Körpers machten, lag nicht nur
an seiner anatomischen
Genauigkeit. Er deckte viele
Fehler Galens auf, ersetzte
aber so manche durch eigene.
Sein Nimbus hat mehr mit der
ästhetischen Wucht der
Körperwelten seiner *fabrica* zu
tun als mit neuen anatomischen
Erkenntnissen, wenn diese ihm
gleichwohl nicht abzusprechen

sind. Im Jahr der Drucklegung des Werks in Basel hielt er in der Stadt anatomische Vorlesungen und verwendete dabei ein frisch präpariertes Skelett. Der Gliedermann hat die Zeiten ›überlebt‹, wenn man das so ausdrücken darf, und präsentiert sich ohne Hände und mit nur einem Fuß den Zeitreisenden im Anatomischen Museum der Universität Basel. Man sollte bei der Besichtigung auf C6 achten, wie die Orthopäden

sagen, den sechsten Halswirbel. Dort durchtrennte das Schwert des Henkers den Hals des Mannes, von dessen Skelett uns nahezu ein halbes Jahrtausend später erläutert wird, es handele sich um das älteste erhaltene anatomisch präparierte der Welt.

Ruhm braucht Fürsprecher, und einer der großen deutschen Fürsprecher von Vesals Ruhm war der Botaniker Leonhart Fuchs. Wie in der Anatomie und in der Medizin

insgesamt musste auch in der Botanik das überlieferte Wissen der Autoritäten, in der Medizin allen voran Galen, mit den eigenen empirischen Beobachtungen in Übereinstimmung gebracht werden. Es gehörte Mut dazu, im Zweifelsfall nicht den alten Büchern, sondern den frischen Eindrücken zu trauen, und das womöglich selbst wiederum in Büchern niederzuschreiben. Leonhart Fuchs leistete für die Botanik in etwa das, was sein

Zeitgenosse Andreas Vesal für die Anatomie hervorbrachte: neue (und alte) Kenntnisse in unerhört schönen Bildern. Diese Bilder stammten dinglich nicht von Vesals oder Fuchsens, sondern von Künstlerhand, wurden aber durch ihre Ideen angeregt, nach ihren Anweisungen beschriftet, nach ihren Vorstellungen geordnet und nach ihren Maßgaben in Büchern gedruckt. Das botanische Werk von Fuchs

erschien wie das anatomische von Vesal und das astronomische von Kopernikus im Jahr 1543. Sein im Gestus der Zeit vielversprechender (und alles haltender) Titel lautet: *New Kreüterbuch, in welchem nit allein die gantz histori, das ist namen, gestalt, statt und zeit der wachsung, natur, krafft und würckung des meysten theyls der Kreüter, so in Teütschen und andern Landen wachsen mit dem besten vleiß beschriben, sonder*

*auch aller derselben wurtzel,
stengel, bletter, blümen,
samen, frucht und in summa
die gantze gestalt also artlich
und kunstlich abgebildet und
contrafayt ist, dass desgleichen
vormals nie gesehen noch an
tag komen.*

Fuchs strebte nicht etwa bloß
eine Bestandsaufnahme,
sondern eine empirisch
basierte Typologie der Pflanzen
an. Von den Zeichnern
verlangte er deshalb, sie sollten
nicht die Pflanze porträtieren,

die sie gerade vor sich sahen, sondern ein ideales Bild von ihr schaffen. Diesen Idealbildern konnten dann die ›Pflanzenindividuen‹ der Wirklichkeit zugeordnet werden. Fuchs kann als Vorgänger des schwedischen Naturforschers Carl von Linné gelten, der im 18. Jahrhundert für den Aufbau seines eigenen ›Systems der Natur‹ noch immer dessen Werk zurate zog. Dem großen Pflanzentäuffer Linné ist übrigens zu

verdanken, dass die Fuchsie so
hübsch nach dem Leonhart
heißt.

Hausapotheke für Zeitreisende

Es ist vielsagend, womit in
Ammans *Ständebuch* der
Apotheker renommiert: »Ich
hab in meiner Apoteckn / Viel
Matery die lieblich schmeckn /
Zucker mit Wuertzen ich
conficier / Mach auch
Purgatzen und Clistier / Auch
zu stercken den krancken

schwachn / Kan ich mancherley
Labung machen.« Purgierende,
also abführende Mittel waren
neben dem Aderlass und dem
Wundermittel Theriak ein
Lieblingsthema bei den
Heilkundlern der Zeit und bei
den Heilkunden auch. Der
Wormser Arzt Philipp Begardi,
der gegen Kräuterweiber und
Zahnbrecher, schröpfende
Bader und kurierende
Schuster, gesundbetende
Mönche und Theriakkrämer zu
Felde zog, machte sich

ebenfalls über die Kundschaft dieses medizinischen ›Bettelvolks‹ lustig: »Es spricht aber der eynfeltig mensch: er ist für war eyn guoter artzet, er kann guot purgatz machen«.

Einer, der nicht nur ›gut purgatz‹ machen konnte, sondern auch guten von schlechtem Theriak zu unterscheiden wusste, war Euricius Cordus, Anfang der 1530er-Jahre der erste Medizinprofessor an der jungen protestantischen

Universität Marburg. Der Theriak kursierte in zahllosen Varianten und wurde von Ärzten, Badern und Scharlatanen gleichermaßen verabreicht. Den Rezepturen und der Geheimnistuerei um sie herum waren keine Grenzen gesetzt. Cordus beklagte, dass manche Betrüger sogar Wagenschmiere und Holzasche einmischten. In seiner auf antike und mittelalterliche Quellen zurückgehenden

Schrift Von der vielfaltigen
tugent und waaren bereitung
des rechten edlen Theriacs
schlägt er deshalb zur Prüfung
der Wirksamkeit des
Allheilmittels ein
>Testverfahren< vor, das auf
Zeitreisende kaum
vertrauenerweckender wirken
dürfte als die von ihm
bekämpften Salbadereien. Es
handelte sich um eine
Abführprobe: »Wiltu probieren,
ob der Theriack gut odder
böse, starck odder unmechtig

sey, so gib einem menschen ein treibende artzeney und darauff bald ernach den Theriack. Ists nu sach, dass der mensch nit purgieret wird und keine stuelgeng hat, ist der Theriack gut und recht. Wird er aber purgiert und kommen ihm stuelgenge, hat der Theriack keine krafft, denn er kan die purgation nit uberwynden.« Sein Rezept für die Herstellung eines ›kräftigen Theriaks‹ sei hier vorsichtshalber nicht wiedergegeben, schon deshalb,

weil es neben überaus zahlreichen Zutaten auch Opium enthält, und zwar mit Honig angesetzt und mit Wein übergossen.

Vielleicht ist es überhaupt besser, sich diätetische Lebensgewohnheiten anzuerziehen, statt auf Wundermittel zu setzen. Man könnte sich dabei Hieronymus Bock anvertrauen. Er empfahl, dem Jahreslauf folgend, für den Januar: morgens nüchtern ein Glas Wein, keine Purgierungen;

für den ›Hornung‹ (Februar):
ins Bad gehen und schwitzen;
für März: süß essen, warm
baden; April: Aderlassen,
purgieren, kein Wurzelgemüse,
warm baden; Mai: keinen
kalten Salat und ganz
besonders keinen Lattich;
›Brachmonat‹ (Juni): morgens
nüchtern frisches
Brunnenwasser, auch Wein,
aber kein Bier, Lattich ist
wieder erlaubt; ›Heumonat‹
(Juli): kein Aderlassen, kein
Beischlaf; August: kein Kohl,

kein Bier; ›Herbstmonat‹
(September): morgens
Weißbrot, in Milch
eingeweicht; ›Weinmonat‹
(Oktober): Trauben essen,
süßen Wein trinken, Lauch,
Knoblauch und Zwiebeln essen;
›Wintermonat‹ (November):
viel Zimt, nicht ins Bad gehen;
›Christmonat‹ (Dezember):
Aderlassen und Schröpfen.

Abschließend vermischte
Tipps aus den Hausapotheken
der Zeit, genauer gesagt aus
dem ›Kräuterbüchlein‹ des

Tallat von Vochenberg und dem
Krankenkoch- und -pflegebuch
des Walther Hermann Rhyff.
Das ›Kräuterbüchlein‹
empfiehlt gegen Haarausfall:
Ziegenklauen, »zu pulver
geprannt, das gemischt mit
waichem bech, ist gut, wenn
man das haupt damit salbet«;
gegen Würmer: »Knoblauch
gesotten mit essig und
getruncken mit honig wasser
vertreibt die würm in dem
bauch«. Knoblauch hilft auch
gegen Kopfweh: mit Bohnen

sieden, dann stoßen und mit Leinsamenöl eine Salbe daraus machen und auf die Schläfe streichen. Oder Bittermandel in Essig sieden und als Pflaster auf die Stirn legen. Gegen Husten: gezuckertes Kürbiswasser trinken oder Mandeln mit Honig kauen. Aber Vorsicht: Das Essen von Mandeln »meret mannen und frawen jr natur, genant materia spermatica«. Baumwollsaamen, in Fenchelwasser aufgelöst getrunken, »machtet dich lustig

[...] und bringt lust frawen und mannen«. Gegen Schnupfen: Leinsamen, »geprent auff holz gibt ein subtilen rauch, den gelassen in die nas benimpt den schnoppen«.

Wer sich lieber an die Vorschläge Rhyffs halten will: Gegen Schnupfen Wacholderbeeren und Aloe besorgen und diese »stuck alle wol zerstoßen und mit clarem Terpentin angefeuchtet, und küglin davon gemacht, die wirfft man auf ein glütlin.«

Gegen Mundgeruch: Siede
»galgat in Wein«, gemeint ist
wohl Galgant (*Alpinia
officinarum*), »und trinck den,
er wirt wol riechen und
rainiget das stinckend plut
ynnerlich und macht ein gutten
athem.« Gegen Erbrechen:
Man nehme »gummi arabica
und mach den zu pulver und
misch darunter zimetrörilin und
trinck die mit wein«. Gegen
Schlaflosigkeit: »Mais gesotten
in wein und getruncken macht
schlaffen«. Bei mir, ich will es

gestehen, reicht nach einem aufregenden Schreibreisetag in die Lutherzeit für die nötige Bettschwere der Wein auch ohne Mais.

Rhyff weiß sogar, was jung erhält: Mirabolani (die Kirschpflaume, Prunus cerasifera) ist eine »artzney, die den menschen jung geschaffen machen und hüpsch farb und machen eyn wolriechenden mund und bringet dem hertzen freud«. Möge die Hausapotheke zu

ewiger Jugend verhelfen, ohne
der Weisheit des Alters zu
schaden. Wenn man alt, aber
nicht wieder kindisch werden
will, könnte man einem Rat des
Paracelsus folgen und die
zerstoßenen Blätter der
Christrose einnehmen; oder
Fingerhut füttern, empfohlen
ab dem sechzigsten
Lebensjahr. Aber – um
Himmels willen – fragen Sie
vorher Ihren Arzt oder
Apotheker!

13. Alter, Tod und Auferstehung



*Der Madensack – ›Altenteil‹
– Ein Abschnitt über
Sterbehilfe – Letzte Ölung –
Sterben im Stil der 95
Thesen – Begräbnisse – Das*

Jüngste Gericht

Der Madensack

*»Ich leb und weiß nit wie
lang,
Ich stirb und weiß nit
wann,
Ich far und weiß nit wohin,
Mich wundert, dass ich
frölich bin.«*

Diese anonyme
spätmittelalterliche

Spruchdichtung - bis heute
fälschlich kolportiert als
›Grabinschrift‹ eines Magister
Martinus von Biberach aus
Heilbronn, von dem man nichts
Näheres weiß - konnte Luther
unmöglich stehen lassen:
»Darumb ob ich wol nicht weiß
wie lang ich hie bin, oder wann
ich diesen madensack ablegen
sol, doch weiß ich, daß ich mit
ihm ewiglich leben werde. Ob
nu der alte sack die augen und
alle sinne zuthut und nicht
weiß wo er bleibt, das liegt

nicht an, denn er sols auch
nicht wissen noch fülen,
sondern sich auf dem rücken
zum kirchhof tragen und unter
die erden scharren laßen und
zu pulver werden bis so lang
ihn Gott wieder auferwecken
wird. Darumb sol ein christ nur
getrost diesen reim umbkeren
und also sagen

*Ich lebe und weiß wol wie
lang,
Ich sterbe und weiß wol
wie und wann,*

*Ich fare und weiß wol
wohin:*

*Mich wundert, dass ich
noch traurig bin.»*

Gläubige Christen müssten sich eigentlich an die Umdichtung halten, die Luther im Jahr 1538 in einer Predigt seiner Zuhörerschaft angeboten hat, doch steht kurioserweise dem ›modernen Menschen‹ die mittelalterliche Fassung näher. Sie ist ›existenzialistischer‹ als Luthers nach Katechismus

riechende Variante.

Sechs Jahre nach dieser Predigt (und keine zwei Jahre vor seinem Tod) schrieb er in einem Brief, »das Alter ist da, welches an sich selbst alt und kalt und ungestalt, krank und schwach ist. Der Krug gehet so lange zum Wasser, bis er einmal zerbricht. Ich habe lange genug gelebt, Gott beschere mir ein selig Stündlein, darin der faule, unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volk

und den Würmern zuteil
werde.«

›Altenteil‹

7 mal 7 sind nach Adam Ries 49, und mit dem neunundvierzigsten Jahr beginnt nach Hans Sachs der ›Herbstmond‹. Der Mensch wird langweilig und verdrießlich. Luther war in seinen frühen Fünfzigern, als er in einem Brief über Husten und Schnupfen klagte, »aber

die größte Krankheit hebt sich an mit mir, daß mir die Sonne so lange geschienen hat«. An dieser ›Plage sterben viele‹, wie er hinzusetzte, ironisch untertreibend, denn nicht viele sterben daran, sondern wir alle.

Die Einteilung der Lebensgeschichte wie die der ganzen Welt in sieben Abschnitte hatte Tradition. Schedels *Weltchronik* Hinweis mit ihren sieben Zeitaltern von der Schöpfung bis zum

Jüngsten Gericht schlägt analog den Bogen von der Geburt zum Tod: »Aus der Kintheit gelangen wir in das wachsend alter darin die anzuendung der lustgirichkeit mit der art desselben alters und mit dem pluet auffwechst.« Dann dauert es nicht lange, schon »steygen wir ab in die altheit alles ubels vol. und zu letst fallen wir auß der altheit in das verlebt abkomen alter der nydernaygung, in dem uns der ymmerwerend schreck und

graw des gegenwertigen oder
nahenden tods manet un
erschreckt.« Das ist
Menschenschicksal: Wir
werden geboren, wachsen auf,
tun das, was die aufflammende
›Lustgirichkeit‹ uns nun einmal
zu tun nötigt, ziehen die Kinder
auf und ›bestellen das Haus‹ in
Erwartung des Abstiegs in die
›Altheit, aller Übel voll‹.

Die Übel des Alters
schrecken die Menschen ab,
nur die Autoren scheinen sich
davon angezogen zu fühlen.

Mit dem allergrößten Vergnügen beschreiben und beschimpfen sie das missvergnügliche Alter, häufen Elend auf Not, Trübsal auf Sorge und hängen Adjektiv an Adjektiv, als wollten sie Kränze der Schmach winden. In Leonrodts *Hymelwag* heißt es »Von den peinlichen anhängen des alters.«: »So ich nun alt worden bin, was fund ich guts daran, nichts anders dann ain unwerds, grausams, unliebichs, verachtlichs, scheichlichs, und

häßligs ding, mit risendem
sausenden kopff, klingenden
übelgehörenden oren,
rinnenden augen, mit
tropffender nasen, hüstendem
pülsterndem mund, zitternden
henden, stechender seiten,
gebognen knyen, krumem
rucken, schwindlendem hirn,
mit ainem betrübten traurigen
hertzen, yetzo da, yetzo dort,
wee on alle freud, on allen
trost, kain hoffnung zu
besserung«.

Neben der Siebenerteilung

des Lebens wurde auch mit der in ›zehn Alter‹ gespielt, etwa von Pamphilus Gengenbach in Basel, unter anderem Verfasser des heftig ›antipapistischen‹ Fastnachtsspiels *Die Totenfresser*. In seinem Lehrdialog *Die X. alter dyser welt* verläuft das (männliche) Menschenleben in folgenden Phasen: mit zehn ein Kind; mit zwanzig ein Jüngling; mit dreißig ein Mann; mit vierzig Stillstand; mit fünfzig »wohlgeton« – was wohl heißen

soll: Von nun an geht's bergab;
mit sechzig »abgon«, also
›abtreten‹; mit siebzig:
Bewahre deine Seele; mit
achtzig der Welt Narr; mit
neunzig der Kinder Spott; mit
hundert gnad' dir Gott. Schuld
an allem ist übrigens, wieder
einmal, der Teufel, denn er hat
das Alter erfunden. Dabei
wurde der Baum des Lebens im
Paradies nicht von ihm
gepflanzt: »Gott der HERR lies
auffwachsen aus der Erden
allerley Bewme, lüstig an

zusehen und gut zu essen. Und den Bawm des Lebens mitten im Garten und den Bawm des Erkenntnis gutes und böses.« Darauf folgt das Verbot, vom ›Baum der Erkenntnis‹ zu essen, bewehrt mit der Todesstrafe: »DENN WELCHES TAGES DU DA VON ISSEST WIRSTU DES TODES STERBEN« (Großbuchstaben bei Luther). Eva war, nebenbei gesagt, noch gar nicht geschaffen, als Gott seinem Adam das Verbot einschärfte.

Wie es in der Genesis weitergeht, nachdem mit Sterblichkeit, Alter und Tod auch die Geschichte in die Welt kam, ist bekannt. Im Paradies herrschte zeitlos glückliches Jetzt. Nach seiner Vertreibung musste sich der Mensch auf Lebenswege machen und dafür seine Zeit einteilen. Adam hatte 930 Jahre. Er zeugte nach der Ermordung Abels und der Stigmatisierung Kains weitere Kinder, sonst wäre mit Adams Tod die Menschheit

ausgestorben. Über Evas Alter erfahren wir übrigens nichts.

Sterben mit 930 Jahren! Man versetze sich in die Lage der Erben. Sie werden doch schon bei einem Sechziger ungeduldig. »Sein kinder sehen ihn gern sterben«, reimt Hans Sachs, »dass sie nach ihm sein gut erwerben.«

Noch schlimmer ist es allerdings, wenn es nichts zu vererben und zu >erwerben< gibt. »Welches wer das ellendst thier auff gantzer erd?«, fragt

Sachs und gibt die Antwort:
»Das ist ein alter armer man,
der beraubet ist all seins guts,
gantz aller freud und freyen
muts«. Den Witwen erging es
nicht viel besser, jedenfalls,
wenn sie kein eigenes
Vermögen hatten und auf das
Wohlwollen der Kinder
angewiesen oder, man muss es
wohl drastischer ausdrücken:
zurückgeworfen waren. Die
zweite Historie des *Dil*
Ulenpiegel bringt es kurz,
bündig und brutal auf den

Punkt: »da starb der alt Claus Ulenspiegel. Da bleib die Mutter bei dem Sun. Also ward die Mutter arm.« Ähnlich kurz und bündig, wenn auch liebevoller, drückte es Dürer aus: »zwei Jahr nach meines Vaters Tod nahm ich mein Mutter zu mir, dann sie hätt nichts mehr.«

Für Familien, die selbst kaum ›über die Runden‹ kamen, stellte die Versorgung der Alten eine echte Prüfung dar. Von der idyllischen

Geborgenheit in der
Großfamilie, von der die
Nostalgiker unter uns
Kleinfamilienmenschen
schwärmen, konnte keine Rede
sein, nicht einmal in
bessergestellten Haushalten.
Alle Zeugnisse der Zeit deuten
darauf hin, dass das Alter eine
Zeit des ›Gnadenbrots‹ war.
Nur in Familien, die über
Macht und Geld verfügten, und
in diesen Familien wiederum
nur bei denjenigen unter den
männlichen Oberhäuptern, die

das Glück hatten, Macht und Geld hochbejahrt in der Hand zu behalten, konnte sich eine ›Würde des Alters‹ überhaupt ausbilden. In allen anderen Fällen wurde der alte Mensch zur Last. Und Lasten schüttelt man ab, wenn man nur kann.

Ein Abschnitt über Sterbehilfe

Aus der *Utopia* von Thomas Morus, vor fünfhundert Jahren zum ersten Mal gedruckt: Ist eine »Krankheit nicht nur unheilbar, sondern dazu noch dauernd qualvoll und schmerzhaft, dann reden Priester und Behörden dem Kranken zu, da er doch allen

Anforderungen des Lebens nicht mehr gewachsen ist, den Mitmenschen zur Last, sich selber unerträglich, seinen eigenen Tod bereits überlebe, solle er nicht darauf bestehen, die unheilvolle Seuche noch länger zu nähren, und nicht zögern zu sterben, zumal das Leben doch nur eine Qual für ihn sei; er solle sich also getrost und hoffnungsvoll aus diesem bitteren Leben wie aus einem Kerker oder aus der Folterkammer befreien oder

sich willig von anderen
herausreißen lassen; daran
werde er klug tun, da ja der
Tod keinen Freuden, sondern
nur Martern ein Ende mache,
und zudem werde er fromm
und gottesfürchtig handeln, da
er damit dem Rat der Priester,
das heißt der Deuter des
göttlichen Willens gehorche.
Wen sie damit überzeugt
haben, der endigt sein Leben
entweder freiwillig durch
Enthaltung von Nahrung oder
wird eingeschläfert und findet

Erlösung, ohne vom Tode etwas zu merken.«

An dieser Stelle gebietet die zeitreisende Redlichkeit, obwohl diese dem vor Jahrhunderten gestorbenen und seitdem ›unsterblichen‹ Thomas Morus gleichgültig sein dürfte, die *Utopia* nicht als direkte Meinungsäußerung von Morus zu lesen. Denn der Text wird präsentiert (oder doch nur getarnt?) als Bericht eines gewissen Raphael Hythlodeus, der nicht immer zuverlässig ist.

Andererseits wäre es bloß philologisch korrekte, lebensferne Prinzipienreiterei, dem Morus die Verantwortung für diesen Text völlig zu entziehen. In der Sache – nämlich ob Sterbehilfe erlaubt oder gar wünschenswert sei – ist es außerdem unwichtig, ob Morus wirklich meint, was er sagt, oder nur mit Gedanken spielt. Die bespielten Gedanken selbst, und nicht, wer sie äußert, werfen Fragen auf, deren Beantwortung heute

wieder kontrovers diskutiert wird.

»Gegen seinen Willen«, fährt Hythlodeus fort, »töten sie niemanden, und sie pflegen ihn deshalb auch nicht weniger sorgfältig. Auf einen solchen Rat hin sein Leben zu enden, gilt als ehrenvoll.« Wehe aber dem Selbstmörder, der ohne Konsultation der ›Behörden‹ handelt: Es »wird keiner, der sich selbst das Leben nimmt, ohne Billigung des Grundes durch Priester und Senat, der

Beerdigung oder der
Verbrennung gewürdigt; statt
ihn zu begraben, werfen sie ihn
schmählich in einen Sumpf.«

Letzte Ölung

Im Dialog *Das fromme Gastmahl* lässt Erasmus von Rotterdam die Figuren über den Sinn religiöser Zeremonien rasonieren, die der ›Durchschnittschrist‹, wie es heißt, von der Wiege bis zur Bahre absolviert, vom Ritual der Taufe bis zum Sterbesakrament: »Es wird

immer wieder gebeichtet, die Letzte Ölung und die Eucharistie werden gespendet, geweihte Kerzen, ein Kruzifix und Weihwasser sind zugegen«. Die von den Sprechfiguren des Humanisten an der religiösen Praxis geäußerte Kritik richtet sich nicht generell gegen religiöse Riten, sondern gegen die innere Leere der äußeren Form, dagegen, dass die zeremoniellen Handlungen zu Gewohnheiten geworden sind,

bei denen man sich nichts mehr denkt und die nicht mehr aus dem Herzen kommen. Diese humanistische Kritik an der Frömmigkeitspraxis der Leute bereitete die spätere aufklärerische Kritik am christlichen ›Aberglauben‹ vor und ist bis heute ein Standardargument der ›Religionskritik‹ – ein unreflektiertes Argument allerdings. Denn der Vorwurf, den religiösen Gewohnheiten fehle der Ernst, impliziert die

Forderung, endlich wieder Ernst zu machen. Und diese Forderung ist fundamentalistisch. So steckt in einer aufklärerischen Religionskritik, die selbst unaufgeklärt, weil nicht selbstkritisch durchdacht ist, eine unbeabsichtigte Aufwertung religiöser Radikalität, die von der Aufklärung doch gerade bekämpft werden will.

Den Laien und den Leuten waren (und sind) solche

Überlegungen gleichgültig,
und diese Gleichgültigkeit ist
wirklich eine von Herzen. Die
Glaubensgewohnheiten
indessen sind womöglich doch
mehr als ›leere Formen‹,
vielleicht sind sie eher
Gedächtnisgefäße zur
Aufbewahrung der Inbrunst.
Wenn der Mensch in Nöte
gerät, kehrt die verloren
geglaubte Inbrunst zurück. Wie
sollte es in Sterbensnöten
anders sein? Der Bauer auf der
Dorfstraße mochte, wenn der

Pfarrer mit den Sterbesakramenten vorbeieilte, gewohnheitsmäßig die Mütze abziehen und dabei an eine kalbende Kuh oder irgendeine Alltagssorge denken. Aber der Sterbende selbst, so er nur ein klein wenig glaubte, hoffte von ganzem Herzen, dass der Pfarrer noch rechtzeitig ans Bett trat. Der Tod selbst weiß genau, wie das zugeht. Im anonymen *Zürcher Spiel vom reichen Mann und vom armen Lazarus* warnt er: »Wenns

stündlin kumpt so mueßt jr
dran / Jr sygend frouwen oder
mann / Jr sygend alt lüt oder
kind / Kein ougenblick jr sicher
sind / Drumb bittend Gott von
hertzen grund / Daß ich üch
find zu rechter stund«.

Der Tod ist gewiss, nicht
jedoch seine Stunde. Dem Tod
gewappnet gegenüberzutreten,
wann immer er kommen mag,
ist eine Lebenssorge. Ihr
verleiht ein um 1520
kursierender anonymer Druck
durch die Anrufung der

Michael Wolgemut nach dessen Tod im Jahr 1519: »Daz hat albrecht durer abconterfet noch seine Lermeister michell wolgemut jn Jor 1516 und er was 82 Jor und hat gelept pis man zelet 1519 Jor do is er ferschiede an sant endres dag fru ee dy sun awff gyng.« Über den Tod des Vaters notierte er: »Und da er den Tod vor seinen Augen sahe, gab er sich willig drein, mit großer Geduld [...] Er empfing auch die h. Sakrament und verschied

christlich [...] im Jahr 1502,
nach Mitternacht vor St.
Mattheus Abend«, also am 20.
September. Über den Tod der
Mutter 1514 heißt es, am »17.
Tag im Maien, zwu Stund vor
[Mitter]Nacht, ist mein frumme
Mutter Barbara Dürerin
verschieden christlich mit allen
Sakramenten, aus päpstlicher
Gewalt von Pein und Schuld
geabsolviert.«

Sie starb schwerer als ihr
Mann. »Und sie forcht den Tod
hart, aber sie saget, für [vor]

Gott zu kummen fürchtet sie sich nit. Sie ist auch hært gestorben, und ich merkt, daß sie etwas Grausams sah; dann sie fordret das Weihwasser, und hätt doch vor lang nit geredt [bislang nicht davon gesprochen]. Also brachen ihr die Augen. Ich sah auch, wie ihr der Tod zween groß Stöß ans Herz gab, und wie sie Mund und Augen zutät, und verschied mit Schmerzen. Ich betet ihr vor. Davon hab ich solchen Schmerz gehabt, daß

ichs nit aussprechen kann.«
Dürers Erschütterung rührte daher, dass seiner frommen Mutter der üblicherweise den Frommen versprochene sanfte Tod versagt blieb. Ein harter Tod galt manchen als Vorschein der Höllenqualen, die auf den Sterbenden warteten. Wie sollte man da nicht Zuflucht bei Sakramenten suchen, nicht bloß zum Trost, sondern zur Absolution, zu kirchlich, päpstlich garantierter Lossprechung von ›Pein und

Schuld?

Die bejahende beziehungsweise verneinende Antwort darauf ist bis heute ein konfessionelles Kennzeichen. Doch muss die evangelisch verneinende nicht unbedingt so polternd ausfallen wie diejenige, die einst ein närrischer Protestant dem protestantischen Narren Claus **Hinweis** zugeschrieben hat: »Als Claus sterben wolte, fraget jn ein Mönch oder ein anderer Oeler: Ob er das heilige oel

begerete? Claus antwortete: Ja, schmire mich da mirs not thut, und an der stette da es mich helffe, hilft es mir nicht, so wird es dir helffen, denn man sol dir Schmierlohn geben«. Folgt noch die Moral: »Hie merckt ein jeder Christ und hört / Dass Claus sich an den Bapst nicht kert / Helt nicht auff Schmirerey noch öle / Des HERRN ist seine arme Seele.«

Sterben im Stil der 95 Thesen

Das ›Schmieren‹ hat die Reformation abgeschafft, sowohl das gebührenpflichtige Salben mit Öl auf dem Sterbebett als auch das ›Schmieren‹, also Bestechen der Fegefeerverwaltung, durch Ablassgelder. Die Vorstellung, man könne ins

Jenseits investieren und dort Freizeit von der reinigenden Pein ansparen oder sich direkt ins Himmelreich einkaufen, wurde fragwürdig. Die Gläubigen fingen an, die Ablasshändler zu beargwöhnen wie betrügerische Kaufleute. Das Misstrauen stieg mit den Preisen. Wer sich Ablässe nicht mehr leisten kann, ist leichter zu bewegen, ihren Wert anzuzweifeln, als jemand, der mit seinem Geld das Tor zum Himmel so weit aufmachen

kann, dass sogar ein Kamel hindurchpasst **Hinweis**.

Die Grundsatzkritik der Theologen verband sich mit dem Unmut der einfachen Leute. Einem Heiligen ein wenig Nothilfe abzubeten und zu betteln und ihm dafür eine Kerze anzuzünden (aber nur, wenn die Hilfe auch kam), war und blieb selbst unter Evangelischen gelebte Alltagspraxis. Aber für ungewisse Aussichten im Jenseits dem Papst in Rom eine

Kirche zu finanzieren und dafür im Diesseits schwere finanzielle Opfer zu bringen, erschien den Gläubigen mehr und mehr als schlechtes Geschäft. Man hatte im eigenen Haus genug Sorgen, um leichtfertig Geld über die Alpen schicken zu können. These 46: »Man muß die Christen lehren: Wenn sie nicht Geld im Überfluß haben, sind sie verpflichtet, das für ihr Hauswesen Notwendige zu behalten und keinesfalls für

Ablaß zu vergeuden.«

Den Sterbenden Geld abzunötigen, das für die Erbenden nützlich gewesen wäre, galt als besonders schäbig. Mit Empfehlungen zu einer weltlich vernünftigen Nachlassregelung begann Luther seinen *Sermon von der Bereitung zum Sterben*: »Weil der Tod ein Abschied ist von dieser Welt und von allen ihren Geschäften, ist es nötig, dass der Mensch sein zeitliches Gut in Ordnung bringe, wie es sich

gehört oder er es zu regeln gedenkt, damit nach seinem Tode kein Anlass zu Zank, Hader oder sonst einem Zweifel unter seinen hinterbliebenen Verwandten zurückbleibt. Das ist ein leiblicher oder äußerlicher Abschied von dieser Welt; hier wird Hab und Gut entlassen und verabschiedet.«

Unabhängig von diesen ›zeitlichen‹ Regelungen sind alle Formen der Buße im Sterbezimmer unzutraglich

und eigentlich nicht
rechtmäßig. These 8: »Die
kanonischen
Bußbestimmungen sind allein
den Lebenden auferlegt;
Sterbenden darf nichts von
ihnen auferlegt werden.« These
13: »Die Sterbenden werden
durch den Tod von allem frei;
auch für die kanonischen
Bestimmungen sind sie bereits
tot und rechtsgültig von ihnen
entbunden.« These 14: »Die
unvollkommene Frömmigkeit
oder Liebe eines Sterbenden

bringt notwendig große Furcht mit sich, und zwar um so größere, je geringer jene ist.« Mit Geld lässt sich das nicht ändern. These 94: »Man muß die Christen ermahnen, daß sie Christus, ihrem Haupt, durch Leiden, Tode und Höllen nachzufolgen trachten, 95. und so mehr darauf vertrauen, durch viel Trübsal in den Himmel einzugehen, als durch die Sicherheit eines Scheinfriedens.«

Der lutherische Höllenweg

zum Himmel hat nichts mehr von der antiken Ars Moriendi, der Kunst, in Gelassenheit den Tod auf sich zukommen zu lassen, trotz des tröstlichen, von Luther verfassten Chorals *Mit Fried und Freud fahr ich dahin* in Johann Walters *Gesangbüchlein*. Hinweis

Die Ars-Moriendi-Traktate hatten sich im Lauf des 15. Jahrhunderts gehäuft. Ein Meister dieser Gattung war der Straßburger Johann Geiler von Kaysersberg. Gegen Ende des

Jahrhunderts predigte er von
»der kunst des wolsterbens«
und veröffentlichte 1497 *Ein
ABC, wie man sich schicken sol,
zu einem kostlichen seligen
tod*. Die ›schönsten‹ seiner
insgesamt 27 Regeln, die
eigentlich Lebensregeln sind:
Die Mächtigen meiden, oder
»du würest mit inen in ire
sünden verwicklet«; »Dürr,
streng und schlecht leben«,
nicht »lang schloffen«, nicht
»sannfft lygen«, kein
Geschwätz machen;

barmherzig sein; »Gnadrychen
ablas erlangen« (!); ans Elend
dieses Jammertals denken, »biß
zu vergiessung der trehnen«;
sich nicht vor dem Fegefeuer
fürchten; nicht erst auf dem
Sterbebett an seine Sünden
denken; in der Todesstunde
nicht an seine Verdienste
denken; sich in die
»schmertzen des siechtages
und todes« fügen; den Glauben
üben in Gedanken, Worten und
Werken; das Kruzifix »uff sin
hertz legen, küssen und andre

christenliche gewonheiten nit
verschmohen und das
wyhwasser lossen werffen.
Doch sol man sich hueten vor
mancherley aberglouben«;
niemals mit dem Teufel
diskutieren, und wenn er fragt,
was du glaubst, antworte, ich
glaube, was die Kirche glaubt;
wenn er dann fragt, was die
Kirche glaubt, antworte, die
Kirche glaubt, was ich glaube;
empfehl deinen Geist in die
Hände des himmlischen Vaters
und »gib ihn williglich uff in

dynem letzten end.«

Diese Tipps waren vorreformatorisch. Sie wurden nach der Reformation gewissermaßen überschrieben mit zahllosen evangelischen Texten, darunter Luthers eigenem *Sermon von der Bereitung zum Sterben* (1519), Stephan Agricolas *Ein köstlicher guther Sermon vom Sterben* (1523) oder noch 1556 Justus Menius' *Von der Bereittung zum seligen Sterben*.

Die Texte richteten sich nicht unmittelbar an die Sterbenden, sondern an alle Gläubigen. Den Sterbenden selbst war mit Büchern meist wenig geholfen, auch wenn die Pfarrer sie manchmal zu ihnen trugen – als Abendmahlbehälter in Buchform. Die Hostie wurde nicht wie bei den Katholiken in der Kirche geweiht und dann zum Sterbenden gebracht. Vielmehr sprach der Pfarrer die Einsetzungsworte im Sterbezimmer, nachdem er

Hostie und Kelch dem Buchgefäß entnommen hatte, so noch einmal, ein allerletztes Mal auf den hohen Wert der Schrift hinweisend.

Das Wichtigste von allem jedoch war Gottvertrauen. Hier stimmten Luther und der vorreformatorische Meisterprediger aus Straßburg überein. In Luthers letztem erhaltenen Brief an die besorgte Katharina, datiert mit dem 7. Februar 1546, heißt es: »Las mich zu frieden mit deiner

Sorge, Ich hab einen bessern
sorger, denn du und alle Engel
sind« – wie fein er ihr trotz
seines gewohnten Poltertons
dieses ›englische‹ Kompliment
zu machen versteht –, »der ligt
ynn der krippen und hengeset an
einer Jungfrawen Zitzen, Aber
sitzet gleich wol Zur rechten
hand Gottes des allmechtigen
Vaters, Darumb sey zu frieden,
Amen.« Am 25. April 1546,
Luther war gestorben und
begraben, diktierte Katharina
einen Brief: »Ich kann weder

essen noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätte ein Fürstentum oder Kaisertum gehabt, sollte mir so leid nimmer mehr geschehen sein, so ich's verloren hätte, als nur unser lieber Herrgott mir und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt diesen lieben und teuren Mann genommen hat. Wenn ich daran gedenke, so kann ich vor Leid und Weinen (das Gott wohl weiß) weder reden noch schreiben lasse.«

Begräbnisse

Nach den Hochzeitsfeiern waren die Begräbnisse die zweite große Gelegenheit, bei der Familien demonstrieren und ›repräsentieren‹ konnten, wer sie waren und was sie hatten. Das galt von den Residenzstädten bis in die abgelegenen Dörfer, von der Hocharistokratie bis zu jener

Unterschicht über den Land- und Stadtarmen, die überhaupt Besitz hatten und damit die Möglichkeit, sich von ebenjenen Armen sichtbar zu unterscheiden. Wie bei den Hochzeiten strebten auch bei den Begräbnissen die Obrigkeiten danach, die ›Verschwendung‹, die ganz oben geradezu herrschaftliche Pflicht war, in den mittleren und unteren Schichten einzuschränken.

Die Reduzierung des

materiellen Aufwandes geht immer mit der des symbolischen einher. Es wäre beispielsweise lebensfern und den Leuten nicht zu ›vermitteln‹ gewesen, einerseits zu den Totenmessen die Glocken zu läuten und andererseits zu verlangen, die Trauernden sollten es dabei bewenden lassen und nach dem Kirchgang unter Verzicht auf Familienfeierlichkeiten stracks in den Alltag zurückkehren. Also hörte man

auf, die Glocken zu läuten, oder ließ sogar die Messe selbst dahinscheiden. Im strengen Zürich wurde das Sterbegeläut 1524 abgeschafft. In Nürnberg hieß es 1527: »Man macht auch mit den verstorben als pillich kain geprengk. Dann wer im glauben stirbt, bedarf des nit; wer im unglauben stirbt, dem hilft es nit.«

In Bern hauchte ein Jahr später die katholische Messe als ganze ihr Leben aus. So stellte es der Maler,

Bilderstürmer und Dichter
Niklaus Manuel mit spürbarer
Genugtuung in seiner
Spottschrift *Krankheit und
Testament der Messe* dar: »Für
war, die Mess ist schwach und
dem Tod näher dann
Schaffhusen dem Ryn! Sehend
zuo, wie zuckt sie mit den
achsleren, die ougen sind ir
ingefallen, sie ist als bleich umb
den schnabel und als röslecht
umb die backen, wie ein
unbachen wissbrot oder ein wol
gesotten ei! Wie ist iro die nas

so spitzig und gand ir die
nasbälg so schnell! der buls
schlecht ir nüt mer.«

In einer sächsischen
Kirchenordnung wurde 1557
angeordnet: »Den leichen sol
allein an denen oertern, da sie
begraben, und nicht über land
an frembden orten geläutet
werden«. Luther selbst hatte
erklärt: »Dem nach haben wir
in unseren Kirchen die
Bepstlichen Grewel, als
Vigilien, Seelmessen,
Begengnis, Fegfewr und alles

ander Gauckelwerk, für die Todten getrieben, abgethan und rein ausgefegt.«

Nach Luthers Tod jedoch läuteten die Glocken, und ein feierliches ›Begegnis‹ ließ man sich so wenig nehmen wie ein feierliches Begräbnis. Die Glocken läuteten in Eisleben, als der zunächst im Sterbehaus in einem Zinnsarg aufgebahrte Leichnam mit einer Prozession in die Stadtkirche St. Andreas gebracht wurde, wo Justus Jonas die Leichenpredigt hielt;

sie läuteten während der Überführung von Eisleben nach Wittenberg in Halle, wo Jonas noch einmal predigte; sie läuteten in den Dörfern auf dem Weg nach Bitterfeld, wo die ›offizielle‹ Begleitung der Leiche von den Grafen Mansfeld an Jonas überging; sie läuteten in den Dörfern auf dem Weg von Bitterfeld nach Wittenberg; und sie läuteten, als der Trauerzug durch das Elstertor in die Stadt zur Schlosskirche zog, wo die

nahezu fürstliche Beisetzung stattfand, rhetorisch geschmückt mit einer lateinisch (!) gehaltenen Grabrede Melanchthons. Eine herrliche Bronzeplatte mit einem vom alten Cranach entworfenen überlebensgroßen Relief, das Luther in Schaubes zeigt, wurde erst später fertig, 1548, gegossen in Erfurt, zu spät, als dass sie noch das Luthergrab in der Wittenberger Schlosskirche hätte zieren können. Die verlorene Schlacht

bei Mühlberg Hinweis
durchkreuzte den Plan,
Wittenberg ging mit der
Kurwürde verloren, die Platte
wurde 1571 in die Jenaer
Stadtkirche gebracht, in der
Luther mehrmals gepredigt
hatte. Zeitreisende können sie
dort immer noch sehen. In
Wittenberg gibt es trotzdem
eine, und noch eine in Halle.
Aber das sind Abgüsse aus dem
letzten Drittel des 19.
Jahrhunderts.

Ein knappes halbes Jahr vor

Luther war sein Lieblingsfeind,
Kurfürst Albrecht von
Brandenburg, gestorben, der
Thesenbrief-Empfänger des
Jahres 1517. Auch bei seinem
Begräbnis läuteten die
Glocken. Der Leichnam wurde
erst begraben, als er schon in
Verwesung überging. Luther
spottete bei Tisch, man habe in
Mainz viele Wacholderbeeren
gegen den Gestank verbrennen
müssen. Die Leichenfeier fand
eine Woche nach der
Beisetzung statt, mit einem

leeren Schausarg im Mittelpunkt, umringt von hundert Kerzen und zwölf Fackelträgern in schwarzen Kapuzenmänteln.

Auch für Albrecht wurde eine Figurenplatte angefertigt. Das heißt, er gab sie bereits in den 1520ern selbst in Auftrag. Luther wurde in Schauben gezeigt, in den Händen ein Buch, mit dem nur das heilige gemeint sein konnte. Albrecht ließ sich im Bischofsornat darstellen, als mächtiger Mann,

der er gegen Ende seines Lebens gar nicht mehr war. Die Platte wurde hinter dem Hochaltar der Stiftskirche in Halle, der Stadt seiner großen Reliquiensammlung Hinweis, in die Wand eingelassen. Nachdem Albrecht die Stadt Halle 1540 verlassen hatte, verfügte er in einem Testament: »Ferners erwelen wir unser sepulturenn und begrebnus im hohen chore und hinther dem hohen altar unsers dhumstieffts zu Meintz«.

Für den Mainzer Dom wurde eine neue steinerne Grabplatte hergestellt, sie ist noch heute dort zu sehen. Die Platte in Halle wurde aus der Wand gebrochen und nach Aschaffenburg gebracht. Zeitreisende können in der Aschaffener Stiftskirche vor sie hintreten und die vielen Titel lesen, die im unteren Drittel der Platte auf einer Quertafel (auf Latein) hergezählt werden: Kardinal, Erzbischof von Mainz,

Erzbischof von Magedburg,
Erzkanzler des Heiligen
Römischen Reiches, Kurfürst,
Administrator des Bistums
Halberstadt, Markgraf von
Brandenburg, Herzog von
Stettin und Pommern, Burggraf
zu Nürnberg, Fürst von Rügen.

Von dieser Machtfülle war
am Ende seines Lebens nicht
einmal so viel übrig, dass er
über seine Grabplatte verfügen
konnte. Sie wurde zwar
zunächst seinem Willen gemäß
nach der Demontage in Halle

für ein Memorialgrab, ein Denkmalsgrab ohne den im Mainzer Dom bestatteten Leichnam, in der Heiliggrabkirche der Aschaffenburger Beginnen verwendet. Aber weil der Mensch stirbt, nicht jedoch seine Schulden, und weil Albrechts Schulden bei den Aschaffenburger Stiftsherren hoch waren, kam die Platte schließlich in der Stiftskirche zur ›letzten Ruhe‹, wie man in diesem Fall wohl sagen darf.

Diese Geschichte ist insofern nicht bloß eine historische Bizarrerie, als sie mit dem zu tun hat, was Geschichte überhaupt ist beziehungsweise wozu sie von den Herren, die ›Geschichte machen‹ – gemacht wird. Mit einem Schlagwort, einem schon von Kaiser Maximilian verwendeten, wäre das als ›Gedächtnispolitik‹ zu bezeichnen. Im *Weisskunig* von 1514 lässt Maximilian ausführen: »wer ime in seinem

leben kain gedachtnus macht,
der hat nach seinem tod kain
gedächtnus und desselben
menschen wird mit dem
glockendon vergessen, und
darumb so wird das geld, so ich
auf gedechtnus ausgib, nit
verloren, aber das gelt, das
erspart wird in meiner
gedachtnus, das ist ain
undertruckung meiner
kunftigen gedächtnus«.

So denkt und empfindet nicht
nur ein Kaiser, sondern
jedermann. ›Du bist tot, wenn

du vergessen bist.< Wie der
Ablasskauf gut angelegtes Geld
für die himmlische Ewigkeit ist,
so das für Denkmale, Bauten
und vererbbaren Besitz
ausgegebene für irdischen
Ruhm oder ein wenig
Nachglanz bei den
Nachkommen. Das Erinnern im
Kopf allein hat keinen Bestand,
weil die Erinnernden den
Erinnerten hinterhersterben.
Es bedarf der Worte und
Werke. Und Werke kosten
Geld. Das schafft die Seelen

der Reichen in den Himmel und ihre Leichen in die Kirchen statt unter die Erde: »Die Reichen«, lässt Erasmus einen seiner Debattierer höhnen, »bemühen sich um ein Grab in Kirchen, in denen nicht einmal den Heiligen ein Platz eingeräumt würde. Sie lassen sich in Stein aushauen oder malen, und sogar ihre Namen fügen sie bei [...] Sie beanspruchen dadurch einen guten Teil der Kirche, und eines Tages werden sie

vermutlich noch verlangen, daß ihre Kadaver in den Altären beigesetzt werden.«

Wer sich mit Ablassen ins Himmelreich kaufen kann, warum sollte der sich mit Stiftungen nicht in den Kirchenraum kaufen? Bei der Säkularisierung der Kirchengüter in den Städten der Reformation hatte man sich dann mit der Frage auseinanderzusetzen, ob Stiftungen, deren Bedingungen, wie etwa das

Lesen von Seelenmessen, nicht mehr erfüllt wurden, an die Stifter oder deren Nachkommen zurückzuerstatten seien. Zu solchen ›Rückübereignungen‹ kam es jedoch selten. Man schaffte die katholische Werkfrömmigkeit ab, behielt aber das mit ihr verdiente Geld.

Es gab noch andere, praktische, manchmal panisch praktische Gründe, das Läuten beim Begraben und das Feiern

nach dem Begräbnis zu unterbinden. Während der Pest wurde mancherorts so viel gestorben, dass Tag und Nacht die Glocken gedröhnt hätten. Im August 1505, über zwei Jahrzehnte bevor der Nürnberger Rat gegen das ›geprengk‹ mit den Verstorbenen einschritt, wurde angeordnet: »Von wegen der regirenden pestilentz ist ertailt und bestellt [...] nur am freytag ze leyten [läuten] den abgestorbenen Personen.« Am

23. Dezember wird dieser Ratsbeschluss wieder aufgehoben: »Nachdem sich die sterbenden leut zu statlichen abnemen und pesserung haben gericht, ist ertailt [...] den kirchnern an ze sagen, dass sy hinfüro den todten wider mögen leuten wer des begern wirdet.«

Wenn das Sterben länger dauert, setzt man das Läuten eben länger ab. Nur, was macht man mit den vielen Leichen? Hebt man

Massengräber für sie aus, wie Thomas Platter über Zürich berichtete **Hinweis**? Und soll dann überhaupt noch auf den Friedhöfen innerhalb der Stadt begraben werden? Luther antwortete in seiner Predigt *Ob man vor dem Sterben fliehen möge*: »Weil wir aber an diese Sache gekommen sind, vom Sterben zu reden, so kann ich's nicht lassen, auch vom Begräbnis etwas zu sagen. Erstens lasse ich die Doktoren der Arznei und alle, die darin

bessere Erfahrung haben,
darüber urteilen, ob es
gefährlich sei, dass man mitten
in den Städten Kirchhöfe hat.
Denn ich weiß nicht und
verstehe mich nicht darauf, ob
aus den Gräbern Dunst oder
Dampf ausgeht, der die Luft
verpestet. Wenn dem aber so
wäre, so hätte man gemäß den
oben erwähnten Warnungen
Grund genug, den Kirchhof
außerhalb der Stadt zu haben.«

Deshalb rät er, »das
Begräbnis draußen vor der

Stadt einzurichten. Und da wir hier zu Wittenberg einen Kirchhof haben, so sollte uns nicht bloß die Not, sondern auch die Frömmigkeit und Ehrfurcht dazu treiben, ein gemeinsames Begräbnis draußen vor der Stadt zu machen. Denn ein Begräbnis sollte angemessenerweise ein feiner, stiller Ort sein, der von allen anderen Orten abgesondert ist, wohin man mit Andacht gehen und stehen kann, um dort den Tod, das

Jüngste Gericht und die Auferstehung zu betrachten und zu beten. [...] Auch könnte man da ringsherum an den Wänden derartige andachterweckende Bilder und Gemälde malen lassen. Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zwei oder drei Märkte sind es, so dass es keinen öffentlicheren und unstilleren Ort in der ganzen Stadt gibt als eben den Kirchhof, wo man täglich, ja Tag und Nacht darüber läuft,

und das sowohl Menschen als auch Vieh: Jeder hat von seinem Hause aus eine Thür und eine Gasse, die darauf führt, und es geschieht auf ihm allerlei, vielleicht auch solche Dinge, über die man nicht spricht. Dadurch wird dann die Andacht und Ehrfurcht, die den Begräbnissen gebührt, ganz und gar zunichte. Jeder hält nicht mehr davon, als wenn er über einen Schindanger liefe, so dass der Türke den Ort nicht so in Unehren halten könnte,

wie wir es tun. Und man sollte doch da lauter Andacht schöpfen, den Tod und die Auferstehung bedenken und auf die Heiligen, die da liegen, Rücksicht nehmen. Aber wie kann man das in einem öffentlichen Ort, über den jeder laufen muss und der vor jeder Tür offen daliegt. Wenn der Begräbnisort überhaupt in Ehren stehen soll, so wollte ich lieber in der Elbe oder im Walde liegen. Aber wenn das Begräbnis draußen an einem

abgesonderten, stillen Ort, wo niemand durch- noch darüber hinliefe, läge, so wäre es gar geistlich, ehrbar und heilig anzusehen und könnte auch so hergerichtet werden, dass er die, die darauf gehen wollen, zur Andacht reizte.«

Das Jüngste Gericht

Ein Engel kommt vom Himmel herab, in den Händen den Schlüssel zum Abgrund und eine große Kette. Er packt »die alte Schlange, welche ist der Teufel und der Satan, und band jn tausent jar, und warff jn in den Abgrund«. So wird es in der Apokalypse erzählt. In einer Anmerkung bringt Luther

die Stelle in direkte Verbindung mit der eigenen Gegenwart: »Die tausent jar müssen anfahren, da dis Buch ist gemacht, denn der Türck ist aller erst nach tausent jaren komen [...] nu wil der Türck dem Bapst zu hülffe komen und die Christen ausrotten, weil nichts helfen wil.«

Etwa zur selben Zeit, als Luther und seine Mitarbeiter in Wittenberg die 1534 erschienene erste ›Vollbibel‹

Hinweis

einer Revision nach der

anderen unterzogen, stieg in Rom Michelangelo aufs Gerüst und malte am Weltgericht. Das Fresko wurde 1540 fertiggestellt. Die knallbunte Verzweiflung der auf die Betrachter niederstürzenden Verdammten dieses monumentalen Meisterwerks unterscheidet sich elementar von den etwa zwei Generationen zuvor entstandenen Weltgerichtsvisionen, in denen Hieronymus Bosch sich, seinen

Zeitgenossen und ein halbes Jahrtausend später auch uns noch das Grauen ausmalt. Mit dieser im doppelten Wortsinn perspektivlosen Höllensicht ist diejenige Luthers näher verwandt als mit der ästhetisch hinreißenden Perspektivenillusion der Sixtinischen Kapelle, die repräsentativ überwältigen, aber religiös nicht erschüttern sollte. Bei Luther ist der Tag des Jüngsten Gerichts ein Tag der Rache, der Tränen und des

Zorns, aber auch der Tag, an dem wir aus den Gräbern steigen. Das hat man sich nicht bloß allegorisch vorzustellen, sondern so, »daß die Christen am Jüngsten Tage von den Toten auferstehen werden, daß alle Tauben, Blinden, Lahmen und was für Plagen am Leibe gewesen sind, aufhören und ihre Leichname nicht allein fein, hübsch, gesund sein werden, sondern auch so hell und schön wie die Sonne leuchten werden«.

Fein, hübsch und gesund?
Wie soll das möglich sein,
unsere ›Madensäcke‹ werden
doch von den Würmern
gefressen? Wer so fragt, der
hört auf zu glauben und fängt
zu vernünfteln an. Und mit dem
›Hürchen Vernunft‹ lässt sich
Luther nicht auf Diskussionen
ein. Wer aus dem
›Kinderglauben‹ heraustritt,
macht sich schon auf den Weg
zur Hölle. Doch wird es nicht
mehr lange dauern, bis die
Wahrheit mit umstürzender

Wucht zum Vorschein kommt und das Weltgericht der Weltgeschichte ein Ende macht.

Obwohl die apokalyptische Hysterie am Beginn des Jahrhunderts nach letzten Exaltationen bei den ›Täufern‹ während der späten 1520er und frühen 1530er in der Konsolidierungsphase der evangelischen Landeskirchen abklingt, blieb die Wiederkunft des Herrn für Luther und viele seiner Kampfgefährten im

Bereich der Naherwartung.
Johannes Mathesius, einer der
Tischgenossen Luthers,
berichtete von der
Überzeugung seines
Gastgebers, »Christus werd
auch umb Ostern erscheinen,
und sein stimme und donner in
einem Morgenwetter hören
lassen, und drauff mit einem
Schlag Himel und Erden in
hauffen schmeissen und in
einem [...] augenblick die
lebendigen verwandeln und die
todten erwecken, neu Himel

und Erden schaffen und sein Gericht in Wolcken hegen«.

Bei Cranach macht dieses ›Gericht in Wolken‹ einen – man muss es so sagen – eher putzigen Eindruck. Auf dem Magdalenenaltar schwebt Christus in einer riesigen Gloriole, umflattert von einem Schwarm kleiner Engelchen, die alle nur aus Puttenköpfchen und bunten Flügelchen bestehen. Unter der Gloriole hilft der Erlöser nackten Seelenkörpern ans Licht. Im

Vordergrund steht Eva mit restauriertem Popo. **Hinweis** Wo schaut sie nur wieder hin? Auf Christus orientiert ist sie jedenfalls nicht. Sie blickt aus dem Bild. Will sie uns damit ins Heilsgeschehen hineinziehen? Oder gibt es Wichtigeres als die Auferstehung? Gerade könnte man meinen, sie möchte sich überzeugen, dass wir sie nicht übersehen vor lauter Erlösung.

Der Jüngste Tag ist ein Tag des Zorns und der Tränen.

Nach der Auferstehung folgt das Gericht. Die Taten der Menschen werden beurteilt, ihre Seelen gewogen, was nach der protestantischen Prädestinationslehre überflüssig ist, denn ihr zufolge hängt die Erlösung allein von Gottes Gnade ab. Wir sind von Anbeginn für die Seligkeit oder die Verdammung bestimmt, unabhängig von dem, was wir auf Erden anstellen. Uns Heutigen kommt der große Gerichtstag

fragwürdig und die
Vorherbestimmung
unzumutbar vor. Wie kann der
>liebe Gott< nur so entsetzlich
sein!

Die modernen, >aufgeklärten<
Kirchen reagieren auf die
Bedürfnisse ihrer
zartbesaiteten, der Hölle
entwöhnten Mitglieder und
hegen die Ängste ein. Die alte,
große, herrliche
Schreckenshymne *Dies Irae*
 wurde durch die
Liturgiereform des Zweiten

Vatikanischen Konzils 1969 aus dem Ablauf der Totenmesse herausgenommen. Bei den Requien im Konzert möchte man sie aus ästhetischen Gründen gleichwohl nicht missen.

Auch die Evangelische Kirche Deutschlands ist bemüht, auf der Höhe der Zeit zu bleiben, womit in Wahrheit gemeint ist: auf der Höhe dessen, was die Gläubigen (oder die Kunden?) von dieser Zeit und ihren kirchlichen Begleitinstitutionen

erwarten. Beispielsweise ziehen evangelische Kirchenvertreter seit einigen Jahren den vielversprechenden ›Ewigkeitssonntag‹ dem trübsinnigen ›Totensonntag‹ vor.

Müsste Luther zur Strafe für seine Poltrigkeit, die sogar Melanchthon in seiner Wittenberger Totenrede ein wenig tadelte (nur ein klein wenig), durch ein Fegefeuer in Gestalt unserer Gegenwart gehen, würde er vermutlich

platzen vor Zorn. Man stelle sich den fassungslosen Doktor zwischen den singenden, springenden Teilnehmern eines evangelischen Kirchentags vor. Aber wer weiß? Vielleicht wäre er begeistert. Schließlich ging, anders als ursprünglich von ihm erwartet, die mentale Endzeit in die Anfangszeit landeskirchlicher Institutionalisierung über, in konfessionelle Gründerjahre.

*

Das letzte Wort soll nicht der

religiöse Prophet aus
Wittenberg haben, sondern der
humanistische Gelehrte aus
Rotterdam. Seine
Ausgleichsbemühungen blieben
mit ihrer ›Hochgeistigkeit‹ in
den Niederungen der
Tageskämpfe seiner Zeit
stecken. In unserer
religionskriegerischen
Gegenwart sind sie gleichwohl
der Erinnerung wert. Deshalb
entnehme ich meine
rhetorische Verbeugung einem
der Briefe des Erasmus:

»Schluß der Vorstellung, nun,
bitte, Beifall!«

Anhang

Nachweise

Zeitgenössische Zitate werden teilweise in ihrer ursprünglichen Textgestalt, teilweise in unserem Deutsch wiedergegeben. Des Öfteren werden in die Originalzitate Satzzeichen nachgetragen oder die Virgel den heutigen Gewohnheiten entsprechend durch Kommas ersetzt. Wenn in Zitaten Schrägstriche zwischen Leerzeichen auftauchen, sind sie von mir eingefügt und signalisieren einen

Zeilenbruch im Original. Das ›vnd‹ in den Originalen wird durchgängig zu ›und‹ modernisiert.

In dem halben Jahrtausend, das zwischen der Epoche um 1500 und der Gegenwart liegt, haben sich sprachliche Bedeutungen, Druck- und Ausdrucksformen verändert. Dem ist mit Behutsamkeit zu entsprechen. Die absichtlich wenig prinzipienfeste Variationsbreite beim Zitieren mag Philologenstirnen in Sorgenfalten legen, kommt aber (hoffentlich) der Anschaulichkeit und Lesbarkeit zugute. Im Übrigen war die ›Rechtschreibung‹ der Zeit so turbulent, dass das gleiche Wort in ein und demselben Satz mitunter so

verschieden geschrieben wurde, dass zwischen ›richtig‹ und ›falsch‹ definitiv *nicht* unterschieden werden kann. Das gilt sogar für Namen und Eigennamen. Albrecht Dürer etwa schrieb Nörnberg, Nörnbergk, Nornberg oder Teitschland, Tewczschland, Tewczlant; Adam Ries schrieb sich Rieß, Riß, Ryß – nur Riese nicht.

Kürzungen in den Zitaten sind mit [...] gekennzeichnet. Wird das Zitat bis zum Satzende wiedergegeben, steht der Punkt innerhalb der Anführungszeichen: »Hier stehe ich und kann nicht anders.« Schlusspunkte außerhalb der Anführungen sollen anzeigen, dass

das Zitat im laufenden Satz unterbrochen wurde: »Hier stehe ich«. Einfache Anführungszeichen signalisieren, dass es sich nicht um echte Zitate, sondern um Redensarten oder Paraphrasen handelt wie bei dem ›Hier stehe ich und kann nicht anders‹, das Luther auf dem Reichstag in Worms nicht gesagt, sondern sein Drucker in Wittenberg in die als Flugblatt vertriebene Rede nachträglich hineingesetzt hat.

Motto

Luther, *Tischreden*, S. 75.

Einleitung

Leipheimer Zeitgenosse nach Blickle, *Bauernjörg*, S. 160. Dürer: *Dürerhausbuch*, S. 261. Luther nach Schilling, *Luther*, S. 457.

1. Weltlage und deutsche Beschwerden

Anfang und Ende: Nürnberger Druck nach Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 205. Bericht von 1524 nach Glaser, *Klimageschichte*, S. 34. Dürer nach Blickle, *Bauernjörg*, S. 256. Müntzer nach Goertz, *Müntzer*, S. 77. Dürer, *Schriften*, S. 57. Luther, *Vom Kriege*, S. 114. **Der Kosmos weitet sich:** *Offenbarung*, 6/12-13

nach Lutherbibel 3, S. 2483. Luther über Kopernikus nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 3, S. 202. 1. Buch Mose, 1/13–16 nach Lutherbibel 1, S. 25. **Wo der Pfeffer wächst:** Aufschriften des Behaim-Globus: Einige habe ich direkt im Germanischen Nationalmuseum abgeschrieben, andere übernommen von Bott, *Focus Behaim Globus*, S. 229. **Die Konquistadoren von Venezuela:** *Fortunatus*, S. 8. **Lantstrassen durch das Romisch reych:** Gattinara nach Morris, *Wer regiert die Welt*, S. 431. **»Beschreibung Teutscher Nation«:** Luther, *Vom Kriege*, S. 115. Luther, *Heerpredigt*, S. 119.

Weltchronik, Blatt CCLXXXVI.
Litanea Germanorum, S. 10, digital
einsehbar in der Objektdatenbank
des Deutschen Historischen
Museums.

**Deutsche
Beschwernisse:** Luther, *Tischreden*,
S. 214. Luther, *Von Kaufhandlung*, S.
264. Luther, *Vom Krieg*, S. 94.
Luther, *Heerpredigt*, S. 141.
Melanchthon nach Köpf, S. 195.
Luther nach Febvre, *Luther*, S. 101.
Luther, *An den christlichen Adel*, S.
93. Wimpfeling nach Köpf, S. 54.
Wahlkapitulation nach Köpf, S. 76,
79. Hutten nach Febvre, *Luther*, S.
137, und nach Febvre, *Luther*, S.
137. **Die deutsche Sprache:** Celtis
nach Wehrli, *Deutsche Literatur*, S.

945. 1. Buch Mose, 6/14 nach Lutherbibel 1, S. 34. Fliegenwedel nach Schmitz, *Hofnarrenwesen*, S. 97. Luther, *Sendbrief*, S. 150. Luther nach Volz im Anhang zur Lutherbibel 3, S. 124, 120. Beispiele aus Luthers Wortschatz nach Sorensen, *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 110 und Volz im Anhang zur Lutherbibel 3, S. 135f. Luthers Kritik der toten Schrift nach *Vom ehelichen Leben*, S. 3. Dürer nach *Schriften und Briefe*, S. 96. **Deutsche Bibeln und deutsche Drucke:** Brant, *Narrenschiff*, beide Zitate nach DQ. *Weltchronik* nach Rücker, *Weltchronik*, S. 11. Luther nach Volz im Anhang zur Lutherbibel 3, S. 72.

Unterzeile zum Lutherwappen nach Bott, *Luther und die Reformation*, S. 279 und S. 282 das Zitat zur Verfälschung. Cochläus nach Volz im Anhang zur Lutherbibel 3, S. 132. Luther, *Sendbrief*, nach *Luther Deutsch*, S. 273.

2. Die Herren des Reichs

›**Männleinlaufen**‹: Nürnberger Stadtchronik nach Hegel, S. 698. Franck nach Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 327. Luther, *Von weltlicher Obrigkeit*, in: Syndram, *Luther und die Fürsten*, S. 181. Luther, *Tischreden*, S. 188. Landfriede nach Köpf, S. 39.

Plackerei **statt** **Ewiger**
Landfriede: Franck, *Kriegsbüchlein*,
Blatt 63, Blatt 94. Götz,
Lebensbeschreibung, S. 49.
Schwartzertdt nach Huss/Füllbert,
Das württembergische Heer vor
Bretten 1504 auf [www.landsknechte-](http://www.landsknechte-bretten.de)
[bretten.de](http://www.landsknechte-bretten.de). Kaufmännische
Bittschrift nach Köpf, S. 65. Luther
nach Dieckmann, *Luther bei Marx &*
Engels, S. 9. Götz,
Lebensbeschreibung, S. 50f. **Götz**
von Berlichingen **entführt**
Nürnberger Kaufleute: die Stellen
aus Götzens *Lebensbeschreibung* S.
45, 48. **Lob der Obrigkeit:** Agricola
nach Münch, *Lebensformen*, S. 74.
Luther nach Frey, *Einführung*, S.

170. Alberus nach Frey, *Einführung*, S. 184. Bote nach Frey, *Einführung*, S. 103. Lutherzitate: *Tischreden*, S. 239; *Sendbrief wider die Bauern*, S. 208; *Ob Kriegsleute*, S. 62; *Tischreden*, S. 195. **Martin Luther schreibt Hans Kohlase einen Brief:** Luther nach Strauchenbruch, *Luthers Wittenberg*, S. 198f. **Des heyligen Römischen Reichs peinlich gerichts ordnung:** Zitate aus der *Carolina*, S. 116–118, 58. Holzschnitt der *Bambergischen Halsgerichtsordnung* bei Pleister/Schild, *Recht und Gerechtigkeit*, S. 72, Abb. 103. Diese und weitere Abbildungen digital bei der im Literaturverzeichnis unter

Bambergensis angegebenen Quelle.

Reisläufer und Landsknechte:

Erasmus, *Soldatenbeichte* in:

Vertrauliche Gespräche, S. 34, 33.

Franck, *Kriegsbüchlein*, Blatt 67,

Rückseite. Luther, *Tischreden*, S.

211f. *Fortunatus*, S. 38. Wickram,

Rollwagenbüchlein, S. 65. Sachs

nach Panzer, *Blomberg*, S. 116.

Gebrauchsanweisung für

Spießgesellen: Götz,

Lebensbeschreibung, S. 20, 8.

Schertlin von Burtenbach erlebt

die Plünderung Roms: Burtenbach,

Leben und Taten, S. 7. **Die Macht**

aus den Kanonenrohren:

Kanoneninschrift nach dem Artikel

»Scharfmetze« auf Wikipedia.

Schussfrequenzen nach
Götschmann, *Wissenschaft und Technik*, S. 20f. Luther, *Tischreden*, S. 212. **Die Macht aus den Münztruhen:** *Fortunatus*, S. 136. Fugger nach Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 118f. Schuldenzahlen nach Parker, *Militärische Revolution*, S. 87; Kohler, *Karl V.*, S. 146ff. Kennedy, *Aufstieg und Fall*, S. 90f. Luthers Predigt gegen den Ablass nach Köpf, S. 115f. *Fortunatus*, S. 134.

3. Geldleute

Das silberne Zeitalter: Münster nach Wessel, *Von einem, der daheim*

blieb, S. 291 f. Talerzahlen nach
Sombart I-2, S. 525.
Einwohnerzahlen von Joachimsthal
nach Cipolla, *Europäische
Wirtschaftsgeschichte*, S. 21. Die
ursprünglich lateinische Agricola-
Stelle aus dessen *Bermannus* von
1530 nach Engewald, *Agricola*, S. 65.
Annaberger Produktionszahlen nach
Sombart I-2, S. 525, Zahlen für das
Reich und für Europa nach Holborn,
Deutsche Geschichte, S. 70. Rülein,
Eyn wolgeordent büchlin, erste Seite
des ersten Kapitels. Dürer, *Schriften
und Briefe*, S. 31. Mansfeldische
Kupferzahlen nach Bott, *Martin
Luther und die Reformation*, S. 18 ff.
Zeitgenössische Chronik nach Rem,

Tagebuch, Anm. 178. Gaismairs Landesordnung nach Köpf, S. 278. Fuggergewinn nach Mottek, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 197. Zeitgenössische Chronik nach dem Anhang in Rem, *Tagebuch*, S. 95ff. Rem, *Tagebuch*, S. 52. Luther, *Von Kaufhandlung*, S. 264, *Tischreden* S. 269. Wickram, *Rollwagenbüchlein*, S. 96. *Fortunatus*, S. 105. **Etwas über Erdöl:** Brunschwig nach dem Books.google.de-Digitalisat seines »Destillierbuchs« in einer mit einem *Kreutterbuch von allem Erdtgewächs* posthum zusammen gedruckten Ausgabe, S. CLXVII. **Tanz der Patrizier:** Bildlegende nach der Reproduktion in Schad, *Die Frauen*

des Hauses Fugger, Tafelteil nach S. 176. Chronik nach Wallerstein, *Weltsystem*, S. 253. Münster nach Wessel, *Von einem, der daheim blieb*, S. 186. **Macht Geld traurig?:** Luther, *Tischreden*, S. 263. Kaysersberg nach Boockmann, *Die Stadt*, S. 63. Wickram nach Frey, *Einführung*, S. 207. Fugger nach Mottek, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 212. **Welche Geschäfte sind schmutzig?:** Luther, *An den christlichen Adel*, S. 97 f. Luther über das ›Steupen‹ nach Schilling, *Luther*, S. 63. Erasmus, *Lob der Torheit*, S. 94. Müntzer, *Schriften*, S. 113 – die in den Text gestreuten Bibelverweise Müntzers wurden ohne

Kennzeichnung fortgelassen. Geiler von Kaysersberg nach Sombart I-1, S. 304. Strauß, *Haubtstück*, Punkt 5 der nur wenige Blatt umfassenden Schrift. Zeitgenössische Chronik nach Rem, *Tagebuch*, Anmerkungen, S. 95f. Lutherbrief nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 192. ›Besser Pestilenz als Hunger‹ ebenda, S. 53. Amman, *Ständebuch*, S. 111. Wickram, *Rollwagenbüchlein*, S. 87f. Luther über die ›Judensau‹, *Vom Schemhamphoras*, DQ.

Rechnen nach Adam Ries: Jacob nach Sombart I, S. 207f. Jacobs Werk entstand in den 1560ern. Ries, *Rechnung*, Blatt 157, Rückseite. Die zweite Aufgabe von Ries und die

Hausbau-Aufgabe nach Bahn, »Als ich ein Kind war«, S. 80f.

4. Auf der Burg und in der Stadt

Götz von Berlichingen wird belagert: Hutten nach Wessel, *Von einem, der daheim blieb*, S. 79. Zitat über Boxberg nach Werner Goez (bei ihm Bocksberg), *Das Leben auf der Ritterburg*, in: Meckseper, *Mentalität und Alltag*, S. 27. Götz, *Lebensbeschreibung*, S. 56. Schadensmeldung nach Goez in Meckseper, S. 24. **Claus Narr von Torgau will nicht in den Himmel:** Wickram, *Rollwagenbüchlein*, S. 172.

Amman, *Ständebuch*, S. 113f.
Thomas Morus, *Utopia*, S. 84. Luther
über den Narr nach Schmitz,
Hofnarrenwesen, S. 80. 1.
Korintherbrief 3/18 nach Lutherbibel
3. S. 2304; *An den christlichen Adel*,
S. 5f. Luther über Affen und Narren
nach Hanns Hubach, »*Ist auch allzeit
gewesen Weisheit und Kunst
geneigt*«, in: Syndram, *Luther und
die Fürsten*, S. 261. **Mauern und
Tore:** Luther an E.K.F.G. nach
Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*,
S. 188f. Gaismair nach Köpf, S. 273.
Alberus nach Frey, *Einführung*, S.
185. Münster nach Wessel, *Von
einem, der daheim blieb*, S. 284.
Nürnberg: Unter der Veste und

am Tiergärtnerort: Dürer nach Schedel, *Weltchronik*, Kommentarband S. 19. Beatis, *Reise*, S. 37. Sachs, *Lobspruch*, sämtliche Stellen Zeile 130ff. und Zeile 318f.

Die Tiere der Stadtmenschen: Luther nach Heling, *Zu Haus bei Martin Luther*, S. 59. Leipziger Brotordnung nach Gebhardt, *Annaberger Brotordnung*; Anhang E 25. Dürerholzschnitt in *Dürer Hausbuch*, S. 362. Pauli nach Schubert, *Alltag*, S. 117. Henneberger Verordnung nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 3, S. 280f. Beatis, *Reise*, S. 39, S. 49. Alberus, *Fabeln*, S. 116. **Die humanistische Universität:** Alberus, *Fabeln*, S. 287.

Zitat zur Marburger Universität nach Köpf, S. 354f. Luther, *Predigt, daß man Kinder*, S. 252. Studentenzahlen nach Schilling, *Luther*, S. 125f. Oldecop nach Gernentz, *Ritter, Bürger und Scholaren*, S. 213. Luther, *Tischreden*, S. 265.

Studentenunruhen: Zitat zum Hauskauf nach Kühnel, *Alltag*, S. 63f. Chronik nach Tromm, *Erfurter Chronik*, S. 189. Uni-Verwaltung, kurfürstliche Behörde und Lutherpredigt nach Strauchenbruch, *Luthers Wittenberg*, S. 85f., 212, 128f. **Der ›Pöfel‹, die Lebensnot und der ›Gemeine Kasten‹:** Karlstadt nach Schubert, »*Hausarme*«, S. 287. Erasmus,

Bettlergespräch, in: *Vertrauliche Gespräche*, S. 165, 171. Luther, *Sendbrief*, S. 215. Luther, *An den christlichen Adel*, S. 72f. Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 162. Kastenordnungen nach Köpf, S. 200, 210. **Was ist ein ›Pfennigbrot‹?**: *Gerechent Büchlein*: Die Seiten des Drucks sind nicht gezählt. **Das ›tolle Jahr‹ in Erfurt**: Sachs nach Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 22.

5. Vom Handwerk

Die Meisterstücke der Schneider von Nürnberg: Darstellung nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 377. **Ständeordnung**: Alberus,

Fabeln, S. 285. Amman, *Ständebuch*, S. X. Alberus, *Fabeln*, S. 136. Morus, *Utopia*, S. 54. Dürer, »Befestigungslehre«, in: *Schriften und Briefe*, S. 237-240. Polizeiordnung nach Dülmen, *Kultur und Alltag*, Band 2, S. 205. Alberus, *Fabeln*, S. 285. **Wasser auf die Mühlen:** eine Abbildung der »trothzichmüll« von 1494 (nicht gesichert) in Mende, *Dürer*, S. 21. Hessus, DQ = uni-mannheim.de/mateo/camena/hessus1 Zu den Verboten Cipolla, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 133 ff. **Eisen im Feuer:** Penczens Kupferstich in Mende, *Dürer*, Abb. 65. Alle Reime sind von Hans Sachs

und stammen aus Ammans
Ständebuch. Das Verhältnis Eisen -
Holzkohle nach Herrmann (Hg.),
Mensch und Umwelt, S. 263. **Holz**
und Haus: ›Stammzahl‹ beim Bau
der Frauenkirche nach Herrmann,
Mensch und Umwelt, S. 253.
München-Holzschnitt in der
Weltchronik, Blatt CCXXVI. **Die**
Erfindung des Fleißes:
Pirckheimer nach Dürer, *Schriften*,
Nachwort S. 247. Dürers Briefe an
Heller nach Dürer, *Schriften*, S. 85-
94. Sachs nach Münch,
Lebensformen, S. 390. Morus in *Der*
utopische Staat, S. 66. Der Fluch aus
dem 1. Buch Mose in der Lutherbibel
1, S. 30. Menius nach Münch,

Lebensformen, S. 358. Luther, 1. Korintherbrief 7/20 nach Lutherbibel 3, S. 2309. Franck nach Weber, *Protestantische Ethik*, S. 371.

6. Unter Bauern

Angst vor der Arbeit: Luther, *Tischreden*, S. 188f. Amman, *Ständebuch*, S. 42. Bohemus nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 2, S. 23, beide Stellen in diesem Abschnitt. Alberus, *Fabeln*, S. 120f. Luther nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 83. Hans Sachs nach Brackert, *Bauernkrieg*, S. 182. *Straßburger Rätselbuch* nach Heger, II/1, S. 475.

Zittern vor den Herren: Wickram,

Rollwagenbüchlein, S. 141. *Lalebuch*, S. 18f. Luther, *Ermahnung*, S. 167, 163f. Leibeigenen-Eid nach Blickle, *Bauernjörg*, S. 32. Urkunde der Leibeigenenheirat nach *Justiz in alter Zeit*, S. 439. *Zwölf Artikel* nach Köpf, S. 256. **Gottesfurcht**: Luther über Magd und Knecht nach Schilling, *Luther*, S. 516f. Bohemus nach Dülmen, *Kultur und Alltag 2*, S. 23. Luthers Bauernschelte nach Prien, *Luthers Wirtschaftsethik*, S. 96. **Wetternöte**: 1. Buch Mose, 6/17 nach Lutherbibel 1, S. 35. Nicht anders gekennzeichnete zeitgenössische Zitate sind entnommen: Glaser, *Klimageschichte*, S. 98-112. Glaser

beschreibt in seinem Buch jedes einzelne Jahr von 1500 bis 1750. Zeitgenössischer Bericht 1524 nach Blickle, *Bauernjörg*, S. 80. Reynmann, *Practica*, Digitalisatseite 21 (nicht identisch mit der – ungezählten – Druckseite). Reynmann, *Wetterbüchlein*, Digitalisatseiten 16 und 12. 1. Buch Mose 9/13 nach Lutherbibel 1, S. 39. Hut nach Wohlfeil, *Regenbogenfahne*, S. 6f. **Im Bauernheer:** *Cosmographia* nach Wessel, *Von einem, der daheim blieb*, S. 178f. Zeitgenössischer Bericht nach Brackert, *Bauernkrieg*, S. 48f. Die weiteren zeitgenössischen Zitate nach Laube, *Illustrierte Geschichte*,

S. 239f. Ferdinand nach Blickle, *Bauernjörg*, S. 98. Stumpf nach Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 307. **Die Schlächtereie bei Frankenhausen:** anonyme Flugschrift, zitiert nach glaubensstimme.de. Luther, *Sendbrief*, S. 204. **Jörg Ratgeb wird gevierteilt:** Luther, *Sendbrief*, hier nach Steinmetz, *Deutschland*, S. 171. Henkerrechnung nach Laube, *Illustrierte Geschichte*, S. 306. *Carolina*, S. 116.

7. Himmel, Hölle, Alltag

Menschliche	Bestimmung,
göttliche	Gnade: Leonrodt,

Hymelwag, ungezählte Druckseite, Digitalseite 16. Luther übers Seelenhürlein: *Von der Freiheit eines Christenmenschen*, hier nach Wehrli, *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 1003. Luther, *Von der Freiheit eines Christenmenschen*, S. 133. Melanchthon nach Jung, *Melanchthon*, S. 24. Luther nach Syndram, *Luther und die Fürsten*, S. 109. Luther, *Sendbrief*, S. 205. Ignatius, *Geistliche Übungen*, S. 39. **Faust fährt zur Hölle:** *Historia*, S. 131 f. Eine Abbildung der Tischplatte Schaffners in *Lucas Cranach. Hofmaler und Medienstrategie*, S. 17. Luther, *Tischreden*, hier nach Münkler, *Ambiguität*, S. 57. **Der**

Teufelspakt: *Historia*, S. 10, 7. Luther, *An den christlichen Adel*, S. 67. Daul nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 2, S. 313. Luther an den Stadthauptmann nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 102. *Carolina*, S. 78. **Hexenjagd:** Kämmereirechnung nach Freybe, *Alltagsleben*, S. 85. Cranach-Holzschnitt nach Uwe Schirmer, *Hinrichtung*, S. 137f., der in Klammern zitierte Zeitgenosse ebenda S. 143. Die Hexenprozesse in Kursachsen nach Wilde, *Die Zauberei- und Hexenprozesse*, S. 458ff. *Hexenhammer* nach dem Auszug in *MannBilder*, S. 179f. (bibliografische Angabe unter dem

Stichwort *Hexenhammer* im
Literaturverzeichnis).

›**Wiedertäufer**‹ **und**

›**Sakramentierer**‹: Wickram,

Rollwagenbuechlin, S. 57f. **Vom**

Predigen: Augsburger Interim nach

Köpf, S. 455. Pencz-Holzschnitt nach

Laube, *Illustrierte Geschichte*, S.

223. Der Ulmer Prediger und die

sächsische Beschwerde nach

Dülmen, *Kultur und Alltag* 3, S. 69f.,

und 280. Trientiner Konzil nach

Mohrbach, *Musikwelt*, S. 127.

Luther, *Predigt, daß man Kinder*,

234ff. Mathesius, *Historien*, Blatt

129. Lutherbrief nach Zeller, *Luther*,

wie ihn keiner kennt, S. 97.

Predigtzahlen in Genf nach Opitz,

Calvin, S. 76f. Franck nach Bott, Luther und die Reformation, S. 273.

Der Streit um die Bilder:

Rollwagenbuechlin, S. 61. Karlstadt,

Von der abtuhung, Digitalseite 8.

Müntzer, Schriften, S. 81.

Benediktinermönch nach Köpf, S.

231. Dürer an Spalatin nach

Schilling, Luther, S. 170. Dürer,

Schriften, S. 210. Aleander nach

Bott, Martin Luther, S. 222.

Nothelfer: Blasiussegen nach

www.kath.de. Pestlitanei nach

Wilderotter, Das große Sterben, S.

73.

Reliquienglauben:

Reliquienzahlen und Ablasszeiten

nach Freybe, Alltag, S. 108f., und

Bünz, ein silbern bilde, S. 197, 201.

Erasmus, *Gespräche*, S. 188.
Johannesevangelium 2/6 nach
Lutherbibel 3, S. 2140. Die
Geschichte aus Zehma nach Freybe,
Alltagsleben, S. 96. **Milch aus der
Muttermottesbrust:** Calvin nach
www.museeprotestant.org. Luther
nach Bott, *Luther*, S. 338.
»Seelentrost« und Holbein-Stich bei
Bott, *Luther*, S. 340, Luther nach
Bott, *Luther*, S. 335. Lukas nach
Lutherbibel 3, S. 2102. Marienlied
nach Liliencron, *Deutsches Leben im
Volkslied*, S. 420. Luther, *Sendbrief*,
S. 159. Erasmus, *Gespräche*, S. 90,
S. 177f. Chronik nach Schilling,
Luther, S. 53. **Trost und Gesang:**
Luther nach Syndram, *Luther und*

die Fürsten, S. 92, *Tischreden*, S. 276. Erfurter Sammlung nach Bott, *Luther*, S. 301. Luther nach Schilling, *Luther*, S. 539. Luther nach Bott, *Luther*, S. 312. Forster nach Mohrbach, *Musikwelt*, S. 154, 158.

8. Häuslichkeit

Inventare in Versen: Folz nach Heger, *Deutsche Literatur*, II/1, S. 456ff. Zeitgenössische Beschreibung des Fuggerhauses nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 257. Nürnberger Inventar nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 353. Sachs nach Hampe, *Gedichte vom Hausrat* (Seiten dort nicht

durchgezählt). **Eine wunderliche Rechnung:** Sachs-Datierung nach Hampe, *Gedichte vom Hausrat*, unpag. Die »wunderliche Rechnung« nach Schilling, *Luther*, S. 336f. **Im Haushalt der Katharina von Bora:** Claus Narr nach Schmitz, *Hofnarrenwesen*, S. 93, 91. Sprüche Salomos, Lutherbibel 2, S. 1136f. Luther, *Tischreden*, S. 291. Luther, *An den christlichen Adel*, S. 61. Luther nach Frey, *Einführung*, S. 172. *Lalebuch*, S. 19f. *Musculus* nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, Rebhun, *Hausfried*, Digitalseite 28. S. 255. Luther, *Tischreden*, S. 289f.

9. Ernährung

Zu Tisch bei Doktor Martinus: Luthers Gäbelchenbemerkung nach Kühnel, *Alltag*, S. 213. Hans Sachs, *Ein tisch zucht*, nach DQ=gutenberg.spiegel.de. Luther nach Mathesius, *Historien*, Blatt 133.

Wie Fürsten tafeln, Bauern essen und Bürger speisen: Sastrow nach Panzer, *Blomberg*, S. 61 (die modernisierte Passage) und nach Kohler, *Karl V.*, S. 82. Pirckheimer-Nachlass bei Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 315. Zum Leichenschmaus für Albrecht siehe Ermischer, *Cranach im Exil*, S. 104. Speisepläne des Reichsgrafen nach Kühnel, *Alltag*, S. 215f. Erasmus, *Vertrauliche Gespräche*, S. 308.

Alberus, *Fabeln*, S. 36. Sachs nach Hampe, *Gedichte vom Hausrat*, unpag. »**Von bereytung der speis**«: *Kuchenmaistrey*, Vorrede und Register. Das Hühnerrezept am Anfang des zweiten Teils der unpaginierten »Küchenmeisterei«. **Vom Abnehmen:** Rhyff, *New kochbuch*, Blatt 144 ff. **Korn:** Ackererträge nach Lüdemann, *Landwirtschaft*.

Ausnahmegenehmigung nach Blickle, *Bauernjörg*, S. 360. Die Körner- und Ährenangaben nach Lüdemann, *Landwirtschaft*. Nürnberger Angaben nach Boockmann, *Stadt*, S. 79. *Lalebuch* S. 56. Zeitgenosse über Danzig nach Cipolla,

Wirtschaftsgeschichte, S. 236. **Salz wächst nicht auf dem Acker:** *Lalebuch*, S. 57, 64. Abbauzahlen nach der *Wirtschaftsgeschichte* von Kellenbenz. **Honigsüß:** Rezept des Luttertrunks nach Matheus, *Weinproduktion*, S. 177. Luther nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 158. **Das ›Reinheitsgebot‹ für Bier:** Nürnberger Rat nach Bott, *Focus Behaim Globus*, S. 184. ›Reinheitsgebot‹ nach der modernisierten Wiedergabe auf der Website brauer-bund.de. Luther nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 93. Luther nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 165. **Die deutsche Sauferei:** das Historikerzitat in der

Fußnote: Gerhard Fouquet,
*Weinkonsum in gehobenen
städtischen Privathaushalten des
Mittelalters*, in Matheus,
Weinproduktion, S. 178. Alberus,
Fabeln, S. 133. Luther, *Tischreden*,
S. 274. Münster nach Wessel, *Von
einem, der daheim blieb*, S. 230.
Grobianus, unpaginiert, Digitalseite
8. Franck, *Trunckenheyt*, Blätter
236, 239, 296. Narr-Geschichte nach
Schmitz, *Hofnarrenwesen*, S. 90.
Zeitbericht über den Hofer Karneval
nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 2, S.
152. Luther, *An den christlichen
Adel*, S. 98. Die zweite Stelle nach
Febvre, *Luther*, S. 221. Luther, *An
den christlichen Adel*, S. 66.

10. Kleidung

Kleiderordnungen: Agricola, *Ein nützlicher Dialogus*, DQ unpaginiert. Erasmus, *Gespräche*, S. 256f. Murner nach Frey, *Einführung*, S. 155. Reichspolizeiordnung nach Dülmen, *Kultur und Alltag 2*, S. 231. Osiander nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 258, 297. *Lalebuch*, S. 81. **Der Streit um den Sturtz:** Beatis, *Reise*, S. 50. Dürer, *Hausbuch*, S. 142. Alle Zitate des Nürnberger Rats nach Zander-Seidel, *Das erbar gepent*, S. 126ff. **Was Bürgerinnen in der Truhe haben:** Nürnberger Kleiderordnung nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 58. Folz nach Kühnel,

Alltag, S. 266. Sachs in Hampe, *Gedichte vom Hausrat*, unpag.

Etwas über die Bruch: Luther nach Band 1199 (S. 5) der *Evangelischen Volksbibliothek*, zugänglich über das Portal lesekammer.de. **Waschen und pflegen:** Sachs nach Hampe, *Gedichte vom Hausrat*, unpag. Klagende Magd bei Sachs nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 283. Die Ordnung »in den Sterbsleuffeten« ebenda S. 333. **Die Sünden des Hosenteufels:** Nürnberger Hosenlatzverordnung nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 260, Anmerkung. Nürnberger Tanzverordnung nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 163,

Kleiderordnungen von 1560 und 1490 ebenda S. 188 und 48. Von Walters *Newes Christlichs Lied* sind alle 26 Strophen wiedergegeben im Wikipediaeintrag zu *Wach auf, wach auf, du deutsches Land*, wie das Lied später genannt wurde. Musculus, *Hosenteufel*, Digitalisatseiten 31–43. **Barchent und böse Sachen:** Claus Narr nach Schmitz, *Hofnarrenwesen*, S. 96. Pirckheimer Inventar nach Zander-Seidel, *Textiler Hausrat*, S. 41. Inventar der Magd nach Simon-Muscheid, *Dinge im Schnittpunkt*, S. 183.

11. Frauen, Männer, Kinder

›Wollüsterey‹ und Gattenliebe:
das Gutachten zu Philipps Doppelehe
nach Köpf, S. 400f. *Fortunatus*, S.
132f. Wickram, *Rollwagenbüchlein*,
S. 76. Alberus, *Fabeln*, S. 143. Celtis
nach Sorensen, *Geschichte der
deutschen Literatur*, S. 98f.
Secundus, *Die Küsse*, unpaginiert.
Die Zopfstelle nach *Tischreden* S.
283. Die Zitzenstelle in beiden
 Fassungen nach Freybe,
Alltagsleben, S. 130. 1.
Korintherbrief 7/4-5 nach
Lutherbibel 3, S. 2308. Die
Lutherstellen: *Vom ehelichen Leben*,
S. 29. *Ein Sermon von dem ehelichen
Stand*, S. 5, 7. *Von Kaufhandlung*, S.
269. Luther an Spalatin: Die erste

Stelle nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 190, die beiden anderen Stellen nach Febvre, *Luther*, S. 220. Melanchthon nach Schilling, *Luther*, S. 324f. Cochlaeus nach Köpf, S. 439. Senfls Lied kann man sich vorsingen lassen auf Youtube: [youtube.com/watch?v=HBHC1CJQs6A](https://www.youtube.com/watch?v=HBHC1CJQs6A).

Dürer, *Schriften und Briefe*, S. 109. Luther, *Vom ehelichen Leben*, S. 40, 44. *Tischreden* S. 283, 280. Luther über die ›natürliche Hure Vernunft‹ in *Vom ehelichen Leben*, S. 34f. Erasmus, *Vertrauliche Gespräche*, S. 48f. **Kurze Meldung über einen Nürnberger Bordellsturm:**
zeitgenössischer Bericht nach

Irsigler, *Bettler und Gaukler*, S. 189. Zeitzeuge über die Frauenhäuser nach Meckseper, *Mentalität und Alltag*, S. 117. Luther, *An den christlichen Adel*, S. 98f. **Die Ehe im Recht und das Recht in der Ehe:** Corvinus nach Bott, *Luther*, S. 411. Folz nach Frey, *Einführung*, S. 125. *Fortunatus*, S. 72. Luther, *Tischreden*, S. 286. Brief der Frankfurterin nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 270. Luther, *Daß Eltern die Kinder*, S. 55, 61. Reformationsordnung nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 70. *Fortunatus*, S. 6. Wimpfeling nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 275. *Rollwagenbüchlein*, S. 34f. Erasmus,

Vertrauliche Gespräche, S. 49.
Luther, *Predigt vom Ehestand*, S. 70,
67. *Heerpredigt*, S. 141. **Die**
Scheidung: Kirchenordnung nach
Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 279
f., von mir ›nachmodernisiert‹.
›**Weibermacht**‹: Abbildung der
›weisen Frau‹ bei Schellenberger,
STARKE FRAUEN geschichte, S. 86.
Abbildung des Flugblatts bei
Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 173.
Buch Richter, 4/19-21 nach
Lutherbibel 1, S. 458, 460. *Lalebuch*,
S. 26, 17. Erasmus, *Vertrauliche*
Gespräche, S. 64. **Vom**
Kinderkriegen **und**
Kinderverlieren: Walpurg Möllerin
nach Bräuer, *Armenmentalität*, S.

71 f. Luther nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 73. Alberus, *Fabeln*, S. 63. Platter nach Gernentz, *Ritter, Bürger und Scholaren*, S. 252. Folz nach Heger, *Deutsche Literatur*, II – 1, S. 462. Dante, *Göttliche Komödie*, nach der deutschen Übersetzung von Karl Vossler, München, Zürich 1986, S. 41. Die in der Fußnote zitierte »Arbeitshilfe« ist aufzurufen über die Website der Deutschen Bischofskonferenz: http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/arbeitshilfen/AH_224.pdf. Rueff nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 83. Luther, *Vom ehelichen Leben*, S. 35 f., 41. Breslauer Kirchenordnung

nach Kruse, *Arznei*, S. 184. Luther, *Predigt vom Ehestand*, in: *Vom ehelichen Leben*, S. 67f. Luther über Gott als Ehebrecher nach Schilling, *Luther*, S. 334. Luther nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 98. Luther nach Frey, *Einführung*, S. 173. **Apfel und Rute:** Franck, *Kriegsbüchlein*, Blatt 73. Luther nach Zeller, *Luther wie ihn keiner kennt*, S. 63, 72. Luther nach Schilling, *Luther*, S. 63. Erasmus, *Vertrauliche Gespräche*, S. 40. Erasmus nach der Werkauswahl, S. 98f. Wittenberger Holzschnitt nach Bott, *Luther*, S. 431. **Lesenlernen mit Valentin Ickelsamer:** Baseler Aushängeschild in Schellenberger, *STARKE FRAUEN*

geschichte, S. 33. Ickelsamer nach
Bott, *Luther*, S. 430. Ickelsamer nach
Gardt, *Geschichte der*
Sprachwissenschaft, S. 59.

12. Leiblichkeit

Laus und Leute: Brunschwig,
Apoteck, Blatt I, Rückseite. Amman,
Ständebuch, S. 52. Platter nach
Gernentz, *Ritter, Bürger und*
Scholaren, S. 225, 237 f. Flugblattlied
nach Liliencron, *Volkslied*, S. 157.
**Kloaken oder »wie Ulenspiegel in
die Stuben schië«:** »Defäkierende
Frau« in Dürr, *Nacktheit und Scham*,
S. 421. Angaben zu den Tucher- und
Behaimgruben bei Herrmann,

Mensch und Umwelt, S. 153.
Ulenspiegel, S. 201, 210. **In der
Badestube:** *Rollwagenbüchlein*,
Faksimilevorblatt. Luther nach
Strauchenbruch, *Luthers
Wittenberg*, S. 192f. Sachs nach
Hampe, *Hausratsgedichte*, unpag.
Dürers Bäderbilder im *Hausbuch*, S.
533, 86. Bock, *Bader Ordnung*,
Digitalseiten 12, 17. Murner nach
Dürr, *Nacktheit und Scham*, S. 369.
Amman, *Ständebuch*, S. 51ff. **Die
Pest:** Luther, *Tischreden*, S. 297.
Platter nach Gernentz, *Ritter, Bürger
und Scholaren*, S. 251. Luther nach
Strauchenbruch, *Luthers
Wittenberg*, S. 66. Luther an Spalatin
nach Febvre, *Luther*, S. 180. Luther,

Ob man vor dem Sterben, nach
glaubensstimme.de. Lutherbriefe
nach Torgau in Zeller, *Luther, wie
ihn keiner kennt*, S. 48 und 190f.
Rem, *Tagebuch*. S. 67. ›**Frantzosen**‹
und ›**Englischer Schweiß**‹: Ovid:
Metamorphosen. Übersetzt und
herausgegeben von Hermann
Breitenbach; Stuttgart 1980. Die
Stelle S. 189. Erasmus, *Vertrauliche
Gespräche*, S. 234. Nürnberger
Verordnung nach Dürr, *Nacktheit
und Scham*, S. 366. Rem, *Tagebuch*,
S. 26. Luther an Käthe nach Zeller,
Luther, wie ihn keiner kennt, S. 148.
Der Guajakbaum und die Fugger:
Hutten nach Jütte, *Ärzte, Heiler und
Patienten*, S. 146. **Paracelsus:**

Paracelsus nach Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 57, 63.
Paracelsus, *Practica*, DQ, unpag.
Milzweh und Marzipan: Dürer nach Mende, *Dürer*, S. 364. Rhyff, *New Kochbuch*, Blatt 55 ff.
Anatomie: Vesal nach Eckart, *Geschichte der Medizin*, S. 111.
Hausapotheke für Zeitreisende: Amman, *Ständebuch*, S. 12. Begardi nach Jütte, *Ärzte, Heiler und Patienten*, S. 140. Cordus, die Seiten seiner Schrift sind im Original unpag. Digitalseite 14. DQ=reader.digitale-sammlungen.de. Tallat von Vochenberg, ›Kräuterbüchlein‹ nach DQ=deutsche-digitale-bibliothek.de. Rhyff, *New kochbuch für die*

Krancken. Die Blätter, nicht die Seiten des schmalen Büchleins sind römisch paginiert, die einzelnen Stellen leicht aufzufinden.

13. Alter, Tod und Auferstehung

Der Madensack: ›Grabinschrift‹ und Lutherzitat nach Reinhold Köhler: *Mich wundert, dass ich fröhlich bin*; in: *Germania* 6, 1861, S. 368ff. Luther nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 27.

›**Altenteil**‹: Luther nach Zeller, *Luther, wie ihn keiner kennt*, S. 49. *Weltchronik*, Blatt CCLX, Rückseite.

Leonrodt, *Hymelwag*, Seite

ungezählt, Digitalseite 18.
Lutherbibel 1, S. 28. Sachs nach
Borscheid, *Geschichte des Alters*, S.
46, 34. *Eulenspiegel*, S. 13. Dürer in
Schriften, S. 15. **Ein Abschnitt über
Sterbehilfe:** Morus, *Utopia*, S. 81.
Letzte Ölung: Erasmus, *Das fromme
Gastmahl*, in Heer (Hg.), *Erasmus
von Rotterdam*, S. 78. *Zürcher Spiel*,
S. 36. Heger, II – 1, S. 159. Dürers
Bildbeschriftung nach Füssel,
Kommentarband zur *Weltchronik*, S.
19. Dürer, *Schriften*, S. 15f., 19f.
Narr-Geschichte bei Schmitz,
Hofnarrenwesen, S. 101. **Sterben
im Stil der 95 Thesen:** Markus
10/25 nach Lutherbibel 3, S. 2052.
Luther, *Sermon*, nach

[www.bibeltoday.de/today/daten/Vom_Luthers_Thesen_nach_Köpf, S. 102-111](http://www.bibeltoday.de/today/daten/Vom_Luthers_Thesen_nach_Köpf,_S._102-111). Geiler von Kaysersberg nach Heger, *Deutsche Literatur*, II – 1, S. 156. Die Zitate aus dem ›Sterbe-ABC‹: Geiler von Kaysersberg, *Sämtliche Werke* 1, S. 102ff. Luther an Katharina nach Bott, *Luther*, S. 435. Bora nach Schilling, *Luther*, S. 596. **Begräbnisse:** Nürnberger Zeitgenosse nach Bott, *Luther*, S. 410. Manuel nach Wehrli, *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 992. Kirchenordnung nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 293. Luther nach Dülmen, *Kultur und Alltag* 1, S. 221. Albrechts Testament nach Ermischer, *Cranach im Exil*, S. 173.

Albrechts Titel dort S. 177. *Weisskunig* nach Heger, II - 1, S. 227. Die von Zeile zu Zeile variierende Schreibung von ›gedachtnus‹ könnte, von heute aus betrachtet, auf ein schlechtes schließen lassen. Erasmus bei Heer (Hg.), *Erasmus*, S. 80. Nürnberger Rat nach Hegel (Hg.), *Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg*, Band 5, S. 684. Luther, *Ob man vor dem Sterben fliehen möge* nach www.glaubensstimme.de. **Das**

Jüngste Gericht: Apokalypse des Johannes, 20/1-2, Lutherbibel 3, S. 2507f. Luther, *Predigt, daß man Kinder*, S. 234f. Mathesius, *Historien*, Blatt 129. Der Anfang des

»Dies irae« in der Fußnote nach Stock, *Lateinische Hymnen*, S. 285 – die abweichende Eindeutschung von mir. Erasmus in Heer (Hg.), *Erasmus*, S. 159.

Abbildungsnachweis

Abdruck der Augsburger Rathaussitzung mit der freundlichen Genehmigung des Bayerischen Nationalmuseums München, Foto: Bastian Krack. Abdruck des Bildes Fugger mit Buchhalter mit freundlicher Genehmigung des Herzog Anton Ulrich-Museums Niedersachsen. Abdruck des Titelblatts von Adam Ries »Rechnung auff der linihen« 1527 mit freundlicher Genehmigung des

Adam-Ries-Museums Annaberg-
Buchholz. Abdruck der Fotografie
des Pritschenholzes mit freundlicher
Genehmigung des
Museumsquartiers Lübeck. Abdruck
der Federzeichnung Plünderung des
Klosters Weißenau mit freundlicher
Genehmigung des Waldburg-
Zeil'schen Gesamtarchivs Schloss
Zeil, Signatur: ZAMs 54. Abdruck der
Federzeichnung Selbstbildnis, krank,
1509-1511 mit freundlicher
Genehmigung der Kunsthalle
Bremen - Der Kunstverein in
Bremen, Kupferstichkabinett, Foto:
Karen Blindow. Abdruck der
Stadtansicht Wittenbergs (Vorsatz)
mit freundlicher Genehmigung der

Uni Würzburg.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Das Verzeichnis bietet keine Gesamtübersicht, das würde mehrere Bände erfordern. Zu den **Wiegendruck** das Verzeichnis der Berliner Staatsbibliothek von Werken, Druckern und Druckorten aus der Frühzeit des Buchdrucks: DQ=gesamtkatalogderwiegendrucke. Zur Quellenlage weiterhin das digital einsehbare **VD 16**, das Verzeichnis der im deutschen Sprachraum

erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts. Es erfasst die geschätzten 120000 Drucke der Zeit (ohne Einblattdrucke) nahezu vollständig.

Im Folgenden sind nur diejenigen Texte aus der Lutherzeit angeführt, die zitiert oder erwähnt werden, sowie historische Arbeiten, die in allgemeiner Weise anregend gewesen sind oder bei Einzelthemen herangezogen wurden.

Abkürzungen

DHM = Deutsches Historisches Museum

Heger II- 1 bzw. II - 2 = Hedwig

Heger (Hg.): *Die Deutsche Literatur vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Band II. Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Texte und Zeugnisse.* 2 Teilbände; München 1988.

Hegel = Karl Hegel (Hg.): *Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. Fünfter Band;* Leipzig 1874. DQ=books.google.com

Köpf = Ulrich Köpf (Hg.): *Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellungen. Band 3. Reformationszeit 1495-1555;* Stuttgart 2001.

Zeitgenössische Werke

Aufgenommen sind ausschließlich deutsch verfasste, beziehungsweise ins Deutsche übersetzte Texte. Die Originaltitel werden mitunter verkürzt zitiert, was ihrer inhaltsangebenden, mitunter auch angeberischen Umständlichkeit nicht ganz gerecht wird. (In Klammern hinzugefügt sind editorische Erläuterungen.) Gegebenenfalls wird eine digitale Quelle (DQ) genannt.

Werke ohne Verfasserangaben

Bambergensis: *Bambergische
halßgerichts ordnung; 1507.
(Constitutio Criminalis
Bambergensis) DQ=uni-
mannheim.de/mateo/desbillons/bai*

Carolina: *Die Peinliche
Gerichtsordnung Kaiser Karls V.
von 1532 (Carolina).
Herausgegeben und erläutert von
Gustav Radbruch; Stuttgart 1984.
(Die Ausgabe enthält die 1533 in*

Mainz gedruckte deutsche
Fassung der ursprünglich
lateinischen *Constitutio Criminalis
Carolina*: Des
allerdurchleuchtigsten
großmechtigsten
unüberwindtlichsten Keyser Karls
des fünfften: und des heyiligen
Römischen Reichs peinlich
gerichts ordnung, auff den
Reichßtügen zu Augspurgk und
Regenspurgk, inn jaren dreissig,
und zwey und dreissig gehalten,
auffgericht und beschlossen.)

Eulenspiegel: Ein kurtzweilig lesen
von Dyl Ulenspiegel geboren uß
dem land zu Brunßwick. Wie er
sein leben volbracht hatt. XCVI

*seiner geschichten. Getruckt von
Johannes Grieninger in der freien
stat Straßburg, uff sant Adolffo
tag Im jar MCCCCCXV. (Dieser
ersten, ohne Verfasserangabe
1515 gedruckten Ausgabe des
Volksbuchs folgten viele weitere.
Als Verfasser wurde u. a. Thomas
Murner vermutet oder der
Braunschweiger Stadt- und
Zollschreiber Hermann Bote. Die
Zuschreibung an Murner gilt
heute als widerlegt, die an Bote
als nicht ausreichend gesichert.
Zitiert wird nach Wolfgang
Lindow, Hg.: *Ein kurtzweilig
Lesen von Dil Ulenspiegel. Nach
dem Druck von 1515 mit 87**

Holzschnitten; Stuttgart 2010.)

Faust: *Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler (1587); Frankfurt a. M. 1981. (Der Erstdruck erschien in Frankfurt a. M. unter dem Titel Historia Von D. Johann Fausten/dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkuenstler/Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine besondre zeit verschrieben/Was er hierzwischen fuer seltzame Abentheuwer gesehen/selbs angerichtet und getrieben/biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. (Die gelegentlich angegebene*

Autorschaft des Speyerer
Gymnasialdirektors Andreas Frei
ist nicht gesichert. Der
Frankfurter Buchdrucker Johann
Spies erwähnt in seiner Widmung
»einen guten Freund von Speyer«,
der ihm den Text zur Verfügung
gestellt habe, nennt aber keinen
Namen.)

Fortunatus: *Fortunatus.*
Studienausgabe nach der Editio
Princeps von 1509.
Herausgegeben von Hans-Gert
Roloff; Stuttgart 1996. (Der
Erstdruck erschien in Augsburg.
Ein Verfasser ist nicht genannt,
jedoch der »Appotegker« Johann
Heybler als Auftraggeber der

Drucklegung.)

Frankenhausen: *Ein gloubwirdig
und warhafftig underricht wie die
Dhoringischen [Thüringer]
Pawern vor Franckenhawszen
umb yhr miszhandlung gestrafft.
Flugschrift von 1525.
DQ=glaubensstimme.de*

Grobianus: *Grobianus Tischzucht
bin ich genant Den Brüdern im
Sew-orden wol bekant; Dresden
1542. DQ=Universitäts- und
Landesbibliothek Sachsen-Anhalt.*

Kuchenmaistrey; Augsburg 1507.
(Die ›Kuchenmeisterei‹ gilt mit
dem Erscheinungsjahr 1485 als
erstes gedrucktes deutsches
Kochbuch. Es erschien in

zahlreichen Ausgaben bis weit ins
16. Jahrhundert hinein.)
DQ=digitale-sammlungen.de

Lalebuch: *Lalebuch. Nach dem
Druck von 1597 mit den
Abweichungen des
Schiltbürgerbuchs von 1598 und
zwölf Holzschnitten von 1680.
Herausgegeben von Stefan Ertz;
Stuttgart 1998. (Textwiedergabe
des mit der ›späßigen‹
Ortsangabe Laleburg publizierten
Lalebuch. Wunderseltzame
Abentheuerliche unerhörte und
bißher unbeschriebene
Geschichten und Thaten der Lalen
zu Laleburg. Trotz der Publikation
Ende des 16. Jahrhunderts enthält*

das Buch Geschichten, Schwänke und Alltagserfahrungen, die auch für die Lutherzeit aufschlussreich sind.)

Litanea Germanorum; Augsburg 1521. (Flugschrift, digital einsehbar in der Objektdatenbank des DHM.)

Petrarca: *Franciscus Petrarcha*. Von der Artzney bayder Glück/des guten und widerwertigen. Und wes sich ain yeder im Gelück und unglück halten sol. Aus dem Lateinischen in das Teütsch gezogen. Mit künstlichen fyguren durchaus ganz lustig und schön gezyeret; Augsburg 1532. (Das Werk ist durch die Illustration mit

261 meisterhaften Holzstichen berühmt geworden. Der Urheber ist nicht gesichert und wird als ›Petrarcameister‹ bezeichnet. An der Herstellung hatte Georg Spalatin als Übersetzer und beratend Sebastian Brant als Petrarca-Kenner Anteil. Eine Galerie der Holzschnitte bietet die Bibliothèque nationale de France. Dort ist irreführend Sebastian Brant als Übersetzer genannt.) DQ=gallica. bnf. fr/ark:/12148/btv1b22000574

Straßburger Rätselbuch. (Nach dem Druckort bezeichnete, zwischen 1500 und 1505 gedruckte Rätselsammlung, die

gelegentlich Thomas Murner
zugeschrieben wird. Auszüge in
Heger II – 1.)

Zürcher Spiel: *Ein waarhafftige
History [...] von dem Ryche
mann und armen Lazaro, Gespilt
zu Zürych von einer lobliche
Burgerschaft; Zürich o. J.
(Vermutlich um 1529 entstanden
und als »Zürcher Spiel vom
reichen Mann und vom armen
Lazarus« überliefert. So auch in
Josef Schmidt (Hg.): *Das Zürcher
Spiel* [...]; Stuttgart 1969.)*

Autorenwerke

Agricola, Johannes: *Ein nutzlicher Dialogus odder gesprechbuchlein zwischen einm Muntzerischen Schwermer und einem Evangelischen frumen Bawern;* Wittenberg 1525.
DQ=lesekammer.de

Alberus, Erasmus: *Das buch von der Tugent und Weißheit, nemlich, Neunundviertzig Fabeln, der mehrer theil auß Esopo [Äsop] gezogen, und mit guten Rheimen*

verkleret, durch Erasmus
Alberum, Allen stenden nützlich
zulesen; in: Die Fabeln des
Erasmus Alberus. Abdruck der
Ausgabe von 1550 mit den
Abweichungen der
ursprünglichen Fassung
herausgegeben von Wilhelm
Braune; Halle 1892. (Enthält 49
Fabeln. Die ›ursprüngliche
Fassung‹ erschien 1534 und
enthielt 17 Fabeln.)
DQ=books.google.com

Amman, Jost: *Das Ständebuch*. 133
Holzschnitte mit Versen von Hans
Sachs und Hartmann Schopper.
Herausgegeben von Manfred
Lemmer; Leipzig 1975. (Die

Eygentliche Beschreibung Aller Staende auff Erden erschien 1568 parallel in einer deutschen Ausgabe mit Versen von Hans Sachs und einer – auch in den Holzschnitten nicht identischen – lateinischen Ausgabe mit Versen von Hartmann Schopper.)

Beatis, Antonio de: *Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien, 1517-1518 [...] veröffentlicht und erläutert von Ludwig Pastor*; Freiburg 1905. (Der ursprüngliche Text ist im apulischen Dialekt der Heimat des

Autors abgefasst.)

DQ=books.google.com

Berlichingen, Götz von:
*Lebensbeschreibung des Ritters
Götz von Berlichingen. Ins
Neuhochdeutsche übertragen von
Karl Müller. Nachwort von
Hermann Missenharter*; Stuttgart
2014. (Der Text wurde von Götz
gegen Ende seines Lebens diktiert
und erstmals 1731 gedruckt.)

Bock, Hieronymus: *Bader Ordnung*;
Straßburg 1550. (Das Werk
präsentiert sich als
eindeutschende Kompilation aus
Texten von Hippokrates und
Montagnana.)

DQ=digital.staatsbibliothek-

Bote, Hermann: *Eulenspiegel*: unter diesem Stichwort bei den anonymen Werken angeführt.

Das Schichtbuch. Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292-1514, nach dem Niederdeutschen des Zollschreibers Herman Bothen und anderen Überlieferungen bearbeitet von Ludwig Hänselmann; Braunschweig 1886. (Das zu Lebzeiten Botes nicht veröffentlichte Werk entstand um 1514.)

Brant, Sebastian: *Das Narrenschiff. Übertragen von H. A. Junghans. Durchgesehen und mit*

Anmerkungen sowie *einem Nachwort neu herausgegeben von Hans-Joachim Mähl*; Stuttgart 1980. (Diese Übersetzung in unser Deutsch ist sehr frei. Erstmals erschien das im 16. Jahrhundert überaus erfolgreiche Werk 1494 in Basel. Den 112 Kapiteln steht jeweils ein illustrierender Kupferstich voran, wobei mehrere Kupferstiche doppelt verwendet sind.) DQ=hs-augsburg.de, dort der Originaltext.

Brunschwig, Hieronymus: *Apoteck für den Gmeine man, der die Ertzet zu ersuchen am gut nicht vermögens, oder sonst in der not*

*allweg nicht erraychen kann; o.O.
1529.*

Burtenbach, Schertlin von: *Leben und Thaten des weiland wohledlen und gestrengen Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters* urkundlichtreu *herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth; Münster 1858.*

Butzbach, Johannes: *Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach. Aus der lateinischen Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt von D[amian] J[ohann] Becker; Regensburg*

1869. (Die vom Verfasser *Odeporicon - Wanderbüchlein* - genannte und 1505/06 niedergeschriebene Chronik berichtet aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts. Sie ist in der vorliegenden Fassung zwar sachlich, aber nicht sprachlich authentisch, da im Deutsch des mittleren 19. Jahrhunderts präsentiert.) DQ=reader.digitale-sammlungen.de

Camerarius, Joachim: *Das Leben Philipp Melanchthons*. Übersetzt von Volker Werner, mit einer Einführung und Anmerkungen versehen von Heinz Scheible;

Leipzig 2010. (Der engste und langjährigste Freund Melanchthons veröffentlichte die lateinisch abgefasste Schrift 1566.)

Columbus, Christoph: *Schiffstagebuch*; Leipzig 1980. (Das originale Bordbuch ist verloren gegangen. Der überlieferte Text ist eine erstmals 1825 publizierte raffende Nachschrift von Bartolomé de Las Casas, ein Zeitgenosse des Columbus, dem das Original vorgelegen haben könnte, vielleicht aber auch nur eine Abschrift oder Kompilation.)

Cordus, Euricius: *Eyn Regiment*, wie

*Man sich von der Newen Plage,
Der Englisch Schweiß genant,
bewaren, und so man damit
ergriffen wirt, darinn halten sol;*
Nürnberg 1529.

DQ=reader.digitale-
sammlungen.de

*Von der vielfaltigen tugent und
waaren bereitung des rechten
edlen Theriacs;* Marburg 1532.
DQ=reader.digitale-
sammlungen.de

Dürer, Albrecht: Werk- und
Textsammlungen

*Das Albrecht Dürer Hausbuch.
Auswahl aus dem graphischen*

Werk. Einleitung von Wolfgang Hütt, zusammengestellt von Gabriele Forberg; München 1975.

Schriften und Briefe. Herausgegeben von Ernst Ullman; Leipzig 1993.

Einzelwerke bzw. -schriften

Die Heimlich Offenbarung Iohannis; Nürnberg 1498. (Das von Dürer selbst gedruckte Werk bestand aus 16 Blättern, auf der Vorderseite jeweils ein Holzstich, auf der Rückseite der deutsche Text der Apokalypse, übernommen aus Anton Kobergers 1483 gedruckter deutscher Bibel.)

Tagebuch der Reise in die Niederlande; in: Schriften und Briefe. (Das 1520/21 entstandene Manuskript ist verloren gegangen, der Text liegt nur in Abschriften von Abschriften vor.)

Befestigungslehre = *Etliche underricht zu befestigung der Stett, Schloß und flecken; Nürnberg 1527. In: Schriften und Briefe.*

Erasmus von Rotterdam:
Textsammlungen

Erasmus von Rotterdam. Auswahl und Einleitung von Friedrich Heer; Frankfurt a. M. 1962.

Erasmus von Rotterdam.
*Vertrauliche Gespräche. Aus dem
Lateinischen übersetzt,
herausgegeben und mit einem
Vorwort versehen von Kurt
Steinmann; Zürich 2000. (Die
Auswahl bringt ein Drittel der
Gespräche, Colloquia, die erstmals
1518 in Basel ohne Kenntnis des
Erasmus erschienen. Bis 1533
folgten unter verschiedenen Titeln
mehrere von ihm selbst erweiterte
Ausgaben.)*

Einzelchriften

Das Lob der Torheit; in: Auswahl.
(Die klugen Gedanken hat sich
Erasmus nach eigener Auskunft

während eines langen und langweiligen Rittes gemacht, der Text wurde im Juni 1511 lateinisch niedergeschrieben und Thomas Morus gewidmet. Die erste Übersetzung ins Deutsche erfolgte 1534 durch Sebastian Franck.)

Folz, Hans: *Von allem Hawßrath.* (Druck ohne Orts- und Jahresangabe, vermutlich Nürnberg um 1490. Gedruckt wurde die ›Spruchfassung‹, eine abweichende ›Strophenfassung‹ ist nur handschriftlich überliefert. Die Spruchfassung hier nach Heger II – 1.)

Franck, Sebastian: *Krieg Buechlin des Friedes: In Krig des frides, wider alle laermen, auffruehr und unsynnigkeyt zu Kryegen, mit gruendtlichen Argumenten der heyligen Schrifft, alten Lerern, Concilien, Decreten, der heyden Schrifft und vernunfft widerlegt.* (Erstmals 1539, die von mir benutzte digitale Quelle gibt weder Ort noch Jahr an. Sie enthält außerdem Francks Schrift vom Laster der Trunkenheit.)
DQ=books.google.de

Von dem gewelichen laster der Trunckenheyt, So in disen letzten zeytten: erst schier mit den Frantzosen auffkommen, Was

fuellerey, sauffen und zutrincken
für jamer, unrath, Schaden der
Seel und des leibs, armuth und
schaedtlich noth anricht und mit
sich bringt, Und wie dem uebel zu
rathen were, gruendtlicher
bericht und ratschlag aus,
Goettlicher geschrift, durch
Sebastian Franck; in: Krieg
Buechlin.

Fuchs, **Leonhart:** *New*
Kreüterbuch, in welchem nit allein
die gantz histori, das ist namen,
gestalt, statt und zeit der
wachsung, natur, krafft und
würckung des meysten theyls der
Kreüter, so in Teütschen und
andern Landen wachsen mit dem

besten vleiß beschriben, sonder auch aller derselben wurtzel, stengel, bletter, blümen, samen, frücht und in summa die gantze gestalt also artlich und kunstlich abgebildet und contrafayt ist, dass desgleichen vormals nie gesehen noch an tag komen; Basel 1543.

Fundling, Johann: *Anzaigung zwayer falschen zungen des Luthers wie er mit der ainen die paurn verführet, mit der andern sy verdammet hat; Landshut 1526.*
DQ=books.google.de

Geiler von Kayzersberg, Johannes: [Sterbe-ABC] *Wie man sich schicken sol zu einem seligen tod;*

in: *Sämtliche Werke* 1.
*Herausgegeben von Hans-Gert
Roloff*; Berlin, New York 1989. S.
97-110.

Gengenbach, Pamphilus: *Die X.
alter dyser welt. Hie findt man die
zehen alter nach gemainem lauff
der welt mit vyl schoenen
hystorien begryffen vast [sehr]
lieplich zu laesen und zu hoeren*;
Basel (um 1516.)
DQ=daten.digitale-
sammlungen.de

Die Totenfresser (um 1521); in: Josef
Schmidt (Hg.): *Das Zürcher Spiel
vom reichen Mann und vom
armen Lazarus. Pamphilus
Gengenbach. Die Totenfresser*;

Stuttgart 1969.

Gersdorff, Hans von: *Feldtbuch der Wundartzney*; Straßburg 1517. (Das Werk gilt als erste gedruckte und illustrierte Abhandlung zur Chirurgie.) DQ=digi.ub.uni-heidelberg.de

Hexenhammer: *Malleus Maleficarum*; Speyer 1486. (Als Autoren werden genannt die Dominikaner Heinrich Kramer, unter dem Namen Institoris, und Jakob Sprenger. Die neuere Forschung geht davon aus, dass Kramer Alleinautor des lateinisch verfassten Werks gewesen ist. Die erste deutsche Übersetzung

erschien 1906 in Berlin. Davon sind Ausschnitte abgedruckt in dem von Wolfgang Schmale herausgegebenen *MannBilder. Ein Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung*; Berlin 1998, S. 174–181. Eine Neuübersetzung bietet *Heinrich Kramer [Institoris]. Der Hexenhammer. Maleus Maleficarum. Neu aus dem Lateinischen übertragen von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek und Werner Tschacher*; München 2015.)

Hutten, Ulrich: Textsammlung *Deutsche Schriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen*

von Peter Ukena; München 1970.

Ickelsamer, Valentin: *Die rechte Weis, auffs kürtzist lesen zu lernen, wie das zum ersten erfunden und aus der rede vermerckt worden ist, sampt einem gesprech zweyer kinder aus dem wort Gottes*; Erfurt 1527.

Ain Teütsche Grammatica; o.O., o. J.
(Erstmals vermutlich 1534.)

Ignatius von Loyola: *Geistliche Übungen. Übertragung und Erklärung von Adolf Haas. Mit einem Vorwort von Karl Rahner*; Freiburg, Basel, Wien 1967. (Die ›Exerzitien‹ entstanden zwischen

1522 und 1535.)

Karlstadt, Andreas: *Von abtuhung der Bylder*; Wittenberg 1522. (Zusammengebunden mit der Schrift *Und das keyn Betdler unther den Christen seyn sollen*.)
DQ=urn: nbn: de: gbv:3:1-327690.

Lemnius, Simon:
Monachopornomachia. (Die ohne Orts- und Jahresangabe publizierte, auf Lateinisch abgefasste antilutherische Schmähschrift erschien 1538.)

Leonrodt, Hans von: *Hymelwag auff*

*dem, wer wol lebt und wol stirbt
fert in das reich der himel.
Hellwag auff dem, wer übel lebt
und übel stirbt fert in die ewigen
verdamnuß; Augsburg 1517.*
DQ=books.google.de

Luther, Martin: Gesamtausgabe

Unbestrittene Referenzausgabe ist
die *Weimarer Ausgabe* in 120
Bänden. 53 davon sind im
amerikanischen *Internet Archive*
digitalisiert. Ein Zugriff ist
möglich über
[wikisource.org./wiki/Martin_Luther](http://wikisource.org/wiki/Martin_Luther)

Textsammlungen

Luther Deutsch. Die Werke Martin

Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart. Herausgegeben von Kurt Aland. Band 7. Der Christ in der Welt; Stuttgart 1967.

Luther, wie ihn keiner kennt. Lutherbriefe aus dem Alltag, neu entdeckt von Reimar Zeller; Freiburg, Basel, Wien 1982.

Predigten. Herausgegeben von Kurt Aland; Göttingen 2002.

Martin Luther. Vom ehelichen Leben und andere Schriften über die Ehe. Herausgegeben von Dagmar C.G. Lorenz; Stuttgart 2006.

Martin Luther. An den christlichen Adel ... Herausgegeben von Ernst Kähler; Stuttgart 2012.

Tischreden. Herausgegeben von Kurt Aland; Stuttgart 2013. (Das Bändchen bringt eine sachlich gegliederte, in modernes Deutsch übersetzte Auswahl. Die in einem Mischmasch aus Deutsch und Latein gehaltenen Verlautbarungen Luthers bei Tisch wurden ab 1531 von Gästen nicht nur aus dem Gedächtnis notiert, sondern zum Unwillen Katharina von Boras bereits am Tisch mitgeschrieben. Die oft verkürzten Notizen wurden untereinander ausgetauscht, ergänzt und auch nachträglich bearbeitet. Erhalten sind nur spätere Abschriften und

Bearbeitungen der Notizen, keine der unmittelbaren Aufzeichnungen selbst. Eine erste Ausgabe von *Tischreden* ließ Johannes Goldschmidt, genannt Aurifaber, 1566 drucken. Sie glättet, um nicht zu sagen: zensiert Luthers Äußerungen. Im selben Jahr erschienen die *Luther-Historien* von Johannes Mathesius, ebenfalls einer der Tischschreiber.)

Bibel

Die ganze Heilige Schrift.
Herausgegeben von Hans Volz
unter Mitarbeit von Heinz Blanke;
drei Bände München 1974. (Der

Text folgt der Ausgabe Wittenberg 1545.)

Einzelschriften

Die 95 Thesen in deutscher Übersetzung in Köpf. DQ=luther.de, ebenfalls in deutscher Übersetzung. (Gedruckt erschienen die lateinisch abgefassten Thesen zuerst auf Plakaten im Format etwas kleiner als das heutige DIN-A3 Ende 1517 in Leipzig und Nürnberg. Der Anschlag an der Tür der Schlosskirche durch Luther selbst ist wie so manch andere Legende eine von Melanchthon nach Luthers Tod

verbreitete historische Fiktion. Möglicherweise kam es aber zu Aushängen durch Universitätsbedienstete, wie vor akademischen Disputationen üblich. Die Disputation kam nicht zustande. Historisch gesichert ist, dass Luther die Thesen Briefen beilegte, die mit dem 31. Oktober 1517 datiert sind. Von diesen Originalen ist keines erhalten.)

Eynn Sermon von dem Ablass und gnade in Köpf. (Erschienen im März 1518.)

Ein Sermon von dem ehelichen Stand, verändert und korrigiert durch Dr. Martin Luther, Augustiner zu Wittenberg; in: *Vom*

ehelichen Leben. (Die Schrift erschien 1519 und diente der Korrektur einer Predigt, fälschlich veröffentlicht »unter meinem Namen, das mir viel lieber nicht geschehen wäre.« 1522 erschien die Predigtschrift *Vom ehelichen Leben.* Luther war noch nicht verheiratet und erklärt gleich zu Anfang, dass er »nicht gern vom ehelichen Leben predige«. 1525, dem Jahr seiner Heirat, erschien schließlich *Eine Predigt vom Ehestand.* Beide ebenfalls in: *Vom ehelichen Leben.*)

An den christlichen Adel deutscher Nation von des Christlichen Standes Besserung; in: An den

christlichen Adel. (Erschienen im August 1520.)

Von der Freiheit eines Christenmenschen. Ein Sendbrief an den Papst Leo X.; in: *An den christlichen Adel.* (Entstanden im Oktober 1520, für die Veröffentlichung auf September vordatiert, um die Schrift nicht als Reaktion auf die Bannandrohungsbulle erscheinen zu lassen, die Ende September bekannt geworden war. Den *Sendbrief an den Papst Leo* hatten die Drucker schon vorher separat und ohne Luthers Einverständnis verbreitet.)

Von weltlicher Obrigkeit, wie weit

man ihr Gehorsam schuldig sei;
in: *Luther Deutsch.* (Gedruckt im
März 1523.)

*Daß Eltern die Kinder zur Ehe nicht
zwingen noch hindern, und die
Kinder ohn der Eltern Willen sich
nicht verloben sollen;* in: *Vom
ehelichen Leben.* (1524.)

Von Kaufhandlung und Wucher; in:
Luther Deutsch. (Gedruckt 1524.)

*Ermahnung zum Frieden auf die
zwölf Artikel der Bauernschaft in
Schwaben;* in: *Luther Deutsch.*
(Antwort Luthers auf die seit
Anfang 1525 verbreitete
Flugschrift der aufständischen
Bauern. Der zweiten Auflage
Anfang Mai, also vor der

Niederlage des großen Bauernheers am 15. Mai in der Schlacht von Frankenhausen, fügte Luther eine Ergänzung hinzu: *Auch widder die reubischen und mördisschen rotten der andern bawren.* Diese blutrünstige Schrift schockierte nicht nur die aufständischen Bauern, die ihn auf ihrer Seite wähten, sondern etliche seiner theologischen, ganz und gar nicht rebellischen Anhänger. Luther rechtfertigte sich in der von fremder Hand mitgeschriebenen und nachgedruckten Predigt *Verantwortung D. Martin Luthers auf das Büchlein wider die*

Räuberischen und Mörderischen Bauern, getan am Pfingsttage im Jahre 1525 und mit dem im Juli 1525 verfassten Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern. Auch diese Schriften sind enthalten in Luther Deutsch.)

Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können; in: Luther Deutsch. (Gedruckt 1526.)

Ob man vor dem Sterben fliehen möge. (Erstmals gedruckt in der zweiten Jahreshälfte 1527.)
DQ=www.glaubensstimme.de

Vom Kriege wider die Türken; in: Luther Deutsch. (Gedruckt im April 1529. Im Mai begann Sultan Süleyman I. mit seinem vom

christlichen Europa erwarteten Kriegszug, der ihn von Konstantinopel durch Ungarn bis vor Wien führte.)

Eine Heerpredigt wider den Türken; in: *Luther Deutsch*. (Entstanden nachdem Luther Ende Oktober 1529 vom Abbruch der Belagerung Wiens durch ›den Türken‹ erfahren hatte.)

Sendbrief vom Dolmetschen; in: *An den christlichen Adel*. (Entstanden Anfang September 1530, als Luther wegen des kaiserlichen Banns die Verhandlungen des Augsburger Reichstages nur von der Festung Coburg aus verfolgen konnte.)

Eine Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle; in: Luther Deutsch. (Ebenfalls 1530 auf der Feste Coburg entstanden. In Luther Deutsch ist der Text gestrafft und gekürzt wiedergegeben.)

Vom Schem-Hamphoras: Und vom Geschlecht Christi; Wittenberg 1544. (Luthers Schrift gegen die Juden.) DQ=sammlungen.ulb.uni-muenster.de

Mathesius, Johannes: *Historien von des Ehrwürdigen inn Gott seligen theuren Manns Gottes D. Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben, standhafft bekenntnuß seines*

Glaubens und sterben, ordentlich der Jarzal nach wie sich solches alles habe zugetragen; Nürnberg 1588. (Die erste Ausgabe des auf 17 Predigten beruhenden biografischen Werks erschien posthum 1566, noch von Mathesius selbst vor seinem Tod 1565 zum Druck bereitet. Mathesius war zeitweilig einer der *Tischreden*-Mitschreiber. Eine erste Ausgabe der *Tischreden* wurde von Aurifaber 1566 publiziert, im Erscheinungsjahr der *Historien* von Mathesius.)
DQ=books. google

Maximilian I.: *Die Abenteuer des Ritters Theuerdank. Kolorierter*

*Nachdruck der Gesamtausgabe
Nürnberg 1517; Köln 2003. (Mit
einer »kulturhistorischen
Einführung« von Stephan Füssel.
Die überaus aufwendige
Erstauflage des Versromans mit
118 kolorierten Holzstichen
erschien 1517 in 40 Exemplaren
unter dem Titel: *Die
geuerlichkeiten und eins teils der
geschichten des loblichen
streytparen vnd hochberümbten
helds und Ritters herr
Tewrdanncks.* Das
Vorgängerwerk, heute unter dem
Titel *Weißkunig* bekannt, erschien
erst 1775 in Wien.) DQ=digitale-
sammlungen.de*

Morus, Thomas: *Utopia*; in: Klaus J. Heinrich (Hg.): *Der utopische Staat. Morus - Utopia, Campanella - Sonnenstaat, Bacon - Neu-Atlantis*; Reinbek 1972. (Das Werk besteht aus zwei sogenannten Berichten »Über die beste Staatsverfassung«, wobei der zweite ›Bericht‹ über Utopia vor dem ersten und im Austausch mit Erasmus von Rotterdam entstand. Der Text erschien 1516 auf Latein in Löwen, 1524 eine erste deutsche Übersetzung.)

Münster, Sebastian: *Cosmographia. Beschreibung aller Lender durch Sebastianum Munsterum in welcher begriffen Aller voelcker*

Herrschaften, Stetten und namhaftiger flecken herkommen; Basel 1544. (Das beliebte Werk wurde von Münster selbst in insgesamt fünf Folgeausgaben – vier deutschen, einer lateinischen – fortgeschrieben und erfuhr bis ins 17. Jahrhundert zahlreiche Nachdrucke und erweiterte Neuauflagen.)

Müntzer, Thomas: Verwendete Textsammlung: *Schriften und Briefe. Herausgegeben von Gerhard Wehr; Gütersloh 1978.*

Einzelnschriften

Ausgedrückte Entblößung des

*falschen Glaubens der ungetreuen
Welt durchs Gezeugnis des
Evangeliums des Lukas
vorgetragen der elenden,
erbarmungswürdigen
Christenheit zur Innerung ihres
Irrsals; in: Schriften und Briefe.*

Murner, Thomas: *Von dem grossen
Lutherischen Narren wie in
Doctor Murner beschworen hat;*
Straßburg 1522. DQ=zeno.org

Musculus, Andreas: *Vom zuderten
zucht und ehr erwegen,
Pluderichten Hosen Teuffel,
vormanung und Warnung;*
Frankfurt a.d. Oder 1555.
DQ=modetheorie.de

Paracelsus: *Vom Holtz Guaiaco gründlicher heylung, darinn essen und trincken, Saltz und anders erlaubt und zu gehört; o. O. 1529.*
DQ=books.google.de

Von der Frantzösischen kranckheit Drey Bücher. (Erstmals 1530.)
DQ=reader.digitale-sammlungen.de (hier die Ausgabe Nürnberg 1552).

Practica Teutsch auff das M.D.XXXV Jar; o.O., o.J. DQ=reader.digitale-sammlungen.de

Grosse wundartzney: von allen wunden, stich, schüsß, bränd, bisß, beynbrüch; Ulm 1536.

Platter: *Thomas Platter und Felix*

Platter, zwei Autobiographieen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts herausgegeben von Dr. D. A. Fechter; Basel 1840. (Der Text folgt den Niederschriften von Felix Platter, dem der Vater in hohem Alter seine Erinnerungen diktirte. Die Erinnerungen von Felix selbst reichen bis ins frühe 17. Jahrhundert.)

DQ=books.google.com

Rabus, Ludwig: *Historien der Heyligen Außewölten Gottes, Zeügen, Bekennern und Maryrern*; Straßburg 1554.

Rebhun, Paul: *Hausfried. Was für*

ursachen den Christlichen
Eheleuten zu bedencken, den
lieben Hausfriede in der Ehe zu
erhalten; Wittenberg 1585.
(Erstmals erschienen 1546.)
DQ=digitale-sammlungen.de

Rem, Lucas: *Tagebuch des Lucas
Rem aus den Jahren 1494-1541.
Ein Beitrag zur
Handelsgeschichte der Stadt
Augsburg. Mitgetheilt von B.
Greiff; Augsburg 1861.*
DQ=archive.org

Reynmann, Leonhard:
*Wetterbüchlein = Von warer
erkanntnuß des wetters Also das
ain yeder er sey gelert oder
ungelert durch alle natürliche*

*anweisung die änderung des
wetters eigentlich un-
augenscheinlich erkennen mag;*
Nürnberg 1510. (Das abgekürzt
als ›Wetterbüchlein‹ bezeichnete
Werk erschien erstmals im
Umfang von zehn Seiten 1505 in
Augsburg. Bis 1540 erfuhr es 17
verschiedene und immer wieder
erweiterte Auflagen. Von der
ersten Ausgabe ist kein Exemplar
erhalten.)

DQ=digitale.sammlungen.de

*Practica über die grossen und
manigfaltigen Coniunction der
Planeten;* Nürnberg 1523. (Dieser
Druck zeigt auf dem Titelblatt den
apokalyptischen Fisch.)

DQ=digitale.sammlungen.de

Rhyff, Walther Hermann: *New kochbuch für die Krancken. Wie mann krancker Personen in mancherley fehl und Gebrechen des leibs pflegen [...] soll;* Frankfurt a. M. 1555.
DQ=books.google.de

Ries, Adam: *Ein Gerechent Büchlein, auff den Schöffell, Eimer und Pfundtgewicht;* Leipzig 1536. in: Rainer Gebhardt (Hg.): *Die Annaberger Brotordnung von Adam Ries. Kommentierte und bearbeitete Faksimileausgabe der 1533 erstellten und 1536 gedruckten Brotordnung;* Annaberg-Buchholz 2004.

DQ=reader.digitale-
sammlungen.de

*Rechenung nach der lenge, auff den
Linien und Feder. Darzu forteil
und behendigkeit durch die
Proportiones, Practica genant, Mit
gruentlichem unterricht des
visierens; Leipzig 1550. (Rieses
bekanntestes Rechenbuch.)*

DQ=digital.bib-bvb.de

Roesslin, Eucharius: *Der Swangern
frawen und hebammen
roszgarten; Hagenau 1513.*

Rueff, Jakob: *Schön lustig
Trostbüchle von den
empfangknussen und geburten
der menschen und iren
vielfältigen zufällen und*

verhindernussen; Zürich 1554.
DQ=books.google.de

Rülein von Calw, Ulrich: *Eyn wolgeordent und nützlich büchlin, wie man Bergwerck suchen un finden sol, von allerley Metall, mit seinen figuren, nach gelegen heyt desz gebirgs artlich angezeygt;* Worms 1518. (Die in Titel und Inhalt stark abweichende Erstfassung erschien 1500.)
DQ=dilibri.de

Rudhart, Hans: *Antzeigung des Nauenn Breythberuffen Berckwergks Sanct Joachimsthal: und derselben Herrschaften umkreys von vil artigen Gepirgen und mechtigen gengen uff alle*

Metal zu Bauen; Leipzig 1523.

Russ, Wolfgang: *Der Weiber Haushaltung. Aus dem XXXI. Capitel der Sprüche Salomos; Wittenberg 1534.* (Eine Predigtauslegung nach dem angegebenen biblischen Text mit moralischen Ermahnungen. Das Werk erschien 1533 zunächst als *Der Weyber geschefft* und wurde 1561 von einem Johann Steinbach ohne Nennung des eigentlichen Verfassers noch einmal publiziert.) DQ=digitale-sammlungen.de

Sachs, Hans: *Ein lobspruch der stat Nürnberg.* (Sachs zeichnete ab

mit »Anno salutis 1530. am 20. tag
Februarij«.) DQ=gedichte.xbib.de

Ein tisch-zucht; Nürnberg 1534;
DQ=gutenberg.spiegel.de

Der gantze Hausrat; Nürnberg 1545.
(Enthalten in Hampe, *Gedichte
vom Hausrat*.)

*Wie syben Weyber ueber ihre
ungeratene Menner klagen*;
Nürnberg um 1553. (Unter
diesem Titel kamen 1531 in
Nürnberg auch Einblattdrucke mit
Holzstichen von Erhard Schön
heraus, zudem als Pendent *Ein
gespräch zwischen Siben
mennern, darinn sie jre Weyber
beklagen*.) DQ=digitale-
sammlungen.de

Schedel, Hartmut: *Das Buch der Chroniken. Kolorierte und kommentierte Gesamtausgabe der Weltchronik von 1493. Nach dem Original der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar. Herausgegeben von Stephan Füssel*; Köln 2013. (Das von dem Nürnberger Humanisten Schedel kompilierte und mit 1804 Holzschnitten prachtvoll verzierte Werk erschien in einer lateinischen und einer deutschen Ausgabe ohne Angabe des Verfassers und ohne Titelblatt im heutigen Sinn. Das als ›Schedelsche Weltchronik‹ geläufige Werk wird häufig auch

als ›Weltchronik‹ oder – dem Inhalt nach irreführend – als ›Nürnberger Chronik‹ titulierte. Den von Anton Koberger 1493 in Nürnberg gedruckten Ausgaben folgten bereits 1496 preisgünstigere, nicht genehmigte Nachdrucke in kleinerem Format durch Johann Schönsperger in Augsburg.)

Secundus, Johannes: *Die Küsse*. In der Übertragung von Franz Blei; Berlin 1987. (Der lateinische Originaltext wurde nach dem Tod des Secundus 1536 von seinem Bruder publiziert.)

Springer, Balthasar: *Die Merfart un erfarung nuerer Schiffung und*

*Wege zu viln onerkanten Jnseln
und Kuenigreichen; Oppenheim
1509.* DQ=digitale-
sammlungen.de

Ständebuch: Siehe Amman.

Strauss, Jacob: *Haubtstück unn
artickel Christenlicher leer wider
den unchristlichen wucher,
darueb etlich pfaffe zu Eysnach so
gar unrüwig und bemuet seind;
Augsburg 1523.* (Die nur wenige
bedruckte Seiten umfassende
Flugschrift einer in Eisenach
gehaltenen Predigt.)
DQ=reader.digitale-
sammlungen.de

Tallat, Johannes: *Artzney Biechley*
der kreutter, gesamlet durch
Johannem Tallat von Vochenberg
Bey dem aller erfarnesten der
Aertzney Doctor Schricken zu
Wien; Augsburg 1529. (Das
›Kräuterbüchlein‹ erschien
erstmal 1496/97.) DQ=deutsche-
digitale-bibliothek.de

Weltchronik: Siehe Schedel.

Walter, Johannes: *Eyn geystlich*
Geangk Buchley; Wittenberg
1524.

Wickram, Georg [Jörg]: *Das*
Rollwagenbuechlin; Stuttgart
1968. (Das »unerhoert Buechlein,

darinn vil guter schwenck und Historien [...] so man in [...] badstuben zu langweiligen zeiten erzellen mag«, wie sich das Original im Untertitel empfiehlt, erschien 1555 in Straßburg.)

*Von Guten und Bösen Nachbarn.
Wie ein reicher Kauffmann aus
Probant in das Königreich
Portugal zohe, wie es ihm
nachmals auff dem Mer mit einem
Hispanischen krancken
Kauffmann ergangen ist;
Straßburg 1556. (Wickrams
letzter Roman.)*

DQ=hs.augsburg.de

Nachschlagewerke, Quellensammlungen und digitale Dokumentationen

Beutel, Albrecht (Hg.):
Lutherhandbuch; Stuttgart 2010.

van **Dülmen,** Andrea: *Deutsche
Geschichte in Daten. Band 1: Von
den Anfängen bis 1770*; München
1979.

Enzyklopädie Medizingeschichte.

Hg.: Werner E. Gerabek, Bernhard D. Haage, Gundolf Keil, Wolfgang Wegner. Berlin 2005.

Frenzel, Herbert A. und Elisabeth:
*Daten deutscher Dichtung.
Chronologischer Abriß der
deutschen Literaturgeschichte.
Band 1. Von den Anfängen bis zur
Romantik;* München 1980.

Fuchs, Konrad/**Raab,** Heribert: *dtv-
Wörterbuch zur Geschichte;* zwei
Bände München 1987.

Gernentz, Hans Joachim (Hg.):

Ritter, Bürger und Scholaren. Aus Stadtchroniken und Autobiographien des 13. bis 16. Jahrhunderts; Berlin 1980.

Hampe, Th. (Hg.): *Gedichte vom Hausrat aus dem XV . und XVI . Jahrhundert; Straßburg 1899.*

Heger, Hedwig (Hg.): *Die Deutsche Literatur vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Band II . Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Texte und Zeugnisse. Zwei Teilbände, München 1988.*

Hegel, Karl (Hg.): *Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg.*

Fünfter Band; Leipzig 1874.
DQ=books.google.de

Heim, Manfred: *Von Ablass bis Zölibat. Kleines Lexikon der Kirchengeschichte;* München 2008.

Hirschberg, Leopold: *Der Taschengoedek. Bibliographie deutscher Erstausgaben;* München 1990.

historicum.net. (Von mehreren geschichtswissenschaftlichen Institutionen unterstütztes Portal mit Informationen, Bibliografien und Links, u.a. zu digitalen Sammlungen von Originaltexten.)

Historisches Lexikon Bayerns

(HLB): DQ=historisches-lexikon-
bayerns.de

Kinder, Hermann/**Hilgemann,**
Werner: *dtv-Atlas zur
Weltgeschichte. Karten und
chronologischer Abriß. Band 1:
Von den Anfängen bis zur
Französischen Revolution;*
München 1964.

Köpf, Ulrich (Hg.): *Deutsche
Geschichte in Quellen und
Darstellungen. Band 3.
Reformationszeit 1495-1555;*
Stuttgart 2001.

lesekammer.de. Hg.: Andreas

Janssen. (Download-Angebot von Texten aus der Lutherzeit, darunter die von Jannssen herausgegebene *Evangelische Volksbibliothek*.)

Lexikon der Renaissance. Hg.: Günter Gurst, Siegfried Hoyer, Ernst Ullmann und Christa Zimmermann. Leipzig 1989.

Liliencron, Rochus Freiherr von (Hg.): *Deutsches Leben im Volkslied um 1530*; Berlin, Stuttgart 1884.

Luther-Lexikon. Hg.: Volker Leppin, Gury Schneider-Ludorff. Regensburg 2015.

museeprotestant.org:

Die

didaktisch aufbereitete Website bietet anregende »Rundgänge« zu den wichtigsten Themen der Reformationsgeschichte.

Ökumenisches Heiligenlexikon.

Hg: Joachim Schäfer. (Es darf mit zustimmender Heiterkeit angemerkt werden, dass dieses Onlinelexikon eines evangelischen Pfarrers und seiner vielen Helfer auch protestantische Größen aufführt. So findet sich Luther, der wie viele seiner Mitstreiter die katholische Heiligenverehrung bekämpft und verhöhnt hat, alphabetisch eingeklemmt

zwischen dem heiligen Luthard von Senlis und dem heiligen Lutwin von Trier. Luthers Frau Katharina von Bora wiederum steht zwischen der heiligen Katharina von Bologna und der heiligen Katharina von Genua, die übrigens im Jahr 1510 starb, zu einem Zeitpunkt, als die Bora in einem Zisterzienserinnenkloster bei Grimma lebte. Beide Katharinen waren Nonnen und Ehefrauen, nur in verschiedenen Reihenfolgen: Während die Katharina aus Wittenberg aus dem Kloster flüchtete und heiratete, flüchtete die Katharina aus Genua ins Kloster, nachdem

sie zehn Jahre verheiratet war.)
DQ=heiligenlexikon.de

Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. (RGG). 8 Bde und ein Registerband. Hg.: Hans D. Betz, Don S. Browning, Bernd Janowski und Eberhard Jüngel. Tübingen 1998-2007 (4. Ausgabe).

Schmitt, Eberhard (Hg.): *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*; 11 Bde, München, Wiesbaden 1986-2015.

Band 9 (Wiesbaden 2012) enthält eine »erläuternde Zeittafel zur Globalgeschichte bis zum Jahr 1600«.

Selbstzeugnisse ***im deutschsprachigen Raum.***

Verzeichnis der Einträge. (Enthält Kurzbiografien, Text- und Editionsbeschreibungen.)

DQ=geschkult.fu-berlin.de/e/jancke-quellenkunde/verzeichnis/index.htm

Stock, Alex (Hg.): *Lateinische Hymnen*; Berlin 2012.

Gesamtdarstellungen

Borries, Ernst und Erika von: *Deutsche Literaturgeschichte Band 1. Mittelalter, Humanismus, Reformationszeit, Barock;* München 1991.

Borscheid, Peter: *Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert;* München 1989.

Bräuer, Helmut: *Armenmentalität in Sachsen 1500 bis 1800;* Leipzig 2008.

Cipolla, Carlo M.; Borchardt, K.
(Hg.): *Europäische
Wirtschaftsgeschichte Bd. 2.
Sechzehntes und siebzehntes
Jahrhundert*; Stuttgart, New York
1983.

van **Dülmen, Richard**: *Kultur und
Alltag in der Frühen Neuzeit. 16.–
18. Jahrhundert. Erster Band: Das
Haus und seine Menschen*;
München 1995 (2. Auflage).
Zweiter Band: Dorf und Stadt;
München 1992. *Dritter Band:
Religion, Magie, Aufklärung*;
München 1999 (2. Auflage).

Dürr, Hans Peter: *Der Mythos vom
Zivilisationsprozess. Band 1:*

Nacktheit und Scham; Frankfurt a. M. 1988.

Eckart, Wolfgang: *Geschichte der Medizin; Berlin, Heidelberg 1990.*

Elias, Norbert: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes; Frankfurt a. M. 1980.*

Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften; Frankfurt*

a. M. 1980.

Frey, Winfried; **Raitz**, Walter; **Seitz**, Dieter u.a.: *Einführung in die deutsche Literatur des 12. bis 16. Jahrhunderts. Bd. 3. Bürgertum und Fürstenstaat – 15./16. Jahrhundert*; Opladen 1981.

Gardt, Andreas: *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*; Berlin, New York 1999.

Glaser, Rüdiger: *Klimageschichte Mitteleuropas. 1200 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*; Darmstadt 2008.

Hauser, Arnold: *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*; München 1978.

Haustein, Heinz-Dieter: *Weltchronik des Messens. Universalgeschichte von Maß und Zahl, Geld und Gewicht*; Berlin, New York 2001.

Herrmann, Bernd (Hg.): *Mensch und Umwelt im Mittelalter*; München 1985.

Hinckeldey, Ch. (Hg.): *Justiz in alter Zeit*; Rothenburg ob der Tauber 1984.

Holborn, Hajo: *Deutsche Geschichte in der Neuzeit. Band I: Das Zeitalter der Reformation und des*

Absolutismus (bis 1790);
Frankfurt a. M. 1981.

Hrosch, Regine C.: *Die historische Quelle Bild als Problem der Geschichtswissenschaft und der Vermittlung von Geschichte. Abbildungen zur Reformation in Geschichtsbüchern vom 16. bis ins 21. Jahrhundert;* Oldenburg 2008.

Huizinga, Johan: *Das Problem der Renaissance. Renaissance und Realismus;* Berlin 1991.

Kühnel, Harry (Hg.): *Alltag im Spätmittelalter;* Graz, Wien, Köln 1996.

Irsigler, Franz; Lassotta, Arnold: *Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Außenseiter in einer mittelalterlichen Stadt. Köln 1300–1600; München 1996.*

Isenmann, Eberhard: *Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtre Regiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft; Köln 2014.*

Jütte, Robert: *Ärzte, Helfer und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit; München, Zürich 1991.*

Kauffmann, Georg (Hg.): *Propyläen Kunstgeschichte. Die Kunst des 16. Jahrhunderts*; Frankfurt a. M., Berlin 1990.

Kellenbenz, Hermann: *Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Band I. Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*; München 1977.

Kennedy, Paul: *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*; Frankfurt a. M. 1989.

Labouvie, Eva: *Zauberei und*

*Hexenwerk. Ländlicher
Hexenglaube in der frühen
Neuzeit; Frankfurt a. M. 1991.*

**Laube, Adolf; Steinmetz, Max;
Vogler, Günter:** *Illustrierte
Geschichte der deutschen
frühbürgerlichen Revolution;
Berlin 1974.*

Leppin, Volker: *Das Zeitalter der
Reformation. Eine Welt im
Übergang; Darmstadt 2009.*

Lüdemann, Heinz: *Landwirtschaft
in früheren Zeiten. Begleitheft zur
Ausstellung im Heimatmuseum
der Stadt Holzgerlingen;
Holzgerlingen 2013.*

MacCulloch, Diarmaid: *Die Reformation.* 1490–1700; München 2008.

Matheus, Michael (Hg.): *Weinproduktion und Weinkonsum im Mittelalter;* Stuttgart 2004.

Meckseper, Cord; **Schraut,** Elisabeth (Hg.): *Mentalität und Alltag im Spätmittelalter;* Göttingen 1991.

Mohrbach, Bernhard: *Die Musikwelt der Renaissance. Neu erlebt in Texten, Klängen und Bildern;* Kassel 2006.

Morris, Ian: *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden;*

Frankfurt a. M., New York 2011.

Mottek, Hans: *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriss. Bd 1: Von den Anfängen bis zur Zeit der Französischen Revolution*; Berlin 1977.

Münch, Paul: *Lebensformen in der frühen Neuzeit. 1500 bis 1800*; Frankfurt a. M., Berlin 1992.

Münkler, Marina: *Narrative Ambiguität. Die Faustbücher des 16. bis 18. Jahrhunderts*; Göttingen 2011.

Parker, Geoffrey: *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500-*

1800; Frankfurt a. M., New York
1990.

Pleister, Wolfgang; **Schild,**
Wolfgang (Hg): *Recht und
Gerechtigkeit im Spiegel der
europäischen Kunst*; Köln 1988.

Ranke, Leopold von: *Deutsche
Geschichte im Zeitalter der
Reformation*; Wien 1957.

Rovan, Joseph: *Geschichte der
Deutschen. Von ihren Ursprüngen
bis heute*; München 1995.

Russell, Bertrand: *Philosophie des
Abendlandes. Ihr Zusammenhang
mit der politischen und der
sozialen Entwicklung*; Köln 1999.

Schad, Martha: *Die Frauen des Hauses Fugger von der Lilie. (15.-17. Jahrhundert). Augsburg - Ortenburg - Trient; Tübingen 1989.*

Schott, Heinz (Hg.): *Meilensteine der Medizin; Dortmund 1996.*

Schubert, Ernst: *Alltag im Mittelalter. Natürliches Lebensumfeld und menschliches Miteinander; Darmstadt 2002.*

Simon-Muscheid, Katharina: *Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14. bis 16. Jahrhundert); Göttingen*

2004.

Sombart, Werner: *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.* Erster Band in zwei Teilbänden. Reprint München 1987.

Sorensen, Bengt Algot (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur. Band I. Vom Mittelalter bis zur Romantik;* München 1997.

Steinmetz, Max: *Deutschland von 1476 bis 1648 (Von der frühbürgerlichen Revolution bis zum Westfälischen Frieden);* Berlin 1978.

Strong, Roy: *Feste der Renaissance. 1450-1650. Kunst als Instrument der Macht*; Freiburg, Würzburg 1991.

Toellner, Richard: *Illustrierte Geschichte der Medizin*; Bd. 2, Vaduz 1992.

Toynbee, Arnold: *Menschheit und Mutter Erde. Die Geschichte der großen Zivilisationen*; Hildesheim 1996.

Wallerstein, Immanuel: *Das moderne Weltsystem I. Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die*

europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert; Wien 2004.

Weber, Max: *Die protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung. Herausgegeben von Johannes Winckelmann; Gütersloh 1981.*

Wehrli, Max: *Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts; Stuttgart 1980.*

Wilderotter, Hans (Hg.): *Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte; Dresden 1995.*

Wunderli, Peter (Hg.): *Der kranke Mensch in Mittelalter und Renaissance; Düsseldorf 1986.*

Zander-Seidel, Jutta: *Textiler
Hausrat, Kleidung und
Haustextilien in Nürnberg von
1500 bis 1650*; München 1990.

*Das erbar gepent. Zur ständischen
Kleiderordnung in Nürnberg im
15. und 16. Jahrhundert*; PDF-
Datei: [http://archiv.ub.uni-
heidelberg.de/artdok/volltexte/201](http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/201)

Biografien und personenbezogene Darstellungen

Engewald, Gisela-Ruth: *Georgius
Agricola*; Stuttgart, Leipzig,
Zürich 1994.

Blickle, Peter: *Der **Bauernjörg**.
Feldherr im Bauernkrieg. Georg
Truchsess von Waldburg 1488-
1531*; München 2015.

Panzer, Marita A.: *Barbara
Blomberg (1527-1597).
Bürgerstochter und
Kaisergeliebte*; Regensburg 1995.

Treu, Martin: *Katharina von **Bora**;*
o.O. [Wittenberg] 2013.

Opitz, Peter: *Leben und Werk
Johannes **Calvins***; Göttingen
2009.

Ermischer, Gerhard; Tacke, Andreas
(Hg.): ***Cranach** im Exil.
Aschaffenburg um 1540. Zuflucht
- Schatzkammer - Residenz;*
Regensburg 2007.

Lucas **Cranach.** *Hofmaler und Medienstrategie*; Heidelberg 2015.

Mende, Matthias (Hg.): *Albrecht **Dürer** - ein Künstler in seiner Stadt*; Nürnberg 2000.

Mai, Klaus-Rüdiger: **Dürer.** *Das Universalgenie der Deutschen*; Berlin 2015.

Kohler, Alfred: **Ferdinand I.** 1503–1564. *Fürst, König, Kaiser*; München 2003.

Ludolphy, Ingetraut: **Friedrich der Weise.** *Kurfürst von Sachsen. 1463–1525*; Leipzig 2006.

Kohler, Alfred: **Karl V. 1500–1558.**
Eine Biographie; München 2005.

Febvre, Lucien: *Martin **Luther***;
Frankfurt a. M., New York 1996.

Heling, Antje: *Zu Haus bei Martin **Luther*** . *Ein
alltagsgeschichtlicher Rundgang*;
Wittenberg 2003.

Prien, Hans-Jürgen: ***Luthers**
Wirtschaftsethik*; Göttingen 1992.

Reinhardt, Volker: ***Luther**, der
Ketzer. Rom und die Reformation*;
München 2016.

Schilling, Heinz: *Martin **Luther***.

Rebell in einer Zeit des Umbruchs; München 2014.

Strauchenbruch, Elke: ***Luthers Wittenberg***; Leipzig 2013.

Dies.: ***Luthers Weihnachten***; Leipzig 2014.

Jung, Martin H.: *Philipp **Melanchthon** und seine Zeit*; Göttingen 2010.

Wessel, Günther: *Von einem, der daheim blieb, die Welt zu entdecken. Die Cosmographia des Sebastian **Münster** oder Wie man sich vor 500 Jahren die Welt vorstellte*; Frankfurt a.M., New

York 2004.

Goertz, Hans-Jürgen: *Thomas
Müntzer. Mystiker-
Apokalyptiker- Revolutionär;
München 1989.*

Ders.: *Thomas **Müntzer.**
Revolutionär am Ende der Zeiten.
Eine Biographie; München 2015.*

*Tilman **Riemenschneider**
Regensburg 1981.*

Weitere Literatur

Bahn, Peter (Hg.): *»Als ich ein Kind war ...« Bretten 1497 – Alltag im Spätmittelalter*; Ubstadt-Weiher 1997.

Bedini, Silvio A.: *Der Elefant des Papstes*; Stuttgart 2006.

Blickle, Peter: *Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes*; München 1998.

Bott, Gerhard (Hg.): *Martin Luther und die Reformation in Deutschland. Ausstellung zum*

500. Geburtstag Martin Luthers;
Frankfurt a. M. 1983. *Focus
Behaim Globus. Teil 1: Aufsätze*;
Nürnberg 1992.

Brackert, Helmut: *Bauernkrieg und
Literatur*; Frankfurt a. M. 1975.

Bünz, Enno: *ein silbern bilde des
grossen sant Jacobs - Fürstliche
Reliquiensammler des
Spätmittelalters, insbesondere in
Mitteldeutschland*; in: Honemann,
Volker; Röckelein, Hedwig (Hg.):
*Jakobus und die Anderen. Mirakel,
Lieder und Reliquien*; Tübingen
2015.

Camusso, Lorenzo: *Reisebuch*

Europa 1492. Wege durch die Alte Welt; München und Zürich 1991.

Dieckmann, Friedrich: *Luther bei Marx & Engels. Die alte Frage: Reformation oder Revolution?*; in: *Lettre International* Nr. 110, 2015.

Freybe, Peter (Hg.): »Gott hat noch nicht genug Wittenbergisch Bier getrunken«. *Alltagsleben zur Zeit Martin Luthers*; Wittenberg 2001.

Füssel, Stephan (Hg.): *Das Buch der Chroniken* [Kommentarband zu der von Füssel herausgegebenen Schedelschen Weltchronik.]; Köln

2013.

Götschmann, Dirk; Reiß, Ansgar (Hg.): *Wissenschaft und Technik im Dienst von Mars und Bellona. Artillerie und Festungsbau im frühneuzeitlichen Europa*; Regensburg 2013.

Groebner, Valentin: *Der verletzte Körper und die Stadt. Gewalttätigkeit und Gewalt in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts*; in: Lindenberger, Thomas; Lüdtke, Alf (Hg.): *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*; Frankfurt a. M. 1995.

Kraus, Michael; Ottomeyer, Hans
(Hg.): *Novos Mundos – Neue
Welten. Portugal und das Zeitalter
der Entdeckungen*; Dresden 2008.

Krentz, Natalie: *Ritualwandel und
Deutungshoheit. Die frühe
Reformation in der Residenzstadt
Wittenberg (1500–1533)*;
Tübingen 2014.

Kruse, Britta-Juliane: »*Die Arznei ist
Goldes wert.*« *Mittelalterliche
Frauenrezepte*; Berlin, New York
1999.

Müller, Matthias: *Das Schloss als
Bild des Fürsten. Herrschaftliche*

*Metaphorik in der
Residenzarchitektur des Alten
Reichs; Göttingen 2004.*

Rücker, Elisabeth: *Die Schedelsche
Weltchronik. Das größte
Buchunternehmen der Dürer-Zeit.
Mit einem Katalog der
Städteansichten; München 1973.*

**Schellenberger, Simona; Thieme,
André; Welich, Dirk (Hg.): eine
STARKE FRAUEN geschichte. 500
Jahre Reformation. 01. Mai- 31.
Oktober 2014. Schloß Rochlitz.
Begleitband zur
Sonderausstellung; Markkleeberg**

2014.

Schirmer, Uwe: *Die Hinrichtung einer Zauberin und ihres Gefolges vor Wittenberg im Juni 1540 – die Rekonstruktion des Falls im Lichte der beginnenden Sozialdisziplinierung*; in: Donnert, Erich (Hg.): *Europa in der frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhpfordt*; Köln, Weimar, Wien 2008.

Schmitz, Heinz-Günter: *Das Hofnarrenwesen der frühen Neuzeit. Claus Narr von Torgau und seine Geschichten*; Münster 2004.

Schubert, Ernst: »Hausarme Leute«, »starke Bettler«:

*Einschränkungen und
Umformungen des
Almosengedankens um 1400 und
um 1500; in: Vorträge und
Forschungen* (Hg. Konstanzer
Arbeitskreis für mittelalterliche
Geschichte), Bd. 58-2004.

Syndram, Dirk; **Wirth**, Yvonne;
Zerbe, Doreen (Hg.): *Luther und
die Fürsten. Selbstdarstellung
und Selbstverständnis des
Herrschers im Zeitalter der
Reformation*; Dresden 2015.

Tromm, Friedhelm: *Die Erfurter
Chronik des Johannes Wellendorf*

(um 1590). *Edition – Kommentar – Untersuchung*; Köln, Weimar, Wien 2013.

Wein, Martin: *Die Sprache als Band. Martin Luther beginnt die Übersetzung der Bibel*; in: ders.: *Schicksalstage. Stationen der deutschen Geschichte*; Stuttgart 1993.

Wilde, Manfred: *Die Zauberei- und Hexenprozesse in Kursachsen*; Köln, Weimar, Wien 2003.

Wohlfeil, Rainer: *Regenbogenfahne und Regenbogen*;
www.comunicarte.de/RainerWohlfeil

Wortgewalt – Sprache, die wehtun soll. Mit Schimpfexempeln und einem Schimpfwort- ABC

Schimpf und Ernst heißt das Buch mit Namen, das der Franziskanerprediger Johannes Pauli 1522 in Straßburg veröffentlichte. Es enthielt 693 »Predigtmärlein« zur Auflockerung von Kanzelreden und wurde unter dem Kurztitel

Schimpfexempel bekannt. ›Schimpf‹ bedeutet nicht nur Beschimpfung, sondern meint eher Scherz, allerdings einen strafenden Scherz zur Abschreckung und zur moralischen Erbauung des Publikums. Dass dies in gröbste Beleidigungen kippen konnte, bewies Pauli selbst, indem er von einem Volksprediger, dessen Predigten wohl mehr Zulauf hatten als die seinen, behauptete, es *ging im das Maul uff und zu wie einer Wassersteltzen der Arsch*.

Die nicht gerade zartbesaiteten *Schimpfexempel* gehören ins Fach des literarischen Grobianismus, der in der Lutherzeit Konjunktur hatte

und zur allgemeinen Gewalttätigkeit der Zeit passte. Der Buchdruck und die von ihm ermöglichten literarischen Fehden heizten die Wortgewalt an. Nicht nur bei Jahrmarktspossen wurde ›die Sau rausgelassen‹ oder die »sewglocken« geläutet, wie Wickram im *Rollwagenbüchlein* spottet: »ye gröber, ye hüpscher, ye wüster, ye holtseliger«. Auch für politische Flugschriften und theologische Traktate galt: je wortgewaltiger, desto wortgewalttätiger. Zur Einstimmung (nicht zum Hausgebrauch!) die ›schönsten‹ Ehegattenbeschimpfungen aus einem anonymen Fastnachtsspiel.

Frau über Mann:

»Du leschtrog, harmkrug, lochrete
tasch,

Du stinkender eimer, du kunige
flasch.«

Mann über Frau:

»Du fiper, nater, du wetter, donder
und plitz,

Du wulfin, preckin, unhuld, pilbitz.«

Als literarisch ›hochwertiger‹ gilt

Thomas Murners Beschimpfung

Luthers als *groß nar*. Doch war das

lange nicht das Schlimmste, was

Murner zu Luther einfiel. In der

Schrift *Von dem grossen*

Lutherischen Narren wie in Doctor

Murner beschworen hat prahlt er:

»Ich hab noch andere wörter me / wa

ich die sprech, es thet dir we«. Murner schrieb in bewusster Nachfolge von Sebastian Brants *Narrenschiff* (Basel 1494), scheint aber dessen 72. Kapitel übersehen zu haben, das »von groben Narren« handelt: »Die grobheyt ist yetz kumen vß« – »Die Grobheit breitet jetzt sich aus / Und wohnt beinah in jedem Haus, / Daß man nicht viel Vernunft mehr treibt. / Was man jetzt redet oder schreibt, / Das ist aus dieser Büchs entnommen.« Andererseits ist Brants Kritik des Grobianismus ihrerseits grobianisch: »Die suw hat yetzt alleyn den dantz« – »Die Sau führt jetzt allein den Tanz, / Sie hält das Narrenschiff am

Schwanz«.

Der vom katholischen Murner beschimpfte **Luther** war selbst ein grober Polterer. Den Titel einer *Wittembergisch Nachtigall*, den ihm der brave Nürnberger Meistersinger **Hans Sachs** verlieh, hatte er kaum verdient. Luther zwitscherte nicht, sondern brüllte, er predigte mit geballten Fäusten und haute auf die Pauke. Eine katholische Karikatur stellt seinen Kopf gar als vom Teufel gespielte Sackpfeife dar. Er selbst schrieb, dass er *mit den rotten und teuffeln mus kriegten und zu felde ligen, darumb meine bücher viel stürmisch und kriegisch sind*. Seine lieben Deutschen nannte er pauschal

die vollen Säue.

Eine Sumpflütenlese persönlicher Beschimpfungen: Albrecht von Brandenburg war für ihn ein *Scheisbisschoff*, den **Papst** hieß er *gotis feynd, Christus verfolger und der christenheit vorstorer*, den Straßburger Reformtheologen **Martin Bucer** ein *Klappermaul*, den freigeistigen **Sebastian Franck** eine *lateinische Kunsthummel*. Den zur katholischen Kirche zurückgekehrten ehemaligen Anhänger **Johannes Crotus Rubeanus** nannte er *Doktor Kröte*, den katholischen Bibelübersetzer **Hieronimus Emser**, der Luther mehr plagiierte als mit ihm konkurrierte, einen

Sudler. Den Gegner bei der Leipziger Disputation, **Johannes Eck**, titulierte er später mit *Dr. Dreck*, den beständigen katholischen Gegner **Johannes Cochlaeus** mit *Doktor Rotzlöffel*, der ihn wiederum als *Siebenkopff* verhöhnte. Den ehemaligen Wittenberger Studenten und Schweizer Humanisten **Simon Lemnius** bezeichnete er als *Schand-Poetaster*, nachdem dieser Luther und seine Frau unter Pseudonym in einer als »Monachopornomachia« titulierten Schrift unflätig, aber immerhin auf Latein verhöhnt hatte.

Dem eleganten Rhetoriker (und bekennenden Nichtschimpfer) **Erasmus von Rotterdam** warf

Luther vor, zu schreiben, *als ob man Kot in goldenen oder silbernen Schüsseln auftrüge*. Nach dem Tod seines Wittenberger Intimfeindes **Karlstadt** meinte er, dass *dieser Mensch geradewegs zur Hölle getanzt* sei. **Thomas Müntzer** war für ihn ein *erzteuffel und schwymel geyst*.

Müntzer wiederum bezeichnete **Luther** als *ausgeschämten mönch, jungfrau Martin, doctor luegner, tückischen kolkraben, tückischen fuchs, bruder mastschwein* und als *das Gaistlose Sanfft lebende fleysch zu Wittenberg*. Die Kirche galt Müntzer als *alte Hure* und der **Papst** abwechselnd als *der tölpel mit seinen*

Butterbuben und als *neronischer*,
heiliger pruntztopf zu Rom. Luthers
Schirmherr **Friedrich der Weise**,
Kurfürst von Sachsen, der einem
Abgesandten des Papstes vorkam
wie *ein fettes Murmeltier*, war für
Müntzer *der alde grawbart* mit sso
vil weysheyt in seynem koppe als Ich
in meynem hindersten.

Für **Ulrich von Hutten** war der
Papst ein *unersättlich Geizworm*, für
Sebastian Franck Kaiser **Karl V.**
ein *Fleisch fressender Vogel*.

Schimpfworte von Ars bis Zwelffesel

Ars (was wir heute ›vier Buchstaben‹

nennen)

Bott (Bottich, übertragen: Säufer),
Butz (Unhold)

Dippel (Einfaltspinsel)

Esel (ebender)

Fatzmann (Schelm),

Gauch (Narr, auch für Kuckuck)

Hadermetz (zänkischer Mensch,
auch auf Männer angewandt),
Hurenbalg, *Hurenwirt*

Kelchbub (abfällig für Pfarrer),
Klappermaul (Dauerprediger)

Laur (hinterlistiger Kerl), *Lecker*
(Schlingel), *Lotterbube*
(verschärft: *henkersmäßiger*
Lotterbube), *Lügensack*

Marterhans (Landsknecht, wegen ihrer auf die Passion Christi bezogenen Flucherei »Pötz Marter«)

Nerrin (das weibliche Pendant des Gauch)

Obergauch (Narr der Narren)

Pulvermennli (abfällig für Landsknecht)

Repeldasch (nörglerische Ehefrau),
Rotzaff (schmutziges Kind, angewandt auf dreiste junge Kerle)

Schalck (hintertriebener Kerl),
Schalcksnarr (boshafter Dummsteller), *Schweis* (Tölpel),
Staudenschnapper (Räuber,

Raubritter)

Trumpelmetze (Landsknechtshure)

Unhuld (wenig holdselige Dame)

Vogel, nasser (kleiner Dieb)

Weibßbild, ungebornes (Bäuerin,
Bürgerin – Frau ohne Stand)

Zwelffesel (dumm wie zwölf Esel)

Kleines Latinum für Zeitreisende

Ad fontes: Zurück zu den Quellen, also zu den biblischen, antiken und kirchenväterlichen Texten, ohne Berücksichtigung der im Mittelalter aufgehäuften scholastischen Deutungshalden.

Anno Domini (AD) Nostri Iesu Christi: Im Jahr unseres Herrn Jesus Christus. Die Zeitrechnung geht ins 6. Jahrhundert zurück, wurde aber erst Jahrhunderte

später in Europa allgemein.
>Mathematiker< der
Heilsgeschichte berechneten auf
Jahr und Tag genau den Beginn
der Erschaffung der Welt (z. B. auf
den 23. Oktober 4004 **ante**
Christum natum/vor Christi
Geburt) beziehungsweise deren
Untergang (z. B. für Pfingsten
1528 in Münster). Zu den vielen
Teufeln, die nicht nur die Täufer
von Münster apokalyptisch an die
Wand malten, gehörten diejenigen
auf Michelangelos Fresko vom
Jüngsten Gericht (entstanden
1536-1541). Während der
Lutherzeit herrschte noch der
Julianische, von Julius Cäsar 45 v.

Chr. eingeführte Kalender. Als Jahresanfang galt während des Mittelalters in den deutschen Territorien der 25. Dezember. Im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts setzte sich dort überall der 1. Januar durch. Der heute in Europa (seit 1917 auch in Russland und seit 1949 in China) gültige Gregorianische Kalender wurde 1582 durch die päpstliche Bulle **Inter gravissimas** angeordnet – und schon deshalb von den protestantischen Territorien nur zögernd und ›flächendeckend‹ erst 1700 übernommen. Auf die elf Tage Differenz zwischen dem

julianischen Kalender in den protestantischen und dem gregorianischen Kalender in den katholischen Gebieten, die beim Jahreswechsel besonders auffiel, geht die Wendung ›zwischen den Jahren‹ zurück.

Caelebs: Ehelos. Davon abgeleitet ›Zölibat‹.

Confessio Augustana: siehe Augsburger Konfession unter »Bündnisse, Institutionen, Bekenntniss, Kampfschriften«.

Crux: Kreuz, im Christentum Sinnbild der Passion (lateinisch **Passio**, Leiden) Christi. Das

Kruzifix (lateinisch **Cruzifixus**, der Gekreuzigte) bezeichnet ein Kreuz mit dem **Corpus** (Leib) Christi. Luther nannte seine am Leiden Christi orientierte Lehre »Theologia crucis«.

Cuius regio, eius religio: Wer das Land regiert, der bestimmt die Religion. Siehe den Eintrag zum Augsburger Religionsfrieden in »Bündnisse, Institutionen ...«.

Dies irae, dies illa: Tag des Zorns, jüngster Tag. Gottes Weltgericht. Eine der schönsten (und schrecklichsten) mittelalterlichen Hymnen mit riesiger musikalischer Traditionsfolge in

den Requiemvertonungen vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Hymne war seit dem **Missale romanum**, dem 1570 in Rom durch eine päpstliche Bulle verbindlich gemachten neuen Messbuch, bis 1970 fest in der Liturgie der katholischen Totenmesse verankert.

Ecce homo: »Siehe, ein Mensch«. Aus der *Vulgata* (dazu unten das Stichwort), der lateinischen Übersetzung des ursprünglich griechisch verfassten Evangeliums des Johannes, stammender Ausspruch des Pilatus, als er Jesus mit der

Dornenkrone vor das Volk führen lässt. Als ›Schaustellung des Herrn‹ überaus verbreitetes Bildmotiv der christlichen Malerei. Bei Luther lautet die Stelle: »Sehet / welch ein Mensch.«

Ego te absolvo: »Ich spreche dich [von deinen Sünden] frei«. Mit dieser Formel erteilt der ›Beichtvater‹ dem ›Beichtkind‹ die Absolution.

Extra ecclesiam nulla salus: »Außerhalb der Kirche kein Heil«. Die Selbstbehauptung der Heiligen Katholischen Kirche als »alleinseligmachend« geht bis ins 3. Jahrhundert zurück. Die Reformation zerstörte dieses

Prinzip.

Gravamina: Beschwerden. Siehe
»Bündnisse, Institutionen ...«.

Humanae litterae: Mit weltlichen
(statt mit religiösen) Themen
befasste Schriften. Der erst im 19.
Jahrhundert durchgesetzte
Epochenbegriff ›Humanismus‹
leitet sich davon ab.

Incunabula: Wiege. Davon
abgeleitet ›Inkunabeln‹
(›Wiegendrucke‹) für die Drucke
zwischen der Einführung der
beweglichen Lettern durch

Gutenberg um 1450 bis zum Ende des 15. Jahrhunderts.

Iustum pretium: der gerechte Preis. Wie dieser Preis ermittelt werden soll, ist Gegenstand zahlreicher ökonomischer, theologischer und ethischer Kontroversen.

Lapis philosophorum: Stein der Weisen, immer noch nicht gefunden, aber auch nicht mehr gesucht. Bei den Alchimisten hat der ›Stein‹, eigentlich eine Substanz, heilende Kräfte und dient der Golderzeugung.

Limbus: Rand, Randstreifen. Auf die

Lehre von der Erbsünde des Augustinus zurückgehende Vorstellung einer Art Vorhölle ›ohne Freude und ohne Leid‹. Es wurde zwischen dem **Limbus patrum** (dem der Vorväter) und dem **Limbus infantium** (dem der Kinder) unterschieden. Im ersten hielten sich die Stammväter und Propheten des Alten Testamentes auf, die vor Jesus gelebt haben und deshalb nicht von ihm erlöst werden konnten. Christus hat sie aber bei einem Abstieg in die Unterwelt aus der Hölle befreit. Im Kinderlimbus befinden sich die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder, die zwar keine persönliche

Schuld auf sich geladen haben, aber gleichwohl wie jeder Mensch mit der Erbsünde belastet sind, die in ihrem Fall nicht durch die Taufe ›abgewaschen‹ wurde. Diese Vorstellung führte dazu, bei aussichtslos scheinenden Geburten die Mütter zu opfern und die Kinder aus dem Leib zu holen, um sie vor ihrem Tod wenigstens noch taufen zu können.

Media tempestas: Mittlere Zeit. Im 15. Jahrhundert ausgeprägte Vorstellung einer zwischen antiker Vergangenheit und eigener Gegenwart liegenden

Mittelzeit. Dass dieses
>Mittelalter< eher >finster<
gewesen sei, geht auf die
Abstoßungskämpfe der Neuzeit in
Gestalt der Aufklärung zurück.

Manducatio impiorum: Einnahme
des Leibes und des Blutes Christi
beim Abendmahl durch
Ungläubige; **Manducatio
indignorum:** Einnahme durch
Unwürdige. Für Luther war die
(tatsächliche, nicht nur
symbolische) Anwesenheit Gottes
von menschlichen Faktoren
unabhängig, also auch davon, ob
jemand gläubig oder ungläubig,
würdig oder unwürdig war.

Mater: Mutter. **Mater dolorosa**

(Schmerzensmutter), die Gottesmutter Maria angesichts der **Passion** (des Leidens) ihres Sohnes. Eine Pietà zeigt eine sitzende Maria mit dem quer über ihrem Schoß liegenden Leichnam Jesu.

Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa: »Meine Schuld, meine Schuld, meine übergroße Schuld«, Teil des katholischen Bekenntnisses (**confiteor**, ich bekenne). Die deutsche Wiedergabe des »maxima« durch »übergroß« wurde im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–65) zur »großen Schuld« gemildert.

Omnes: Alle. Luther spricht vom »pöfel« als dem »Herrn Omnes«, wenn es ihm um das Niederhalten des unberufenen, ›gemeinen Mannes‹, besonders in Gestalt der Bauernhaufen, zu tun ist.

Omnia ad maiorem dei gloriam: »Alles zur größeren Ehre Gottes«, Kampflösung der Jesuiten.

Omnia sunt communia: Alles ist allen gemeinsam, häufig mit »alles gehört allen« übersetzt. Wahlspruch Thomas Müntzers, eigentlich zurückgehend auf Thomas von Aquins »in extrema necessitate omnia sunt

communia« (im äußersten Notfall ist alles allen).

Ora pro nobis: »Bitte für uns«. Anrufung eines Heiligen um Beistand.

Pastor: Lateinisch für Hirte.

Pontifex maximus: So viel wie »größter Brückenbauer« (pons, die Brücke), Titel des Papstes.

Purgatorium: Aus dem 12. Jahrhundert stammende Bezeichnung des Fegefeuers als Übergangsbereich zwischen Erde und Himmel.

Requiem aeternam dona eis,

Domine: »Herr, schenke ihnen die ewige Ruhe«.

Ruber: »Rot«, davon abgeleitet ›Rubrik‹, denn die Überschriften wie auch die Initialen in mittelalterlichen Handschriften und in frühen Drucken waren häufig in Rot gefasst.

Sacer: »Heilig«. Davon abgeleitet **sacramentum** (Sakrament).

Septem artes liberales: Die sieben ›freien Künste‹ der universitären ›Artistenfakultät‹, bestehend aus dem Trivium mit Grammatik, Rhetorik und Dialektik, sowie dem Quadrivium mit Arithmetik,

Geometrie, Musik und
Astronomie.

Sola gratia: Auf der Gnadenlehre des Kirchenvaters Augustinus beruhende Zentralidee der lutherischen Theologie, der zufolge das Heil des Christen allein und ausschließlich von der göttlichen Gnade abhängt, unbeeinflussbar durch gute Werke (wie von der katholischen Kirche gelehrt), Buße oder gar Ablässe (wie von der katholischen Kirche verkauft). Es bleibt allein der Glaube (**sola fide**) an die göttliche Gnade, das Vertrauen auf Christus (**solus Christus**) und die Orientierung an der Heiligen

Schrift (**sola scriptura**). Das ›Allein durch den Glauben‹ findet Luther bei Paulus, in dessen Apostelbriefen das ›sola‹ oder dessen griechische Entsprechung allerdings nicht vorkommt. Luther hat das Wort ›allein‹ in seiner Übersetzung hinzuerfunden, wie seine Gegner kritisierten, beziehungsweise hat er damit den Geist des Urtextes in verständliches Deutsch gebracht, wie er in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* erklärte: »Wahr ist's: Diese vier Buchstaben ›s-o-l-a‹ stehen nicht drinnen, welche Buchstaben die Eselsköpfe ansehen wie die Kühe ein neu Tor. Sehen

aber nicht, daß es gleichwohl dem Sinn des Textes entspricht, und wenn man's will klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehöret es hinein«.

Sub utraque specie: Das Abendmahl »unter beiderlei Gestalt« in Brot und Wein.

Transsubstantiation:

›Substanzverwandlung‹. Auf den Dominikaner Thomas von Aquin (um 1225-1274) zurückgehende Bezeichnung für eines der zwischen Katholiken und Lutheranern, aber auch zwischen Lutheranern und Reformierten am heftigsten und ausdauerndsten

umstrittenen Mysterien der Messe, des Abendmahls: die Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi. Luther lehnte die Transsubstantiation als Erklärung des Mysteriums ab, hielt aber an der ›Realpräsenz‹, der wirklichen Gegenwart Christi in Gestalt von Brot und Wein, fest. Zwingli und Calvin wiederum fassten Brot und Wein nur mehr als erinnernde Symbole auf.

Vanitas: Eitelkeit. Zahllose Bilder und Stiche zeigen die ›Eitelkeit der Welt‹ oder des ›irdischen Daseins‹ in Gestalt nackter junger Frauen, die nur mit sich, ihren

Spiegeln und Schminktiegeln beschäftigt sind. Damit alle verstehen, winkt im Hintergrund oft ein Gerippe mit der Sense.

Vulgata: Editio vulgata, von vulgus (Volk), bezeichnet die verbreitete lateinische Bibelübersetzung des Kirchenvaters Hieronymus (347–419), mit der die ›kritische‹ Edition des Humanisten Erasmus von Rotterdam und die darauf aufbauende deutsche Übersetzung Luthers konkurrierte.

Bündnisse, Institutionen, Bekenntnisse, Erlässe und Kampfschriften

Artikelbrief: Nur handschriftlich, nicht im Druck überliefertes Programm der **Christlichen Vereinigung** der Bauern in Oberschwaben. Es radikalisiert die Forderungen der **Zwölf Artikel**.

Augsburger Konfession: *Confessio*

Augustana, von Melanchthon verfasstes Bekenntnis mit 21 Glaubensartikeln und 7 Artikeln über das kirchliche Leben. Ihm lagen die von Luther 1529 formulierten »Schwabacher Artikel« und die von Melanchthon, Luther, Bugenhagen und Jonas formulierten »Torgauer Artikel« zugrunde. Es wurde von den fürstlichen Unterzeichnern der **Speyrer Protestation** und den Städten Nürnberg und Reutlingen abgezeichnet und auf dem Augsburger Reichstag 1530 vor Kaiser Karl V. verlesen. Abweichend davon formulierten Martin Bucer und Wolfgang

Capito für die Städte Straßburg, Memmingen, Lindau und Konstanz die *Confessio Tetrapolitana*, die sich in der Abendmahlfrage sowohl von den Lutheranern als auch vom Züricher Reformator Zwingli unterschied, der ebenfalls ein Bekenntnis vorlegte.

Augsburger Interim: Nach dem Sieg des Kaisers über den **Schmalkaldischen Bund** 1547 wurde unter demonstrativer Aufbietung bewaffneter Kräfte auf dem »geharnischten Reichstag« zu Augsburg eine religionspolitische ›Übergangslösung‹ (keine

›Kompromisslösung«!) diktiert, die von der Verabschiedung (30. Mai 1548) bis zur abschließenden Regelung auf einem Konzil Gültigkeit beanspruchte. Den Protestanten wurde der Laienkelch zugestanden, im Übrigen die katholische Liturgie wiederhergestellt.

Augsburger Religionsfriede: Der auf dem Augsburger Reichstag 1555 ausgehandelte Kompromiss stellte die Anhänger der **Augsburger Konfession**, also die lutherischen Reichsstände, rechtlich mit der katholischen Kirche gleich. Zwinglianer und Calvinisten waren nicht

eingebunden, schon gar nicht die
Täuferbewegung. Der

»Reichstagsabschied« vom 25.
September 1555 machte die
Religion der Untertanen einerseits
von der des Landesherrn
abhängig (jus reformandi) und sah
andererseits ein Abzugsrecht
andersgläubiger Untertanen vor
(jus emigrandi). Der Friede
währte sechs Jahrzehnte, ohne
den Grundkonflikt zu lösen, wie
sich im 1618 beginnenden
Dreißigjährigen Krieg zeigen
sollte. Die Übereinkunft des
Augsburger Reichstags wird bis
heute in der seit dem 17.
Jahrhundert geläufigen und von

Joachim Stephani 1604 erstmals verwendeten Formel »cuius regio, eius religio« zusammengefasst.

Bundschuh: Nach dem Riemenschuh der Bauern benannte Verbände in den lokalen (z.B. in Speyer 1502) und regionalen (z.B. am Oberrhein 1517) Revolten der Jahrzehnte vor den Bauernkriegen und in den Kriegen (1524/25) selbst.

Christliche Vereinigung: Zusammenschluss der oberschwäbischen Bauernhaufen im März 1525. Aus einem Treffen

der Führer der Christlichen
Vereinigung gingen die **Zwölf
Artikel** hervor.

Dunkelmännerbriefe (*Epistolae
obscurorum virorum*): Fingierte
Briefe an die Kölner Dominikaner
in einem die scholastische
Gelehrsamkeit parodierenden
Latein. Die Briefe wurden in zwei
Teilen 1515–1517 gedruckt. Der
zweite Teil geht maßgeblich auf
Ulrich von Hutten zurück. Die
Briefe dienten der Unterstützung
Johannes Reuchlins, der 1514,
versehen mit einem Vorwort
seines Großneffen Melanchthon,
eine Reihe von Briefen berühmter

Zeitgenossen veröffentlicht hatte, die – wie er – für die Bewahrung alter hebräischer Schriften plädierten: *Clarorum virorum epistolae* (*Briefe berühmter Männer*). Erasmus von Rotterdam soll bei der Lektüre der *Dunkelmännerbriefe* so gelacht haben, dass er von einem Geschwür geheilt wurde.

Genfer Katechismus: Französisch abgefasster und 1542 gedruckter Katechismus Calvins in Frage-Antwort-Form (373 Fragen in 55 Gruppen).

Gravamina nationis germanicae: Klagen über und Proteste gegen

die ›Beschwerung‹ der deutschen ›Nation‹, also des Reichs, durch den Papst und die römische Kurie. Der Begriff fasst die in der zweiten Hälfte des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts verbreiteten Schriften zusammen. Sie waren, altmodisch ausgedrückt, die Saat, aus der die Reformation erwuchs.

Heilige Liga: 1538 von Kaiser Karl V. und Papst Paul III. zusammen mit den katholischen Reichsständen gegen den **Schmalkaldischen Bund** gegründet.

Marburger

Artikel:

Hervorgegangen aus einer 1529 durch den Landgrafen Philipp von Hessen organisierte Zusammenkunft (**Marburger Religionsgespräch**) von Luther und Melanchthon mit Zwingli aus Zürich, Oekolampad aus Basel, Osiander aus Nürnberg und Bucer aus Straßburg in Marburg. Die vom Landgrafen aus politischen Gründen gewünschte Überwindung der religiösen Differenzen zwischen den ›Wittenbergern‹ und den ›Zürichern‹, besonders was die Auffassung des Abendmahls betraf, kam nicht zustande. Die 15

Artikel dokumentieren die unterschiedlichen Positionen. (Siehe auch »Transsubstantiation« im »Kleinen Latinum für Zeitreisende«.)

Marburger Religionsgespräch:
Siehe **Marburger Artikel**.

Nürnberger Religionsfriede (auch **Nürnberger Anstand**):
Vorübergehende Einigung zwischen Karl V. und den Protestanten 1532 in Nürnberg mit wechselseitiger Anerkennung der gegebenen konfessionellen Verhältnisse.

Passauer

Vertrag:

Friedensabkommen zwischen König Ferdinand (als Repräsentant Kaiser Karls V.) und Kurfürst Moritz von Sachsen, das den Anhängern der Augsburger Konfession Duldung gewährte und schließlich zum Augsburger Religionsfrieden führte.

Protestanten: Siehe **Speyerer Protestation.**

Reformatio Sigismundi: Anonyme, 1439 während des Konzils von Basel auf Deutsch verfasste und in einer (fiktiven) Vision Kaiser Sigismunds (Regierungszeit 1410–1437) ausklingende Reform-

und Protestschrift.

Reichskammergericht: Auf Druck der Reichsstände 1495 von Kaiser Maximilian auf dem Reichstag zu Worms eingerichtet und seit 1527 in Speyer ansässig. Während der Herrschaft Karls V. eines der Instrumente im Kampf gegen die Reformation.

Schmalkaldische Artikel: Auf Veranlassung von Luthers Landesherrn Johann Friedrich im Dezember 1537 vom Reformator zusammengestellte und gegebenenfalls auf einem Konzil zu verteidigende Grundüberzeugungen.

Schmalkaldischer Bund: 1531 unter Führung des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten Johann von Sachsen gegründeter antikatholischer und antikaiserlicher Zusammenschluss von Territorialherren (darunter die Grafen von Mansfeld) und Städten (darunter Bremen, Konstanz, Lübeck, Magdeburg, Straßburg und Ulm) der Augsburger Konfession. Der Bund endete mit der Niederlage gegen Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Krieg 1546/47, die zur Gefangenschaft Johann Friedrichs von Sachsen und zum Verlust seiner Kurwürde führte.

Schwäbischer Bund: Von 1488 bis 1534 unter habsburgischer Führung währender Zusammenschluss süddeutscher (>schwäbischer<) Fürsten, Grafen und Ritter unter Einschluss von Städten und Klöstern. Er richtete sich gegen das territoriale Vormachtstreben der Herzöge von Bayern, unterdrückte in den 1490ern lokale Bauernaufstände, scheiterte 1499 im Krieg gegen aufrührerische Schweizer Kantone, besetzte 1519 Württemberg und vertrieb Herzog Ulrich bis 1534. Ulrich hatte Anfang 1519 die Reichsstadt Reutlingen überfallen, um sie

seinem Territorium einzugliedern. 1523 schlug der Bund den Aufstand der fränkischen Reichsritter nieder, den Franz von Sickingen initiiert hatte. Sickingen war 1519 selbst noch im Dienst des Bundes und an der Niederwerfung Herzog Ulrichs beteiligt. 1525 führte der Bund Krieg gegen die Bauernheere in Oberdeutschland. Er zerbrach 1534 an seinen inneren, auch konfessionellen Gegensätzen.

Speyerer Protestation: Ursprung des Wortes ›Protestanten‹. Mit der Erklärung erhoben fünf lutherisch gesinnte Reichsfürsten, darunter der Kurfürst von

Sachsen, und 14 lutherisch gesinnte Reichsstädte, darunter Nürnberg und Straßburg, Widerspruch gegen eine kaiserliche Vorlage auf dem Reichstag von Speyer 1529, die auf die Einstellung der evangelischen Reformen abzielte und damit das Wormser Edikt bekräftigte.

Wormser Edikt: Von Kaiser Karl V. am 26. Mai 1521 erlassen, nachdem Luther am 18. April auf dem Reichstag zu Worms den Widerruf verweigert hatte. Das Edikt verhängte nach dem Kirchenbann auch die Reichsacht

über Luther. Sie blieb bis zu Luthers Tod in Kraft, was seine Beweglichkeit auf die Territorien seiner fürstlichen und gräflichen Anhänger einschränkte.

Zwölf Artikel (nicht zu verwechseln mit dem deutlich radikaleren **Artikelbrief**): *Dye Grundtlichen Und rechten haupt Artickel, aller Baurschafft und Hyndersessen der Gaistlichen und Weltlichen oberkayten, von wölchen sy sich beschwert vermainen.* Auf handschriftlich vervielfältigten sowie gedruckt verbreiteten und auch öffentlich verlesenen Flugblättern während der

Bauernkriege weitverbreitetes
Programm mit den Forderungen
der Bauern: Aufhebung der
Leibeigenschaft, Milderung und
Abschaffung von Frondiensten
und Abgaben, Jagd-, Forst- und
Fischereifreiheit,
Wiederherstellung
dorfgemeinschaftlicher
Nutzungsrechte an Weiden,
Wiesen und Weihern, freie Wahl
der Gemeindepfarrer. Das
vermutlich von dem
bibelkundigen, der Reformation
anhängenden Kürschner
Sebastian Lotzer aus Memmingen
redigierte Programm bündelte die
zahlreichen und recht

unübersichtlichen Forderungen
verschiedener Bauernhaufen.
Luthers Ablehnung des
Programms steigerte sich in
mehreren Schriften zu
inbrünstigem Hass: »Mit der Faust
mus man solchen Meulern
antworten, das der Schweys zur
Nasen ausgehe.« (*Ein Sendbrief
von dem harten Büchlein wider
die Bauern*)

Gruppenbilder

*Humanisten –
Reformatoren – Päpste –
Kaiser – Könige – Fürsten
und Kurfürsten – Maler und
Holzbildner – Komponisten
– Schriftsteller – Drucker –
Gruppenbild der Damen*

*(Die Gruppenbilder versammeln
ohne Anspruch auf lexikalische
Vollständigkeit exemplarische*

*Gestalten der Zeit. Die jeweiligen
Lebensdaten stehen im
Personenregister.)*

Humanisten

Im Jahr 1487 wurde **Konrad Celtis** in Nürnberg als erster Deutscher von Kaiser Friedrich III. zum ›poetus laureatus‹ erhoben. Er gab unter anderem die *Germania* des Tacitus heraus und belebte um 1500 in Wien einen Humanistenkreis. Ein weiterer ›Dichterkönig‹ war **Ulrich von Hutten**, der 1517 in Augsburg von Kaiser Maximilian den Lorbeerkrantz erhielt. Das passte insofern gut zusammen, als beide in der

Idealisierung der historisch
anachronistisch gewordenen
ritterlichen Lebensart
übereinstimmten. Huttens
Parteiergreifung für Luther erlebte
Maximilian nicht mehr.

Zu den kaiserfreundlichen
Humanisten gehörte auch **Willibald
Pirckheimer**, Ratsherr in Nürnberg,
Berater Maximilians, Freund
Albrecht Dürers, Bruder der Caritas
Pirckheimer. Er verfasste eine
Geschichte des ›Schweizer Krieges‹,
der 1499 faktisch (wenn auch
staatsrechtlich erst 1648) zur
Unabhängigkeit der Schweizer
Kantone vom Heiligen Römischen
Reich führte.

Für Augsburg wäre **Stephan Agricola** zu nennen, der dort 1524 bis Anfang der 1530er Zuflucht fand, nachdem er im Österreichischen lutherisch gepredigt hatte und deshalb ins Gefängnis gesperrt worden war. Er hatte aufseiten Luthers Anteil am Marburger Religionsgespräch (siehe den Abschnitt über Bündnisse und Institutionen).

Für Basel ist **Johannes Oecolampadius** wichtig. Er war Mitarbeiter des Erasmus von Rotterdam und lebte 1522 einige Monate als Kaplan auf der Ebernburg des Reichsritters Franz von Sickingen, der auch Luther seine

Obhut angeboten hatte. Nach dem Zwischenspiel als Burgkaplan wirkte er vor allem in Basel und nahm an der Seite Zwinglis am Marburger Religionsgespräch teil. Er war der erste Ehemann der Wibrandis Rosenblatt.

Für Straßburg wäre zu erwähnen **Jakob Wimpfeling**, ein katholischer Humanist wie **Johannes Cochlaeus**, der nach Luthers Tod eine hämische Biografie verfasste, die lange das katholische (Feind-)Bild Luthers bestimmte.

Sebastian Franck von Donauwörth wollte weder papistisch noch lutherisch noch zwinglianisch noch täuferisch sein, wie er im

Refrain eines seiner Lieder wiederholt. Eine ähnliche Indifferenz haben die Zeitgenossen, besonders die protestantischen, dem berühmtesten Humanisten der Epoche vorgeworfen, Desiderius **Erasmus von Rotterdam**. Auf den geistigen Grundlagen, die dieser Humanist gelegt hatte, wuchsen die radikalen sozialen und religiösen Ideen der Zeit empor – und ihm über den Kopf. Das gilt auch für die Übersetzungsarbeit an der Bibel. Seiner Textkritik verdankte Luther viel und dankte es ihm wenig. Eine von Erasmus mit Höflichkeit, von Luther recht unflätig geführte publizistische Kontroverse über die

Willensfreiheit besiegelte den Bruch zwischen dem Verfechter einer freiheitsfähigen menschlichen Vernunft und dem Prediger einer ganz Gott anheimgestellten Bestimmung des Menschen. In der wachsenden persönlichen Feindseligkeit zwischen dem Welthumanisten und dem Wittenberger Reformator spiegelte sich das Schisma zwischen Vernunft und Glauben. Lucas Cranach der Jüngere aus Wittenberg hat dem Rotterdamer Denker dennoch auf einem 1558 entstandenen Gruppenbild der Reformatoren einen Platz eingeräumt. Das Gemälde wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört,

ist aber in einer Kopie erhalten. Im Zentrum des Bildes, das auch im übertragenen Sinn ein Geschichtsbild ist, steht selbstverständlich Luther.

Reformatoren

Martin Luther hatte sich nach der Veröffentlichung der Thesen 1517 als Eleutherius, ›der Befreite‹, bezeichnet und von dort das th in seinen Geburtsnamen Luder übernommen. Über die Sätze »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« lässt sich mit dem britischen Historiker Diarmaid MacCulloch sagen, dass sie »zum Bekanntesten wurden, das Luther nie gesagt hat«.

Nur wenige Tage nach Luthers

spektakulärem Auftritt vor Kaiser Karl V. brach auf den Balustraden von Pamplona ein baskischer Offizier zusammen, weil ihm ein Belagerungsgeschoss das Bein zerschmettert hatte. Eine schmerzhaft und langwierige Genesung verwandelte den Offizier in einen Kriegermann der Kirche, der seine Bataillone geistig exerzieren ließ. Seit 1539 wurde die von **Ignatius von Loyola** gegründete Truppe als Gesellschaft Jesu (>Jesuiten<) bezeichnet. Während Luther seinen Ungehorsam gegen Kaiser und Papst durch die Heilige Schrift und sein Gewissen gerechtfertigt sah, forderte Ignatius

Kadavergehorsam von den Ordensmitgliedern: »si cadavere essent«, schrieb er, »als ob sie Leichen wären«.

Aus dem Reformatorengemälde des jüngeren Cranach (siehe den Schluss des Gruppenbilds der Humanisten) blickt auch der zarte **Philipp Melanchthon**. Er wirkt irgendwie schalkhaft, was der ›Praeceptor Germaniae‹, dieser Lehrmeister Deutschlands, wie die europäischen Humanisten ihn nannten, nie gewesen ist im wirklichen Wittenberger Kleinstadtleben und Glaubensalltag. Melanchthon hatte seinen Humanistennamen von seinem Onkel Johannes Reuchlin

erhalten. Der Latinist und Gräzist schenkte seinem zwölfjährigen Lieblingsschüler zum Studienbeginn an der Heidelberger Universität eine griechische Grammatik und übersetzte in der Widmung den Namen Schwarzerdt ins Griechische: Melanchthon. Reuchlin selbst galt als einer der bedeutendsten Gräzisten seiner Zeit.

Johannes Bugenhagen und **Georg Spalatin** sind auf Cranachs Bild ebenfalls zu sehen. Bugenhagen, von Luther (vielleicht etwas anzüglich) als ›Bischof der Reformation‹ bezeichnet und auf einem Gemälde Cranachs des Älteren dargestellt mit zwei mächtigen

Schlüsseln in den Händen wie ein protestantischer Petrus, wurde mit seinen Kirchenordnungen zum wichtigen Organisator der Wittenberger Reformation mit Einfluss bis nach Norddeutschland und Skandinavien. Er war ab 1523 Stadtpfarrer in Wittenberg und traute, selbst seit 1522 verheiratet, im Jahr 1525 Luther und Katharina von Bora. Spalatin, Hofkaplan und zugleich Privatsekretär von Kurfürst Friedrich, war der Mittelsmann zwischen Luther und der Macht.

Keinen Platz auf Cranachs Bild bekommen hat der radikale Wittenberger Reformier Andreas Bodenstein, genannt **Karlstadt**,

dessen rücksichtsloses Voranstürmen Luther stets als Gefährdung einer Reformation in geordneten Bahnen empfand. Mit Karlstadt hätte sich die Obrigkeit nie arrangieren, geschweige denn wie mit Luther verbünden können.

Justus Jonas war neben Melanchthon und Bugenhagen der wichtigste Mitarbeiter Luthers, vor allem als Übersetzer lateinischer Schriften und als Verhandler in den Religionsgesprächen mit den von **Martin Bucer** angeführten oberdeutschen Reformatoren. Bucer ›landete‹ nach wechselvollen Tätigkeiten an verschiedenen Orten gegen Mitte der 1540er-Jahre in

Köln, dann wieder in Straßburg, wo er gut zwei Jahrzehnte zuvor schon einmal Zuflucht gefunden hatte. 1549 ging er nach Cambridge in England. Ihn, genauer gesagt: seinen Leichnam, ereilte das Schicksal, das Luther, genauer gesagt: dessen Leichnam, erspart blieb. Nach dem Wiederaufstieg des Katholizismus zur englischen Staatsreligion wurde sein Leichnam exhumiert und verbrannt. Nach dem erneuten Abstieg des Katholizismus wurde er von der Universität rehabilitiert und mit einer Tafel geehrt. Es ist leichter, eine Tafel abzuschrauben, als eine Leiche auszugraben. Aber die Tafel blieb, denn der Katholizismus kam als

Staatsreligion nicht wieder.

Vorkämpfer der Reformation in Nürnberg war **Andreas Osiander**. 1544 ging er an die neu gegründete Universität Königsberg. Nach Luthers Tod brachen theologische Diadochenkämpfe um Teilgebiete von dessen Lehre aus, etwa über die Rechtfertigungslehre, den ›Sündenzustand‹ des Menschen vor Gott. Osiander geriet darüber mit den Königsberger Anhängern Melanchthons aneinander. Die Diskussion drohte lange zu einer weiteren Spaltung auszuarten.

Die Schweizer Exponenten der Reformation waren **Huldrych Zwingli** in Zürich und **Johannes**

Calvin in Genf. Beide übten, im Unterschied zu Luther, persönlich und unmittelbar politische Macht in ihren Gemeinwesen aus. Nach Zwinglis Tod auf dem Schlachtfeld 1531 folgte ihm **Heinrich Bullinger** als Nachfolger und übte dieses Amt mehr als vier Jahrzehnte lang bis zu seinem Tod 1575 aus. In theologischen Verhandlungen mit Calvin erreichte er einen Ausgleich in der Abendmahlsfrage zwischen den Zürichern und den Genfern.

Nimmt man den Langzeiterfolg zum Maßstab historischer Größe, ist nicht Luther, sondern Calvin die bedeutendste Gestalt des Protestantismus. Gegen den

Reformator aus Genf ist der Reformator aus Wittenberg nur eine Provinzerscheinung und das deutsche Luthertum eine Regionalreligion. Der Calvinismus hat den englischen Puritanismus hervorgebracht, der 1620 über die ›Pilgerväter‹ der Mayflower nach Amerika eingeschleppt wurde. Den pietistischen Sekten in Europa, den puritanischen Sekten im ›Bibeltgürtel‹ der Vereinigten Staaten und den vor allem in Lateinamerika und Afrika wachsenden Pfingstbewegungen stehen heute weltweit nur rund 70 Millionen Lutheraner gegenüber. Dem Zahlenvergleich mit der katholischen

Kirche sei hier ausgewichen, um mit deren zahlenmäßiger Überlegenheit im globalen Maßstab nicht den Eindruck zu erwecken, sie habe letztendlich doch ›gewonnen‹.

Päpste

Als **Innocenz VIII.** (Papst seit 1484) im Juli 1492 in Rom starb, war sein Genueser Landsmann Columbus dabei, in einem andalusischen Hafen – die ›Mauren‹ waren gerade erst vertrieben – drei Schiffe für eine Expedition auszurüsten. Innocenz zeugte viele Kinder und ließ noch mehr Hexen verbrennen.

Sein um ein Jahr älterer Nachfolger **Alexander VI.** (Papst bis 1503) kam in Vativa bei Valencia zur Welt und

wurde von seinem Onkel, Papst **Kalixt III.** (Pontifikat 1455-1458), einem Mitglied der ursprünglich aus Spanien stammenden Adelsfamilie Borgia (spanisch Borja), adoptiert und protegirt. Alexander gilt bis heute als Personifikation des skrupellosen Machtmenschen der Renaissance, wie ihn Machiavelli im *Principe* (entstanden um 1513) am Beispiel Cesare Borgias typisiert hat. Cesare war wie Lucrezia Borgia ein Kind Alexanders, um nur die berüchtigsten aus der großen Schar zu nennen. Nachdem Columbus glaubte, den Seeweg nach Indien gefunden zu haben, zog Alexander 1493 mit einer Bulle eine Linie durch

den Atlantik und teilte die den Europäern bekannte Welt in zwei Besitzsphären für Spanien und Portugal. Damit sollte verhindert werden, dass sich die katholischen Könige bekriegten. Nach modifizierenden Verhandlungen zwischen den Seefahrermächten wurden die Einflusssphären 1494 im Vertrag von Tordesillas bestätigt. Neuentdeckungen der Spanier und Portugiesen führten jedoch auch in den Folgejahren zu Neuverhandlungen, bis 1529 im Vertrag von Saragossa die Linie durch den Atlantik verlängert und um die ganze Welt geführt wurde.

Pius III. hatte zu wenig Zeit, um

Böses, aber auch, was von ihm eher erwartet (von manchen befürchtet) wurde, um Gutes zu tun. Er saß 1503 nicht einmal vier Wochen auf der Cathedra Petri, und auch das nur theoretisch, denn praktisch lag er im Krankenbett.

Der Nachfolger **Julius II.** (Papst von 1503–1513) indessen war ein Krieger. Zu Beginn seines Pontifikats nahm er Cesare Borgia gefangen, 1509 trat er einem Bündnis gegen die lokale Großmacht Venedig bei, um deren Einfluss zu schwächen. Er scheute sich nicht, in Rüstung auf dem Schlachtfeld zu erscheinen. Luther nannte ihn einen »Blutsäuer«. Julius gründete die

Schweizergarde für seine persönliche Sicherheit und legte 1506 den Grundstein (des Anstoßes, könnte man wegen der späteren Entwicklung kalauern) des Petersdoms, dessen Bau zur Intensivierung des Ablasshandels unter seinem Nachfolger führte. Nach dem Tod des Papstes schrieb Erasmus von Rotterdam *Iulius exclusus*. In der Satire gibt der Himmelspförtner Petrus dem Einlass begehrenden Papst den Bescheid, er sei doch auf Erden ein großer Bauherr gewesen und möge sich nun auch seinen eigenen Himmel bauen.

Leo X. (Pontifikat 1513–1521) war ein Medici. Mit sieben wurde er

Erzbischof, mit knapp 13 Kardinal. Als ihn das Konklave zum Papst wählte, hatte er noch keine Priesterweihe. Er war gebildet, verschwenderisch und so fettleibig, dass ihm beim morgendlichen Aufstehen zwei Diener buchstäblich unter die Arme greifen mussten. Über seiner inneren Düsternis trug er eine Heiterkeit zur Schau, die leicht in infantile Lachanfänge kippte und von einer bis zur Widerwärtigkeit ausartenden Schadenfreude begleitet war. 1517 fühlte sich der Papst nicht von Luthers ›Thesenanschlag‹ bedroht, sondern von einem Anschlag auf sein Leben durch eine

Kardinalsverschwörung. Er nutzte das aufgeflogene Komplott, um den Verschwörern horrenden Geldsummen für die Finanzierung seiner Projekte abzunehmen, auch eine Art Ablass. Dabei gibt es Schätzungen, dass die Kirche unter Leo ohnehin über ein Drittel der Vermögenswerte der Christenheit verfügte. Das änderte sich dramatisch, als die Fürsten der Reformation die Gelegenheit nutzten, sich Kirchenbauten, Kirchengüter und Kirchenschätze anzueignen. Zu Leos Lieblingsgeschöpfen auf Gottes Erde gehörte ein Elefant Namens Hanno, den ihm Manuel I. von Portugal 1514 nach Rom geschickt

hatte. Luther warf Leo vor, träge die Fliegen zu verwedeln, während der Elefant Kapriolen schlage und die Kirche sich in ein »buben hauß« verwandle. Andererseits trennte der Choleriker aus Wittenberg in seinem taktischen *Sendbrief an den Papst Leo X.* von 1520 die Person vom Amt und behauptete, es sei ihm »leid gewesen, du frommer Leo, daß du ein Papst worden bist in dieser Zeit«.

Hadrian VI. (Pontifikat 1522/23), der Erzieher Kaiser Karls V., kann als Humanist (mit Kontakten zu Erasmus von Rotterdam) in der Rolle des Pontifex maximus gelten, in die er überhaupt nur als Kompromiss-Kandidat der verfeindeten

französischen und spanischen Kardinäle kam. Er schränkte den Hofstaat ein und strebte weitere Reformen an, für die aber seine Zeit auf dem Petristuhl zu kurz und seine kuriale Machtverankerung zu gering war. Hadrian stammte aus Utrecht und war bis zur Wahl **Johannes Pauls II.** im Jahr 1978 der letzte nicht italienische Papst.

Clemens VII. (Pontifikat 1523–1534, nicht zu verwechseln mit dem Avignoner Gegenpapst Clemens VII. aus dem 14. Jahrhundert) hatte nicht nur einen unehelichen Sohn, sondern war selbst einer. Wie sein Vetter Papst Leo gehörte er den Medici an und versuchte, deren Macht zu

fördern und zu stabilisieren. Sein Pontifikat war vom dramatischen Auf und Ab des Verhältnisses zu Karl dem Habsburger geprägt. Im Mai 1527 wurde Rom von den Landsknechten Karls geplündert (sacco di roma). 1530 krönte Clemens den König von Spanien in Bologna als Karl V. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Es war das letzte Mal, dass ein Papst einen Kaiser krönte.

Paul III. (Pontifikat 1534–1549), ein Farnese, war bereits in den Konklaven, die zu Leo und Hadrian führten, kurz davor, die Tiara zu bekommen. Seinem Enkel verschaffte er Kardinalswürden, seinem Sohn

das neu konstruierte Herzogtum Parma. In den ersten sieben Jahren seines Pontifikates arbeitete Michelangelo am *Jüngsten Gericht*. Während Michelangelo Teufel an die Wand der Sixtinischen Kapelle malte, belegte der Papst Heinrich VIII. von England wegen dessen Heirats- und Religionspolitik mit dem Kirchenbann (1537), erließ im selben Jahr eine Bulle gegen die Versklavung der Indianer (die Plantagen sollten stattdessen mit schwarzen Menschen bewirtschaftet werden) und bestätigte die im Jahr zuvor gegründete spanische *Compania de Jesús* (Gesellschaft Jesu) von Ignatius von Loyola.

Julius III. (Pontifikat 1550-1555) ging als Kompromisslösung aus einem über zwei Monate dauernden Konklave hervor. Wie viele seiner Vorgänger versorgte er Verwandte mit kirchlichen Ämtern (Nepotismus), um die Machtstellung seiner Familie (del Monte) zu festigen.

Das Pontifikat von **Marcellus II.** dauerte nur 22 Tage im April 1555. Datiert man das Ende der Reformationszeit mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 (siehe den Abschnitt über Bündnisse und Institutionen), kann man Marcellus, dem Palestrina eine vermutlich während der 1560er

entstandene wunderschöne Messe (*Missa Papae Marcelli*) gewidmet hat, als den letzten Papst jener Epoche ansehen.

Dann könnte sein Nachfolger **Paul IV.** (Pontifikat bis 1559), Spross der neapolitanischen Adelsfamilie der Carafa, als erster Papst der Gegenreformation etikettiert werden, entsprechend seiner harten inquisitorischen Haltung und seinem Protest gegen den Augsburger Religionsfrieden.

Kaiser

(Bei den Namen und ihren Zählungen sind nur die Kaisernummern angegeben. Friedrich von Habsburg beispielsweise war als römisch-deutscher König Friedrich IV., als Kaiser Friedrich III. Der Habsburger Karl war als Herzog von Burgund Karl II., als König von Spanien Karl I., als Kaiser Karl V.)

Der erste und letzte vom Papst in Rom zum Kaiser gekrönte

Habsburger war **Friedrich III.**, ab 1440 römisch-deutscher König, ab 1452 Kaiser. Er herrschte nahezu über ein halbes Jahrhundert. Sein Sohn und Nachfolger **Maximilian I.**, seit 1477 Herzog von Burgund, seit 1486 römisch-deutscher König, wurde nicht gekrönt. Der Papst bestand auf einer Krönung in Rom, aber einen festlichen Zug dahin ließen entweder die politischen Umstände gerade nicht zu, oder es fehlten die finanziellen Mittel. So ordnete 1508 ein Erlass an, ihn als »erwählten Römischen Kayser« zu titulieren. Maximilian inszenierte sich als ›letzter Ritter‹ unter den Monarchen und war Urheber der

Dichtungen *Weißkunig* (1514) und *Theuerdank* (1517). Da Kaiser keine Zeit, sondern Schreiber zum Schreiben haben, wurden die Werke von höfischen Gelehrten unter seiner Regie verfasst, wobei es vor allem um das ging, was im *Weißkunig* »gedechtnus«, »gedachtnus« oder »gedächtnus« genannt wird: um Nachruhm. Die nur noch spätritterliche Relevanz dieses Nachruhms zeigt sich ›im Licht der Geschichte‹ daran, dass der unerhört kostbar aufgemachte, aber bloß als Retrospektive einflussreiche *Theuerdank* im selben Jahr erschien wie der billige, aber weit in die Zukunft wirksame Plakatdruck von

Luthers 95 Thesen. Zu den vielen Projekten des ideenreichen Monarchen gehörten auch die Wiener Sängerknaben.

Maximilians Enkel wurde 1519 von den Kurfürsten als **Karl V.** zum Kaiser gewählt. Karl war seit 1516 Nachfolger Ferdinands, seines Großvaters mütterlicherseits, auf dem spanischen Thron. Die für den Kauf der Kurfürstenstimmen bei der Kaiserwahl benötigten Gelder stellten ihm unter anderen die Fugger zur Verfügung, bei denen schon sein Großvater Maximilian bis über beide Ohren und sämtliche Kronen verschuldet war. Nach der Krönung zum »Römischen König« in

Aachen 1520 führte er wie sein Großvater Maximilian den Titel eines »Erwählten Römischen Kaisers«. Die Kaiserkrönung, die letzte überhaupt durch einen Papst, erfolgte erst zehn Jahre später durch Clemens VII., nicht in Rom, das Karls deutsche Landsknechte drei Jahre zuvor geplündert hatten, sondern in Bologna. Karl war der herrscherliche ›Gegenspieler‹ Luthers, falls man einen Kampf, der für Luther wegen der kaiserlichen Acht einer auf Leben und Tod war, als ›Spiel‹ bezeichnen kann. Die Sichtweise, in Karl und Luther hätten sich auf dem Reichstag zu Worms 1521 das Mittelalter und die Neuzeit

gegenübergestanden, resultiert aus
einer modernen
Perspektivenverkürzung und
verkennt sowohl das
›Mittelalterliche‹ an Luther als auch
das ›Neuzeitliche‹ am Kaiser.

Karls Bruder **Ferdinand**,
Erbherzog von Österreich, war seit
dem Tod Ludwigs II. 1526 in der
verlorenen Schlacht von Mohács
gegen die Türken König von Böhmen
(zur Krone gehörten die fünf Länder
Böhmen, Mähren, Schlesien,
Oberlausitz, Niederlausitz) und
Ungarn (wenigstens von dessen
nicht osmanisch kontrolliertem Teil).
1531, zwei Jahre nach der
erfolgreichen Abwehr der

Belagerung Wiens durch die Osmanen und im Jahr nach der Kaiserkrönung Karls durch den Papst, wurde Ferdinand zum römisch-deutschen König und damit zum designierten Nachfolger des Kaisers erhoben. Er übernahm (mit Einschränkungen) die Herrschaft nach Karls Rückzug in Etappen ab 1555 und war nach Karls Tod bis 1564 als Ferdinand I. Kaiser. Mit Ferdinand, dem König von Böhmen und Ungarn, begann der lange Aufstieg der Donaumonarchie. Mit Franz Ferdinand, dem 1914 in Sarajevo ermordeten Thronfolger, begann ihr dramatisches Ende im Ersten Weltkrieg, der auch zum

Untergang des Osmanischen Reiches führte. So ereilte die osmanischen Belagerer vor Wien und die Belagerten in Wien, die Konstellation wiederholte sich noch einmal 1683, das gleiche ›historische Schicksal‹. Das Heilige Römische Reich wiederum brach 1806 unter dem Druck Napoleons zusammen.

Könige

(Die Zeitspannen hinter den Namen geben die Regierungsdauern wieder. Zu den Lebensdaten siehe das Personenregister.)

Der mächtigste und ausdauerndste Gegner Kaiser Karls war, neben dem Herrscher des Osmanischen Reiches **Süleyman I.** (genannt ›der Prächtige‹, Sultan von 1520–1566), der französische **König Franz I.** (1515–1547), der zeitweise mit den

Osmanen paktierte. 1525 wurde er in der Schlacht von Pavia von kaiserlichen Söldnern gefangen genommen, zu einem Frieden gezwungen und wieder freigelassen. Nach der Freilassung erklärte er in Paris den Friedensvertrag für ungültig, da er unter Zwang zustande gekommen sei.

Das wichtigste Kampffeld zwischen den französischen und den spanischen Königen war Oberitalien. Bereits **Karl VIII.** (1483-1498) war 1494 über die Alpen gezogen, um seine Ansprüche auf das Königreich Neapel gegen die Spanier zu sichern. **Ludwig XII.** (1498-1515), der unmittelbare Vorgänger von Franz,

hatte sich mit Papst Alexander VI. verbündet, um seinen Ansprüchen auf Mailand Nachdruck zu verleihen.

Der bedeutendste Konkurrent Spaniens um die Herrschaft über die Meere war Portugal unter König **Manuel I.** von Portugal (1495–1521), genannt ›der Glückliche‹. Es gehörte wirklich eine glückliche Hand dazu – und die Entdeckung des Seeweges nach Indien (1498) sowie die Aneignung Brasiliens (1500) –, einen schmalen Küstenstreifen zwischen Spanien und dem Atlantik in eine Kolonialmacht zu verwandeln. Selbst die Thronfolge war Manuel nicht in die Wiege gelegt, sondern fiel ihm durch glückliche Umstände

zu. Sein Sohn aus zweiter Ehe, als Nachfolger **Johann III.** (1521-1557), sollte mit Eleonore von Kastilien, einer Schwester Kaiser Karls V., verheiratet werden, aber Vater Manuel beschloss nach dem Tod von Johanns Mutter, die Eleonore in dritter Ehe selbst zu heiraten. Johann verband sich 1526 mit einer anderen Schwester Karls, Katharina von Kastilien, während sozusagen im ›Gegenzug‹, ebenfalls im Jahr 1526, Karl sich mit Isabella von Portugal verheiratete, einer Schwester Johanns.

In welchem elementarem Sinn die Heiratspolitik der Monarchen als Machtpolitik verstanden werden

muss, demonstrierte der englische König **Heinrich VIII.** (1509-1547, König von Irland seit 1541) seinen Landsleuten. Von sechs Ehefrauen ließ er zwei hinrichten. Auch seinen Lordkanzler Thomas Morus ließ er 1535 hinrichten. Morus hatte den Eid verweigert, den der König als Oberhaupt der neu gegründeten, von Rom unabhängigen anglikanischen Staatskirche seinen Untertanen abverlangte. Eine der Töchter des Königs war die 1533 geborene spätere **Elisabeth I.** (1558-1603).

So glücklich König Manuel im Westen Europas, so unglücklich im Osten König **Ludwig II.** (1516-1526) von Ungarn und Böhmen. Er

war zehn, als er König wurde, und knapp 20, als er nach der verlorenen Schlacht von Mohács gegen die Osmanen beim Rückzug ums Leben kam. Er war verheiratet mit einer Habsburgerin, mit Karls und Ferdinands Schwester Maria, und entstammte dem litauischen Geschlecht der Jagiellonen. Diesem Geschlecht gehört auch **Sigismund Jagiello** an, als Sigismund II. Großfürst von Litauen und als Sigismund I. König von Polen (1507–1548). Das riesige Polen war an seiner Südgrenze von den Osmanen, an der Ostgrenze vom Großfürstentum Moskau bedroht.

Nach der langen Regierungszeit

Iwans III. (1462-1505), genannt ›der Große‹, folgte als Moskauer Großfürst sein Sohn **Wasilij III.** (1505-1533) und schließlich sein Enkel, **Iwan IV.** (bis 1584). ›Der Schreckliche‹, wie er seit dem 18. Jahrhundert genannt wurde, folgte nach einer Übergangszeit der stellvertretenden Regentschaft seiner Mutter und ließ sich 1547 im Alter von 16 Jahren vom Moskauer Metropolit zum ersten Zaren krönen. Zwei Jahre später ernannte er sich zum Herrscher aller Russen und verschärfte den Kampf gegen die Bojaren, aristokratische Großgrundbesitzer mit Rechtsgewalt, die seit Jahrhunderten

die Herrschaft in ihren Gebieten ausübten, sich untereinander bekämpften oder sich miteinander verbündeten, wenn es darum ging, Zentralisierungsversuche der Großfürsten zu verhindern.

Fürsten und Kurfürsten

(Die Zeitspannen hinter den Namen geben die Regierungsdauern wieder. Zu den Lebensdaten siehe das Personenregister.)

Bei der Wahl Kaiser Karls V. war **Friedrich III. von Sachsen**, genannt ›der Weise‹, der mächtigste Kurfürst (1486–1525) des Reichs und galt selbst als Anwärter auf den Thron. Die Familie der sächsischen Wettiner hatte sich 1485 in eine

›ernestinische‹ und eine ›albertinische‹ Linie getrennt. Die ›ernestinische‹ regierte und vererbte das Kurfürstentum mit Residenzen in Wittenberg, Weimar und Torgau, die ›albertinische‹ das Herzogtum Sachsen mit der Residenz in Dresden. Die Nachfolger, wie Friedrich zu Luther und zur Reformation stehend, waren **Johann I.**, genannt ›der Beständige‹ (1525–1532), und **Johann Friedrich I.**, genannt ›der Großmütige‹ (1532–1554). Nach der Niederlage im Schmalkaldischen Krieg wurde er 1547 gefangen genommen und verlor die Kurwürde an seinen Vetter **Moritz von Sachsen**, der sich,

obwohl protestantisch orientiert, auf die Seite Kaiser Karls geschlagen hatte. Johann Friedrich wurde 1552 aus kaiserlicher Gefangenschaft entlassen. Moritz fiel im Jahr darauf bei einem Feldzug, nun wieder ein Gegner des Kaisers. Sein Nachfolger wurde **August I. von Sachsen** (bis 1586).

Die Kurfürsten von Sachsen bildeten zusammen mit etlichen Städten (darunter Nürnberg und Straßburg) das machtpolitische Rückgrat der Reformation. Auf dem Reichstag zu Speyer 1529 etwa kam es durch Kurfürst Johann, den kampflustigen Landgrafen **Philipp von Hessen** sowie weitere

reformationsfreundliche Fürsten und Städte zu einer ›Protestation‹ gegen einen katholischen Mehrheitsbeschluss, von der sich die Bezeichnung ›Protestanten‹ herleitet. Um Philipp die Nachfolge seines bereits 1509 gestorbenen Vaters zu ermöglichen, hatte Kaiser Maximilian den erst 13-jährigen 1518 für mündig erklärt. Im selben Jahr überfiel der Ritter Franz von Sickingen das hessische Darmstadt. Philipp von Hessen gehörte zu der Fürstenkoalition, deren Heer 1523 dem Fehdewesen der fränkischen Ritter und dem Leben Sickingens ein Ende machte. Er war außerdem an der Niederschlagung des

Bauernaufstands und an der Beseitigung des Täuferregiments in Münster beteiligt.

Einer der beständigsten und gefährlichsten Gegner der Reformation war Herzog **Georg von Sachsen**, ›der Bärtige‹ (Alleinregierung 1500–1539), was sich mit der Machtkonkurrenz zwischen dem Herzogtum und dem Kurfürstentum Sachsen deckte. Seine Nachfolger **Heinrich der Fromme** (1539–1541) und **Moritz von Sachsen** waren lutherisch, was an der Machtkonkurrenz gleichwohl nichts änderte, wie Moritz mit seiner wendigen Politik im Streben nach der Übernahme der Kurfürstenwürde

bewies. Er war verheiratet mit einer Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, der selbst wiederum seit 1523 mit einer Tochter Herzog Georgs von Sachsen verheiratet war.

Eine andere Tochter Georgs war die Gattin von **Joachim II. von Brandenburg**, Kurfürst von Brandenburg (1535-1571). Dessen älterer Bruder, Markgraf **Albrecht von Brandenburg**, wurde 1513 Erzbischof von Magdeburg sowie Administrator des Bistums Halberstadt. Im Folgejahr ließ er sich außerdem als Erzbischof von Mainz und damit zugleich als Kurfürst von Mainz und Reichserzkanzler installieren. Der Coup wurde

finanziert vom Augsburger
Handelshaus Fugger, das ein halbes
Jahrzehnt später auch die
Bestechungsgelder aufbrachte, die
Karl für seine Wahl zum Kaiser an die
Kurfürsten verteilen musste. Zur
Schuldentilgung forcierte Albrecht
den Ablasshandel. Für Luther war er
ein »Scheisbisschoff«, was Lucas
Cranach (den Älteren) nicht daran
hinderte, Albrecht im Jahr 1525 als
»Hieronymus im Gehäus« zu
porträtieren. Auf dem Bild hängt ein
roter Kardinalshut am Haken, was
insofern von Belang ist, als es in
dieser Epoche nur noch einen
weiteren deutschen Kardinal
gegeben hat. Die Inszenierung

Albrechts als Hieronymus hat eine ironische Pointe, weil der heilige Hieronymus der Übersetzer der Vulgata war, die Luther nicht besonders schätzte, wenn er sie auch nie als Sch...bibel bezeichnet hätte. Cranach ging es freilich nicht um die Pointe, sondern um den Profit. Zwei Jahre später verkaufte er die Holzstöcke, mit denen die Apokalypse in Luthers Dezembertestament von 1522 illustriert worden war, an Hieronymus Emser, der im Auftrag Georgs von Sachsen eine eigene katholische Übersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche herstellen sollte. Heraus kam gut

nachgeahmter und schlecht
nachgebesserter Luther.

Zum größten deutschen
Fürstentum wurde 1505 auf dem
Wege der Vereinigung Nieder- und
Oberbayerns durch **Albrecht IV.**
(seit 1465 Mitregent, seit 1467
Alleinregent) das Herzogtum Bayern.
Albrecht, wie Friedrich von Sachsen
>der Weise< genannt, war mit einer
Tochter Kaiser Friedrichs III.
verheiratet, was den Kaiser nicht
hinderte, über seinen allzu mächtig
werdenden Schwiegersohn Anfang
der 1490er-Jahre vorübergehend die
Reichsacht zu verhängen. Seine
Nachfolger **Wilhelm IV.** (1508–
1550) und **Ludwig X. von Bayern**

(Mitregent seit 1514) mussten sich erst zusammenraufen. Nachdem das 1514 gelungen war, erließen sie 1516 eine neue Landesordnung, die ihre fürstliche Macht festigte und nebenbei das ›deutsche Reinheitsgebot‹ formulierte (siehe den entsprechenden Abschnitt im Ernährungskapitel). Im Schmalkaldischen Krieg stand Wilhelm (Ludwig war 1545 gestorben) auf kaiserlicher Seite. Im Unterschied zu Moritz von Sachsen gelang es ihm jedoch nicht, auf diese Weise die Kurwürde zu erreichen, in diesem Fall die pfälzische. Der pfälzische Kurfürst **Friedrich II.** (1544-1556) hatte zwar 1544 die

Reformation eingeführt, sich nach der Verhängung der Reichsacht 1546 aber noch rechtzeitig vor dem kaiserlichen Sieg im Schmalkaldischen Krieg unterworfen.

Sein Bruder und Vorgänger, Kurfürst **Ludwig V. von der Pfalz** (1508-1544), seit 1511 verheiratet mit einer Tochter Albrechts IV. von Bayern, hatte sich mit seiner Politik des Ausgleichs den Beinamen ›der Friedfertige‹ verdient. 1519 bei der Kaiserwahl erwarb er mit seiner Stimme für Karl Verdienste in härterer Münze. Den wenig friedfertigen Franz von Sickingen ließ er bei dessen Fehdezügen

gewähren, bis er sich 1523 der Fürstenkoalition zur Niederschlagung von Sickingens Revolte anschloss. Im Bauernkrieg taktierte Ludwig mit einer Mischung aus hinhaltendem Verhandeln und militärischer Schlagkraft. Nach der Einnahme des aufständischen Würzburg, dessen Räte sich auf die Seite der Bauern geschlagen hatten, berichtete Ludwigs Kanzleischreiber von Dutzenden von Enthauptungen. Man habe den Delinquenten die Häupter zwischen die Beine gelegt. Auch der Würzburger Holzbildhauer Tilman Riemenschneider wurde verhaftet und gefoltert.

Maler und Holzbildner

Über den Würzburger Bildschnitzer **Tilman Riemenschneider** brachen Unglück und Hass herein, nachdem die Stadt im Bauernkrieg dem Schwäbischen Bund in die Hände gefallen war. Alle seine heute noch berührenden und entzückenden Meisterwerke entstanden vor dieser Katastrophe. Über **Jörg Ratgeb**, den Meister des Herrenberger Altars, weiß man viel weniger als über Riemenschneider, aber sein

schreckliches Ende ist verbürgt (dazu der entsprechende Abschnitt im Bauernkapitel).

Als der größte unter den bildenden Künstlern der Epoche, wenn man auf solche ›Rankings‹ nicht verzichten will, gilt übereinstimmend **Albrecht Dürer**. Neben Dürer arbeiteten in Nürnberg, abgesehen von den Gesellen in seiner Werkstatt, zu denen zwischen 1503 und 1508 **Hans Baldung**, genannt Grien, gehörte, auch der Holzbildner **Veit Stoß** sowie der Bildhauer **Peter Vischer** (der Ältere) und der Erzgießer **Peter Vischer** (der Jüngere), der die Grabplatte für Albrecht von Brandenburg fertigte.

Baldung übrigens war der ursprüngliche Empfänger der postmortalen Dürer-Locke, die heute, von Silberdraht in Schwung gehalten, im Kupferstichkabinett der Wiener Akademie der Künste zu besichtigen ist.

Ob **Matthias Grünewald**, dessen Lebensweg und Lebensdaten ungesichert sind, einschließlich seiner Identität mit einem Maler Mathis Gothart Neithart, von Dürer tatsächlich als Geselle abgelehnt wurde, ist nicht eindeutig geklärt. Der gewaltige Isenheimer Altar im elsässischen Colmar indessen überwältigt die Betrachter noch heute. Der Eindruck ist so stark, dass

man nach einem Besuch dankbar ist für die Störche auf den Dächern der Stadt, die mit ihrem Lebenskitsch die Gotteswucht des Altars im Gemüt des Betrachters ein wenig abfedern.

Für Nürnberg sind des Weiteren erwähnenswert die drei ›gottlosen Maler‹ **Barthel** und **Sebald Beham** und **Georg Pencz**, ein Geselle Dürers. Das Brüderpaar und Pencz wurden 1525 wegen ›revolutionärer Umtriebe‹ angeklagt und aus der Stadt verwiesen. Pencz kehrte, wie auch Sebald Beham, Ende der 1520er in die Stadt zurück und konnte sich, anders als Beham, dort wieder etablieren, und zwar so gut, dass er 1532 Stadtmaler von

Nürnberg wurde, ein schon von Dürer bekleidetes Amt.

Der geschäftstüchtigste Maler seiner Zeit war **Lucas Cranach der Ältere**. 1505 siedelte er von Wien, der reichen Residenzstadt der Habsburger, nach Wittenberg über. Die Entscheidung bewährte sich künstlerisch, bürgerlich und finanziell. Der Maler baute eine Werkstatt mit vielen Gesellen auf, betrieb eine Druckerei und eine Apotheke, hatte ein Handelsmonopol für Honig und gehörte zu den reichsten Bürgern der Stadt. Der Aufstieg dieses Bildermachers wäre ohne den Aufstieg der angeblich so bilderfeindlichen Reformation nicht

denkbar gewesen. Maler in katholischen Gegenden malten Heilige und Kardinäle und Kardinäle als Heilige, Cranach im evangelischen Wittenberg malte ebenfalls Heilige und Kardinäle und Kardinäle als Heilige, aber zusätzlich noch Luther, Melanchthon und die anderen Reformatoren, einschließlich ihrer Frauen. Sein Sohn **Lucas Cranach der Jüngere** setzte den Geschäftsbetrieb des Vaters mit glücklicher Hand fort.

Als Regensburger Meister ist **Albrecht Altdorfer** zu erwähnen. Wie viele seiner Kunst- und Zunftgenossen in Nürnberg, Wittenberg oder Augsburg war er ein

wohlhabender und wohlangesehener Bürger. Als Mitglied des Rates hatte er teil an der Vertreibung der Regensburger Juden, als Maler dokumentierte er die Synagoge vor ihrer Zerstörung.

Der nicht eben häufige Fall eines bilderstürmerischen Malers begegnet in dem Berner **Niklaus Manuel**, genannt Deutsch. Sein selbst geschaffenes ›Vorbild‹ des von ihm mitorganisierten Bildersturms war der Scheibenriss »König Josias lässt die Götzenbilder zerstören«. Manuel war außerdem als Feldschreiber bei Kriegszügen, als Baumeister, Verfasser antipapistischer Fastnachtsspiele

und reformatorischer Stadtpolitiker tätig.

Nicht eigentlich zur Lutherzeit, wenn man das ›Thesenjahr‹ 1517 als Schwelle nimmt, gehört **Hieronimus Bosch**, gestorben im Jahr zuvor. Sein phantasmagorisches Höllengewimmel zeigt aber, was den Menschen jener Jahre im Inneren ihres Kopfes zustoßen konnte, auch deshalb, weil manches davon ihren Körpern tatsächlich zustieß. Die Spieße und Räder, die abgeschlagenen Glieder und ausgestochenen Augen auf diesen Bildern sind eben keine ›Visionen‹, sondern ›Bildzitate‹ aus dem, was man im wirklichen Leben zu sehen

bekam. Visionär ist freilich der abgründige karnevalistische Einfallsreichtum, mit dem das alles bei Bosch in Szene gesetzt wird. Ziemlich erfolgreich übrigens. Er malte nicht für Kirchen, sondern für Schlösser und Patrizierhäuser. Offenbar haben sich die Zeitgenossen vor seinen Bildern wenig gefürchtet.

In Augsburg tätig war **Hans Holbein der Ältere** (von 1493 bis um 1517). Kunsthistoriker ordnen ihn als malerischen Brückenbauer zwischen Spätgotik und Renaissance ein. **Hans Holbein der Jüngere** ging nach seiner Ausbildung in der väterlichen Werkstatt nach Brot und

nach Basel, um in der Buchdruckerstadt von Illustrationen zu leben. Nach einem ersten Aufenthalt in England (von 1526 bis 1528) siedelte er 1532 schließlich dorthin über. Er stieg zum Hofmaler Heinrichs VIII. auf, behielt dennoch – anders als sein Förderer Thomas Morus und die von ihm porträtierte Anne Boleyn – den Kopf zwischen den Schultern und starb an der Pest. Ein weiterer Augsburger Brückenbauer zwischen Spätgotik und Renaissance war der Maler und Holzschneider **Hans Burgkmair**. Von ihm stammt der Holzschnitt eines Musikantenwagens (1517), auf dem geharft, gefiedelt und

geklampft, getrötet und geflötet
wird.

Komponisten

Im 15. und 16. Jahrhundert waren Musiker aus Burgund und dem ›burgundischen‹ Flandern in West-, Mittel- und Südeuropa besonders beliebt. Zu den flämischen Meistern gehörte **Heinrich Isaac**, von 1497 bis 1514 Hofkomponist Kaiser Maximilians in Innsbruck. »Innsbruck ich muss dich lassen« ist seine heute bekannteste Liedvertonung. Man könnte ihn den Kapellmeister des Reichs nennen,

das er in musikalischen und diplomatischen Missionen bereiste. Sein Schüler **Ludwig Senfl** wurde von Zeitgenossen als »Fürst der deutschen Musik« bezeichnet und auch von Luther bewundert. 1530 erbat sich Luther von Senfl eine »Sterbemotette« und erhielt zusätzlich eine »Lebe-Motette«. Der Meister komponierte rund 250 deutsche Lieder in allen Formen und Klangfarben, eine Musikantenautobiografie in Liedform eingeschlossen (»Lust hab ich ghabt zuer Musica«).

Oberkantor und Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes war **Johannes Walter** mit Stationen in

kursächsischen Hofkapellen und an der Lateinschule in Torgau.

In Nürnberg machte sich der Arzt **Georg Forster** um *Frische teutsche Liedlein* verdient, die er unter diesem Titel in fünf Teilen von 1539 bis 1556 drucken ließ, Melodien und Texte gleichermaßen präsentierend.

Für die Entwicklung des Notationssystems war der Komponist, Musiktheoretiker und Instrumentenkundler **Martin Agricola** wichtig. Er veröffentlichte 1528/29 die Lehrbücher *Ein kurz deudsche Musica*, *Musica Figuralis Deudsch* und *Musica instrumentalis deudsch*. Er gilt als Wortfinder der ›Tonleiter‹ und des

›Notenschlüssels‹, was dem
Wortfinder Luther sicher nicht
unsympathisch gewesen sein dürfte,
dessen Choral »Ein feste Burg ist
unser Gott« Agricola vertonte.

Schriftsteller

Historisch genau genommen ist der Ausdruck ›Schriftsteller‹ bezogen auf die Lutherzeit anachronistisch: rund drei Jahrhunderte zu früh. Der für den Markt publizierende und vom Markt lebende Autor bildete sich als Typus erst im 18. Jahrhundert heraus. Die Bücherschreiber der Lutherzeit waren lateinisch publizierende Universitätsgelehrte, sich auf Lateinisch und Deutsch äussernde reformatorische und

gegenreformatische Theologen und Pfarrer sowie Amts-, Hof- und Stadtschreiber (wie der Braunschweiger **Hermann Bote**) und reimende Schuster und Wundärzte (wie die Nürnberger Meistersinger **Hans Folz** und **Hans Sachs**). Zu erwähnen wäre des Weiteren der Narrenschiffer **Sebastian Brant**. Das gereimte *Narrenschiff* (erstmal 1494) des Straßburger Stadtjuristen, kursierend in deutschen Regionalsprachen und in Latein, wuchs sich zu einem der einflussreichsten und (jedenfalls für die Drucker und Nachdrucker) erfolgreichsten Bücher des 16.

Jahrhunderts aus. Dass auch ein Jurist sich nicht gegen die Aneignung seines ›geistigen Eigentums‹ mit rechtlichen Mitteln wehren konnte, zeigt, wie abwegig die Vorstellung dieses ›geistigen Eigentums‹ als eines einklagbaren Rechtstitels damals war, auch wenn die Zeitgenossen zwischen ›autorisierten‹ und nicht ›autorisierten‹ Ausgaben zu unterscheiden wussten.

Die großen, von der späteren Germanistik so genannten Volksbücher (*Reineke Fuchs*, *Eulenspiegel*, *Faust*) wurden anonym gedruckt und in vielen Varianten und deutschen Dialekten verbreitet.

Drucker

Die Zahl der Druckereien in Europa um 1500 wird auf etwa 200 geschätzt. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten breitete sich das Gewerbe nahezu epidemisch aus. Zu den besonders wichtigen Druckorten gehörten Straßburg, Basel, Nürnberg und als ›Lutherstandort‹ Wittenberg. Einer der ersten Wittenberger Buchdrucker war **Johann Gronenberg** mit einer Offizin im Gebäude des ehemaligen

Augustinerklosters, in dem auch Luther wohnte und das schließlich in seinen Besitz überging. Bei Gronenberg ließ die Universität ihre Schriften drucken und Luther für seine Vorlesungen über Paulus dessen Briefe mit großen Zeilenabständen und breiten Seitenrändern, damit die Studenten dort ihre Vorlesungsnotizen einfügen konnten. Er war auch der erste Drucker des *Sendbriefs an Papst Leo X.* und von *Von der Freiheit eines Christenmenschen*. Beim Druck von Luthers Wormser Reichstagsrede 1521 ›verfeinerte‹ und erweiterte man den Text ohne Zutun seines Urhebers. »Gott helf mir! Amen«

hatte es in Worms ursprünglich heißen, aber in Wittenberg wurde gedruckt: »Ich kann nicht anders / hier stehe ich / Gott helfe mir / Amen.« Und so können sich Zeitreisende heute auf die Socken machen, die das Wittenberger Touristenamt mit diesem Spruch bedrucken lässt.

Die 95 Thesen vervielfältigte der Leipziger Drucker **Melchior Lotter der Ältere** in Cranachs Haus. 1519 gründete er eine Zweigstelle in Wittenberg, die sein Sohn **Melchior Lotter der Jüngere** leitete. Dort wurde die wegen ihres Erscheinens zur Leipziger Herbstmesse 1522 ›Septembertestament‹ genannte

Übersetzung des Neuen Testaments gedruckt. Nach einem Zerwürfnis zwischen Lotter und Luther kam **Hans Lufft** zum Zuge. Er übernahm die Druckerei Lotters, nachdem dieser wegen der Misshandlung eines Gehilfen aus der Stadt hatte fliehen müssen, und druckte 1534 Luthers erste vollständige Bibelübersetzung sowie über das ganze folgende Jahrzehnt hin bis zu Luthers Tod die zahlreichen überarbeiteten Ausgaben. Er stieg Anfang der 1540er in den Rat auf und amtierte von den 1560ern bis in die 1580er immer wieder als Bürgermeister.

In Nürnberg war **Anton Koberger**

einer der bedeutendsten Drucker. Er druckte 1493 die als *Weltchronik* berühmt gewordene Kompilation des Arztes und Humanisten Hartmann Schedel in einer lateinischen und einer deutschen Ausgabe. Mit seinem Folioformat, den über 1800 Holzschnitten, die meisten davon in Michael Wolgemuts Werkstatt hergestellt und je nach Wunsch und Vermögen der Käufer koloriert oder unkoloriert gelassen, und des Weiteren mit dem Seitenlayout und der typografischen Gestaltung handelte es sich um das technisch aufwendigste Druckwerk seit der B42, wie Buchhistoriker die 42-zeilige Gutenberg-Bibel von Anfang

der 1450er-Jahre nennen. Koberger betrieb eines der größten Druck- und Verlagsunternehmen der Epoche. Er beschäftigte zeitweise in seiner Nürnberger Offizin an 24 Pressen um die 100 Leute. 1504 gab er die eigene Druckerei auf und verlegte sich aufs Verlegen: mit Handelsvertretungen in Basel, Paris, Lyon, Wien, Budapest. An der *Weltchronik* hatte sich Koberger im Unterschied zu anderen Projekten nicht verlegerisch, also mit eigenen Investitionen, beteiligt, sondern den Druck im bezahlten Auftrag ausgeführt.

Weitere bekannte Nürnberger Drucker waren **Hieronymus**

Höltzel, der Dürers erste Holzschnitte druckte und bei dem Thomas Müntzer 1524 seine *Hochverursachte Schutzrede*, den Angriff auf Luther, persönlich vorbeibrachte, um sie dort herstellen zu lassen. Müntzers *Ausgetrückte Emplößung* publizierte **Hans Hergot**, außerdem Drucker (und möglicherweise Verfasser) eines von Müntzer und Sebastian Franck beeinflussten Traktats *Von der newen Wandlung eynes Christlichen Lebens*, das ihn das seine kostete. Herzog Georg von Sachsen ließ ihn auf seinem Territorium verhaften und im Mai 1527 auf dem Marktplatz in Leipzig enthaupten. Der Nürnberger

Drucker **Johannes Petreius** sei erwähnt wegen der gefährlichen Bewegung der Himmelskörper (er druckte 1543 Keplers Schrift darüber) und wegen der ungefährlichen Bewegung der ›Kardanwelle‹. Ab 1539 druckte Petreius die Werke des italienischen Humanisten, Mathematikers und Technikers Gerolamo Cardano, der eine spezielle Aufhängung für eine Kutsche des gichtgeplagten Kaisers Karl konstruiert hatte.

Unter den Augsburger Druckern sei hervorgehoben **Johann Schönsperger**. Er druckte vorlutherische deutsche Bibeln, kleinere und billigere Ausgaben der

Weltchronik und war überhaupt ein großer Nachdrucker. Des Weiteren besorgte er den Privatdruck des *Theuerdank* Kaiser Maximilians. **Heinrich Steyner** druckte ›Biechleyn‹ über Kräuter oder über die neuartige Kunst des Rechnens auf Linien nach Adam Ries. 1535 stellte er vierbändige Pergamentausgaben der Lutherbibel her. Im selben Jahr brachte er die schon 1527 von Veit Warbeck bearbeitend aus dem Französischen übersetzte *Die schön Magelona. Ein fast lustige un kurzweylige Histori* heraus. Der zum Zeitpunkt der Publikation bereits gestorbene Warbeck war ein Schüler Luthers

gewesen (eine Warbeck-Tochter heiratete später einen Luther-Sohn) und mit Georg Spalatin befreundet, der für die *Magelona* einen *Sendbrieff* verfasste. Das auf diese Weise humanistisch autorisierte und reformatorisch legitimierte Vergnügen wurde zu einem buchhändlerischen Riesenerfolg. Allein im Jahrzehnt bis 1545 gab es bei Steyner acht Auflagen. Die *Magelona* wurde zu einem der beliebtesten ›Volksbücher‹ der Zeit.

Ein anderes Volksbuch französischer Herkunft war der *Hug Schapler*, bereits in den späten 1430ern von Elisabeth von Nassau-Saarbrücken übersetzt und erstmals

1500 in Straßburg von **Johann Grieninger** gedruckt. Erzählt wird der Aufstieg des Metzgerjungen Hug zum König Frankreichs und zum Gründer der Dynastie der Kapetinger. Auch dieses Buch wurde zum Best- und Longseller. Noch 1794 erschien in Nürnberg eine Bearbeitung. Im Jahr zuvor war König Ludwig XVI., der letzte Nachfahre des Metzgers Hug, zum ›Bürger Capet‹ geköpft worden. Grieninger druckte Traktate für und gegen die Reformation, unter letzteren Thomas Murners *Von dem großen Lutherischen Narren*. Das führte zu Ärger mit dem reformationsfreundlichen

Straßburger Magistrat und zur
Beschlagnahmung. Das
Bücherverbieten war keine
»papistische« Spezialität.

Ein bedeutender Druckort für die
Humanisten war Basel, namentlich
für Erasmus von Rotterdam. Dessen
Drucker **Johannes Froben** war eine
Art Fels in der Bücherbrandung, und
zum Nimbus des Erasmus als über
den Wassern des Tageskampfs
schwebenden Geist hat es nur von
diesem Fels aus kommen können.
»Wie würdig ausgestattet«, schreibt
Erasmus nach Frobens Tod, »waren
die Bände, die [...] aus dem Hause
Froben hervorgingen! Er hat deshalb
seine Offizin von Streitschriften, mit

denen andere ein gutes Geschäft machten, immer frei gehalten; es sollte nicht irgend etwas von Hass die Wissenschaften und Künste beflecken.« (Nach Hegel II/2, S. 62 f.)

Ein weiterer wichtiger Baseler Drucker war **Johannes Oporinus**. Der studierte Mediziner und einstige Korrektor bei Froben stellte in seiner Offizin den aufwendigen anatomischen Atlas des Andreas Vesal her. Außerdem erschien bei ihm 1542/43 ein lateinischer Koran, der als erster gedruckter Koran überhaupt angesehen wird.

Gruppenbild der Damen

Hier stehen nicht die ›hohen Frauen‹ im Vordergrund, etwa **Johanna**, genannt ›die Wahnsinnige‹, die Mutter Kaiser Karls V., oder **Maria** von Ungarn, einflussreiche Schwester Karls und seit 1530 seine Statthalterin in den Niederlanden; oder **Eleonore**, eine weitere Schwester Karls, ab 1519 mit Manuel I. von Portugal verheiratet und ab 1530 mit Franz I. von Frankreich, Karls Dauergegner im

Kampf um die europäische Vorherrschaft; oder Karls eigene Gemahlin, **Isabella von Portugal**, von 1526 bis zu ihrem Tod 1539 mit ihm verheiratet.

Die weniger standesgemäßen Damen im Umkreis (und im Bett) Karls sind ebenfalls nicht die Heldinnen dieses Tableaus, etwa **Johanna van der Gheenst**, Tochter eines Handwerkers, Zofe einer Baronin und Mutter einer ›natürlichen‹ Tochter Karls, der **Margarethe von Parma**, in den 1560ern Statthalterin der habsburgischen Niederlande; oder **Barbara Blomberg**, ebenfalls eine Handwerkertochter, Monatsgeliebte

Karls während des Regensburger Reichstages 1546 und Mutter von Karls ›natürlichem‹ Sohn Don Juan de Austria, der im dritten Lebensjahr von der Mutter getrennt und zur Erziehung nach Spanien gebracht wurde.

Erinnert sei stattdessen an Künstler- und Kaufmannsfrauen, an Humanisten- und Reformatorengattinen, die nicht alle so berühmt sind wie **Katharina von Bora**, 1523 aus dem Kloster geflohen und 1525 Luther angetraut, oder so unberühmt wie **Katharina Krapp** (auch Krabbe), seit 1520 die Frau Melanchthons, der nur sehr widerstrebend auf Drängen Luthers

geheiratet hatte. Sehr widerstrebend, aber ohne Chance zur Gegenwehr, heiratete auch Melanchthons Tochter **Anna**. Sie wurde 1536 im Alter von 14 Jahren auf Wunsch – will sagen: Befehl – ihrer Eltern Georg Sabinus zur Frau gegeben, damals 28 Jahre alt. Die arme Anna starb nach unglücklicher Ehe elf Jahre später nach der Geburt ihres sechsten Kindes.

Von Katharinen wimmelte es geradezu. Die Frau des Erasmus Alberus hieß so, außerdem **Katharina Schütz**, die Frau von Matthäus Zell in Straßburg, Verfasserin von Kirchenliedern. Ihre eigene Frau (mit eigener

Berühmtheit) war **Barbara** (genannt Caritas) **Pirckheimer**, Spross oder meinetwegen Sprössin einer einflussreichen Nürnberger Patrizierfamilie. Sie war seit 1503 Äbtissin des Clarissenklosters in Nürnberg. Durch den Einfluss ihrer Familie konnte sie die Auflösung dieses Klosters verhindern, nachdem sich die Reichsstadt 1522 auf die Seite der Reformation gestellt hatte und zwei Jahre später begann, die anderen Klöster aufzulösen. Im November 1525 kam es zu einer Begegnung mit Melanchthon, der sich danach beim Rat der Stadt ebenfalls für die Nonnen einsetzte.

Zu den bekannteren

Reformatorengattinnen gehörte **Elisabeth von Meseritz**. 1524 wurde die im Jahr zuvor entlaufene Nonne, nunmehr 20 Jahre alt, von Luther dem ebenfalls erst 20 Jahre alten Studenten Caspar Cruciger angetraut. Sie ist die Verfasserin des Kirchenliedes »Herr Christ, der einig Gottessohn«. Luther selbst wiederum wurde 1525 von Johannes Bugenhagen getraut, der seinerseits 1522 **Walburga Rörer** geheiratet hatte.

Auch **Otilie von Gersen**, die Frau Thomas Müntzers, war eine entlaufene Nonne. Über ihr Schicksal in den Jahren nach Müntzers Tod 1525 ist nichts bekannt. Der

ehemalige Straßburger Dominikaner Martin Bucer heiratete 1522 die frühere Nonne **Elisabeth Silbereisen**. Sie starb 1541 an der Pest. Bucer heiratete wenige Monate später **Wibrandis Rosenblatt**, die vorher mit dem Baseler Humanisten Ludwig Keller (genannt Cellarius), danach ebenfalls in Basel mit dem Reformator Oecolampadius und schließlich in Straßburg mit dem Reformator Wolfgang Capito verheiratet gewesen war. Bucer lebte seit 1549 in Cambridge im Exil. 1551 wurde sie erneut Witwe. Sie selbst starb zehn Jahre später in Basel an der Pest.

Danksagung

Wolfgang Hörner, dem galianischen Verleger, danke ich für die engagierte Unterstützung dieser Reise in die Lutherzeit, dem Team Galiani für die schwungvolle Arbeit bei all dem, was um ein Buch herum dazugehört.

Meiner Frau Sonja Kautz danke ich für ihre begeisterte und begeisternde Reisebegleitung.

Bücher werden heute nicht mehr wie zu Luthers Zeiten mit der Feder

geschrieben, am Kasten gesetzt, mit der Handpresse gedruckt. Und es fliegen auch keine Tintenfässer mehr durch die Luft. Aber es gibt Momente, in denen man dem Technikteufel die Tastatur an den Kopf werfen möchte. Das helfende Eingreifen meines alten Freundes Erich Brandl war praktikabler. Auch dafür Danke.

Eine späte Verbeugung gilt einer Ausstellung im Alten Museum, Berlin, die annähernd zwanzig Jahre zurückliegt. Sie trug den Titel »Von allen Seiten schön. Bronzen der Renaissance und des Barock« und wurde für mich zu einem ganz großen Erlebnis. Auf die dadurch

ausgelöste erste Phase einer intensiven Beschäftigung mit der Renaissance, einschließlich derjenigen in Deutschland, folgten etliche weitere Schübe, die Ausgriffe auf das ›Phänomen Luther‹ einschlossen. Ohne die zwei Jahrzehnte währende, wenn auch nicht kontinuierliche Beschäftigung mit der Epoche, die von dieser Ausstellung angestoßen wurde, hätte ich dieses Buch nicht schreiben können.

Personenregister

Das Register ist mit Kurzviten versehen beziehungsweise mit Verweisen auf die ausführlicheren biografischen Gruppenbilder im Anhang. Seitenzahlen, die auf Zitate der jeweiligen Person verweisen, sind **gefettet**.

Die Humanisten werden geführt nach ihren latinisierten oder gräzisierten Namen (z. B. Melanchthon unter M statt unter S wie Schwarzerdt).

Übrigens geht auf die ›Vergriechung‹ der Humanisten sogar der Name des Neandertalers zurück. Dabei ist der Vormensch in einem Zeitraum ausgestorben, als die griechische ›Antike‹ noch in der fernen Zukunft des Homo sapiens lag. Das Tal bei Düsseldorf, in dem der Homo sapiens sapiens, für den die Antike inzwischen zur fernen Vergangenheit geworden war, Überreste dieses Vormenschen fand, ist nach Joachim Neander benannt, einem pietistischen Pastor und Kirchenlieddichter (»Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren«) des 17. Jahrhunderts. Dessen Name wiederum rührt von

seinem Großvater her, ebenfalls ein lutherischer Pfarrer, der eigentlich Neumann hieß, gräzisiert eben Neander. Was würde dieser Vormensch, der fünfzigmal länger in den Wäldern Europas lebte als die gesamte Kulturgeschichte des Abendlandes bisher gedauert hat, dazu sagen, dass wir historische Kurzzeitexistenzen ihn bei einem Namen rufen, der vom lutherischen Opa eines pietistischen Pfarrers herrührt?

Absberg, Hans Thomas von (1477–1531), fränkischer Raubritter

Agricola, Georgius (= Georg Pauer, 1494–1555), Arzt, Apotheker,

Mineraloge, gilt als Begründer der Montanwissenschaft

Agricola, Johannes (eigentlich Schnitter, auch Schneyder, zwischen 1492 und 1495-1566), Schüler, Sekretär und zeitweise auch Gegner Luthers und nach dessen Tod Melanchthons Sprichwörtersammler

Agricola, Martin (1486-1556): Gruppenbild der Komponisten

Agricola, Stephan (= Stephan Kastenbauer, 1491-1547): Gruppenbild der Humanisten

Albertus, Laurentius (um 1540-nach 1583), deutscher Grammatiker

Alberus, Erasmus (eigentlich Alber, um 1500-1553), Anhänger Luthers, umtriebiger und immer wieder vertriebener Theologe, Traktatschreiber, Fabeldichter: Gruppenbild der Damen (Erwähnung)

Albrecht von Brandenburg (1490-1545, nicht zu verwechseln mit seinem gleichaltrigen und gleichnamigen Verwandten Albrecht von Brandenburg, Großmeister des Deutschen Ordens und Gründer des Herzogtums Preußen): Gruppenbild der Kurfürsten, Gruppenbild der Maler und Holzbildner (Erwähnung)

Albrecht IV. von Bayern (genannt
>der Weise<, 1447-1508):
Gruppenbild der Fürsten

Aleander, Hieronymus (= Girolamo
Aleandro, 1480-1542), Humanist,
päpstlicher Nuntius

Alexander VI. (1430-1503):
Gruppenbild der Päpste,
Gruppenbild der Könige
(Erwähnung)

Altdorfer, Albrecht (um 1480-
1538), Maler und Baumeister:
Gruppenbild der Maler

Amman, Jost (1539-1591), seit 1561
in Nürnberg lebender Schweizer
Holzschneider

Aristoteles (384-322 v. Chr.),

griechischer Philosoph, Schüler Platons, im ›aristotelischen Denken‹ des Mittelalters nahezu unantastbar

August I. von Sachsen (1526–1585): Gruppenbild der Kurfürsten

Augustinus, Aurelius (354–430), Kirchenvater mit elementarer Bedeutung für Luthers Theologie

Aurifaber, Johannes (= Johannes Goldschmied, 1519–1575, nicht zu verwechseln mit dem in Breslau gebürtigen Johannes Aurifaber), Theologe, erster Kompilator der *Tischreden* und Herausgeber von Briefen Luthers

Aventinus (= Johann Georg Turmair,

1477-1534), Humanist, Philologe, Historiker

Baldung, Hans (genannt Grien, der ›Grüne‹, 1484/85-1545), Maler, Geselle bei Dürer und zeitweise Leiter von dessen Werkstatt: Gruppenbild der Maler

Beatis, Antonio de (Lebensspanne nicht ermittelt), italienischer Kaplan, beschrieb eine Deutschlandreise als Begleiter eines französischen Kardinals 1517/18

Begardi, Philipp (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, genaue Lebensdaten nicht ermittelt), Arzt in Worms, Autor von *Index*

sanitatis, einem deutschen Büchlein über ›böse‹ und wahre Ärzte

Behaim, Martin (1459–1507), Abkömmling einer Nürnberger Patrizierfamilie, Afrikafahrer auf portugiesischen Schiffen, Erdapfelbauer

Beham, Barthel (Bruder Sebald Behams, um 1502–1540), Maler, Kupferstecher: Gruppenbild der Maler

Beham, Sebald (Bruder Barthel Behams, 1500–1550), Maler, Kupferstecher: Gruppenbild der Maler

Benedikt XVI. (geboren 1927), Papst von 2005 bis 2013

Berlichingen, Götz (Gottfried) von
(1480-1562), Raubritter,
Söldnerführer, Türkenkrieger;
diktierte nicht immer
glaubwürdige Erinnerungen etwa
an seine Verwicklung in den
Bauernkrieg, die Goethe
inspirierten

Blomberg, Barbara (1527-1597):
Geliebte von Kaiser Karl V.:
Gruppenbild der Damen

Böhm, Hans (auch Behem, genannt
>Pfeifer von Niklashausen<, später
auch >Pfeiferhänslein<, um 1458-
1476), Hirte, Volksprediger

Bohemus, Johannes (auch Boemus
= Johann Böhm, 1485-1534),
Humanist, Vorläufer der

Ethnographie

Bora, Katharina von: siehe Luther, Katharina

Bosch, Hieronymus (= Jheronimus van Aken, um 1450-1516), niederländischer Maler: Gruppenbild der Maler

Bock, Hieronymus (1498-1554), Botaniker, Arzt, evangelischer Prediger

Boleyn, Anne (nach 1500, Geburtsjahr unsicher, bis 1536), zweite Ehefrau Heinrichs VIII., enthauptet: Gruppenbild der Maler (Erwähnung)

Bote (auch Bothe), Hermann (ungesichert, möglicherweise

1467 bis um 1520),
Braunschweiger Zollschreiber,
niederdeutscher Chronist:
Gruppenbild der Schriftsteller

Borgia, Cesare (1475/76–1507),
Sohn Papst Alexanders VI., Bruder
von Lucrezia Borgia, Fürst,
Feldherr, Kardinal, für Machiavelli
die Verkörperung des
Machtmenschen schlechthin:
Gruppenbild der Päpste

Borgia, Lucrezia (1480–1519),
Tochter Papst Alexanders VI.,
Schwester von Cesare Borgia,
mythenumrankte Renaissance-
Schurkin: Gruppenbild der Päpste

Brant, Sebastian (1458–1521),
Jurist, Dichter: Gruppenbild der

Schriftsteller

Brunschwig, Hieronymus (gegen 1450–gegen 1512), Wundarzt

Bucer, Martin (auch Butzer, 1491–1551): Gruppenbild der Reformatoren, Gruppenbild der Damen (Erwähnung)

Bugenhagen, Johannes (auch Pommeranus genannt, 1485–1558): Gruppenbild der Reformatoren, Gruppenbild der Damen (Erwähnung)

Bullinger, Heinrich (1504–1575): Gruppenbild der Reformatoren

Burgkmair, Hans (1473–1531), Maler und Holzschneider: Gruppenbild der Maler

Burtenbach, Sebastian Schertlin
von (1496–1577), Söldnerführer

Butzbach, Johannes (1477–1516
oder 1526), ›fahrender Scholar‹,
Benediktinermönch, hinterließ
autobiografische Aufzeichnungen

Calvin, Johannes (1509–1564):
Gruppenbild der Reformatoren

Camerarius, Joachim (= Joachim
Kammermeister, 1500–1574),
Humanist, Verfasser einer
lateinischen Biografie
Melanchthons

Capito, Wolfgang (1478–1541),
Straßburger Reformator, Gatte
der Wibrandis Rosenblatt:

Gruppenbild der Damen
(Erwähnung)

Cardano, Jerolamo (1501-1576),
italienischer Humanist:
Gruppenbild der Drucker
(Erwähnung)

Cellarius, Ludwig (= Ludwig Keller,
Geburtsjahr nicht ermittelt,
gestorben 1526), Basler
Humanist, erster Gatte von
Wibrandis Rosenblatt:
Gruppenbild der Damen
(Erwähnung)

Celtis, Conrad (= Konrad Bickel,
auch Pickel, 1459-1508):
Gruppenbild der Humanisten

Cesalpinus, Andreas (= Andrea
Cesalpino, 1519-1603), Botaniker,

Anatom

Clemens VII. (1478–1534):

Gruppenbild der Päpste

Cochlaeus, Johannes (auch

Cochleus oder Cocleus; =

Johannes Dobeneck, 1479–1552):

Gruppenbild der Humanisten

Columbus, Christoph (Christoforo

Colombo, um 1451–1506), von

1492 bis 1504 genuesischer

Seefahrer in spanischem Auftrag,

suchte auf seiner ersten Reise den

Seeweg nach Indien, landete auf

den Bahamas und >entdeckte<

Amerika, ohne es zu merken:

Gruppenbild der Päpste

(Erwähnung)

Cordus, Euricius (= Heinrich Ritze,

1486-1535), Dichter, Botaniker, Arzt, erster Professor der Medizin an der neu gegründeten protestantischen Universität Marburg:

Corvinus, Antonius (1501-1553), Landesreformer in Hessen

Cranach, Lucas (der Ältere, geboren als Lucas Maler, 1472-1553): Gruppenbild der Maler, Gruppenbild der Reformatoren (Erwähnung), Gruppenbild der Fürsten (Erwähnung)

Cranach, Lucas (der Jüngere, 1515-1586), Sohn und Fortführer der Werkstatt des älteren Cranach: Gruppenbild der Maler, Gruppenbild der Humanisten

(Erwähnung), Gruppenbild der
Reformatoren (Erwähnung)

Cruziger, Caspar (der Ältere, 1504–
1548), Wittenberger Theologe,
Gatte der Elisabeth von Meseritz:
Gruppenbild der Damen
(Erwähnung)

Dante Alighieri (1265–1321),
Dichter der (von Boccaccio als
»göttlich« bezeichneten)
»Komödie«. Es sei erwähnt, dass
Dante in seiner Bedeutung für das
Entstehen des einheitlichen
Italienisch mit der Luthers für das
Entstehen des einheitlichen
Deutsch vergleichbar ist

Daul von Fürstenberg, Florian

(1522-Sterbejahr nicht ermittelt),
schlesischer Pfarrer und Verfasser
eines *Tanzteuffels*

Diaz, Bartolomeu (um 1450–1500),
portugiesischer Seefahrer,
umsegelte als erster Europäer die
Südspitze Afrikas

Döring, Christian (Geburtsjahr
ungesichert, Todesjahr
ungesichert, nach 1533),
Wittenberger Verleger

Dürer, Agnes (geborene Frey, 1475–
1539), seit 1494 mit Albrecht
Dürer verheiratet

Dürer, Albrecht (1471–1528):
Gruppenbild der Maler,
Gruppenbild der Humanisten
(Erwähnung)

Dürer, Barbara (1452-1514), die Mutter des Malers

Eck, Johannes (= Johann Maier, 1486-1543, nicht zu verwechseln mit dem etwa zeitgleich lebenden fränkischen Reformator Johann Eck), katholischer Theologe, Gegner Luthers

Eberling von Günzburg, Johann (um 1477-1533), zunächst katholischer, dann reformatorischer Prediger, Flugschriftenautor

Ehinger, Ambrosius (auch Alfinger oder Dalfinger, vor 1500-1533), deutscher Konquistador im Auftrag der Welser und ihr erster

Statthalter in Venezuela, nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Heinrich Ehinger (1484-1537), der ebenfalls in Diensten der Welser stand

Einstein, Albert (1879-1955),
beliebtes Genie

Eleonore von Kastilien (1498-1558), Schwester Karls V.:
Gruppenbild der Könige
(Erwähnung), Gruppenbild der
Damen

Elisabeth I. von England (1533-1603): Gruppenbild der Könige
(Erwähnung)

Elisabeth von Nassau-Saarbrücken (= Elisabeth von Lothringen, um 1395-1456),

Übersetzerin von vier
französischen Prosaromanen:
Gruppenbild der Drucker
(Erwähnung)

Emser, Hieronymus (1478–1527):
Gruppenbild der Kurfürsten
(Erwähnung)

Engels, Friedrich (1820–1895),
Militärhistoriker,
Bauernkriegsforscher: 211
(Fußnote)

Erasmus von Rotterdam (= Gerrit
Gerritszoon, seit 1496 mit dem
Beinamen Desiderius; 1465, 1466
oder 1469 bis 1536): Gruppenbild
der Humanisten, Gruppenbild der
Päpste, Gruppenbild der Drucker

Etzlaub, Erhard (gegen 1460–

1531/32), Arzt, Astronom und Kartograf

Eulenspiegel, Till (auch Ulenspiegel), zahllose Schwänke und Volksbücher belebende literarische Figur, die (möglicherweise) auf ein um 1350 gestorbenes historisches Vorbild zurückgeht

Faust, Johann Georg (um 1480–um 1541), von Legenden überwuchelter historischer Wunderheiler und Wahrsager

Ferdinand I. (1503–1564), Bruder Kaiser Karls V.: Gruppenbild der Kaiser

Folz, Hans (1433-1513),
Nürnberger Meistersinger,
Barbier und Wundarzt:
Gruppenbild der Schriftsteller

Forster, Georg (um 1510-1568):
Gruppenbild der Komponisten

Fracastoro, Girolamo (1476/78-
1553), Arzt, Dichter, Humanist

Franck, Sebastian (Franck von
Donauwörth, 1499-1542 oder
1543): Gruppenbild der
Humanisten, Gruppenbild der
Drucker (Erwähnung)

Franz I. (1494-1547): Gruppenbild
der Könige, Gruppenbild der
Damen (Erwähnung)

Franz Ferdinand von Österreich

(1863–1914): Gruppenbild der Kaiser (Erwähnung)

Freud, Sigmund (1856–1939), Begründer der Psychoanalyse

Friedrich II. von der Pfalz (1482–1556): Gruppenbild der Kurfürsten

Friedrich III. (1415–1493): Gruppenbild der Kaiser, Gruppenbild der Humanisten (Erwähnung)

Friedrich III. von Sachsen (genannt ›der Weise‹, 1463–1525): Gruppenbild der Kurfürsten, Gruppenbild der Reformatoren (Erwähnung)

Froben, Johannes (um 1460–1527):

Gruppenbild der Drucker

Frühbottin, Prista (um 1490–1540),
als Hexe in Wittenberg
hingerichtet

Fuchs, Leonhart (1501–1566),
Mediziner, Botaniker

Fürer, Christoph (1479–1537),
Nürnberger Patrizier

Fugger, Jakob (1398–1469), Vater
von Jakob dem ›Reichen‹,
Augsburger Kaufmann

Fugger, Jakob (genannt ›der
Reiche‹, 1459–1525), Augsburger
Handelsherr, Bankier,
Montanunternehmer,
Königsmacher

›**Fuggerin**‹ (= Sibylla Fugger,

geborene Artzt, um 1480-1546),
seit 1498 mit Jakob Fugger, dem
>Reichen<, verheiratet

Fundling, Johann (Geburtsjahr nicht
ermittelt, bis um 1538),
antilutherischer Pamphletist

Gaismair, Michael (1485/1490-
1532), Bergbauschreiber,
Hauptmann, Bischofssekretär, von
den Tiroler Bauern zum Anführer
gewählt

Galen (= Aelius Galenos, auch
Galenos von Pergamon, um 130-
um 216), als Vater oder besser
antiker Urgroßvater der
Humoralpathologie bis zur
Renaissance nahezu unbestrittene

medizinische Autorität

Galileo Galilei (1564–1642),
Physiker, Astronom, Sterngucker

Gattinara, Mercurino (1465–1530),
italienischer Jurist, Berater Karls
V., seit 1518 Großkanzler, seit
1529 Kardinal

Geiler von Kaysersberg, Johann
(1445–1510), Straßburger
Prediger

Gengenbach, Pamphilus (um 1480–
1524/25), Basler Buchdrucker und
Verfasser von Fastnachtsspielen

Georg von Sachsen (genannt ›der
Bärtige‹, 1471–1539):
Gruppenbild der Fürsten,
Gruppenbild der Drucker

(Erwähnung)

Gersdorff, Hans von (1455-1529),
Arzt, Anatom, Chirurg

Gersen, Ottilie von (vor 1505-nach
1525), Gattin von Thomas
Müntzer: Gruppenbild der Damen

Geyer, Florian (um 1490-1525),
fränkischer Reichsritter,
Befehlshaber des Tauberhaufens
im Bauernkrieg

Gheenst, Johanna van der (um
1500-1541), Geliebte von Kaiser
Karl V.: Gruppenbild der Damen

Goethe, Johann Wolfgang von
(1749-1832), Dichter

Griening, Johann (auch Hans
Grüninger, um 1455-um 1532):

Gruppenbild der Drucker

Grimmelshausen, Hans Jakob
Christoffel von (1621/22–1683),
Schöpfer des Simplicius
Simplicissimus und der Mutter
Courage

Gronenberg, Johann (Geburtsjahr
ungesichert, Todesjahr um
1523/25): Gruppenbild der
Drucker

Grünewald, Matthias (letztes Drittel
des 15./erstes Drittel des 16.
Jahrhunderts), geheimnisvollste
Gestalt der deutschen
Renaissancemalerei, dessen
Identität und Lebensumstände bis
heute umstritten sind:
Gruppenbild der Maler

Gutenberg (= Johannes Gensfleisch, um 1400-1468), Erfinder des Drucks mit einzeln gegossenen und beliebig kombinierbaren Metallbuchstaben

Hadrian VI. (1459-1523): Gruppenbild der Päpste

Hanno (um 1510-um 1516), persönlicher Elefant Papst Leos X.: Gruppenbild der Päpste (Erwähnung)

Harvey, William (1578-1657), Arzt, Anatom, gilt als ›Entdecker‹ des Blutkreislaufs

Heine, Heinrich (1797-1856), Dichter und Journalist, Verfasser

einer amüsanten Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, köstliche Passagen über Luther enthaltend: 211 (Fußnote)

Heinrich VIII. von England (Henry Tudor, 1491–1547): Gruppenbild der Könige und Gruppenbild der Maler (Erwähnung)

Heinrich von Sachsen (genannt ›der Fromme‹, 1473–1541): Gruppenbild der Fürsten

Heller, Jakob (um 1460–1522), reicher Frankfurter Tuchhändler, Kunststifter, Auftraggeber Dürers

Henlein, Peter (um 1479–um 1542), Nürnberger Uhrenbauer

Hergot, Hans (Geburtsjahr ungesichert, 1527 hingerichtet): Gruppenbild der Drucker

Hessus (auch Hesse), Helius Eobanus (= Eoban Koch, 1488–1540), lateinisch dichtender Humanist, Miturheber der ›Dunkelmännerbriefe‹

Hieronymus (347–420), Kirchenvater, Verfasser der *Vulgata*, der lateinischen Bibel: Gruppenbild der Kurfürsten (Erwähnung)

Hippokrates von Kos (um 460–370 v. Chr.), mythischer Arzt des Altertums

Höchstetter, Ambrosius (1463–1534), Augsburger Herr

und Bankier

Höltzel, Hieronymus (genaue Lebensdaten unbekannt, Nürnberger Bürger seit 1500, noch 1532 urkundlich dokumentiert): Gruppenbild der Drucker

Holbein, Hans (der Ältere, Vater des Jüngeren, 1465–1524): Gruppenbild der Maler

Holbein, Hans (der Jüngere, Sohn des Älteren, 1497/98–1543): Gruppenbild der Maler

Hubmaier, Balthasar (um 1485–1528), katholischer Domprediger, reformierter Pfarrer, radikaler Täufer

Hus, Jan (auch Johannes Huss, um 1370-1415), Prager Reformator

Hut, Hans (um 1490-1527), Missionar der Täuferbewegung

Hutten, Philipp von (1505-1546), Konquistador im Auftrag der Welser in Venezuela

Hutten, Ulrich von (1488-1523), Gruppenbild der Humanisten

Hutter, Jakob (um 1500-1536), Hutmacher, Täuferführer in Tirol und Mähren, ›Gründervater‹ der Hutterer

Ickelsamer, Valentin (auch Ickelshaimer, um 1500-um 1547), Grammatiker, Schulmeister,

Verfasser einer deutschen Grammatik

Ignatius von Loyola (1491–1556),
Gründer des Jesuitenordens
während der katholischen
Gegenreformation, gleichwohl
eingeordnet ins Gruppenbild der
Reformatoren, außerdem
Erwähnung im Gruppenbild der
Päpste

Innocenz VIII. (1432–1492):
Gruppenbild der Päpste

Isaac, Heinrich (um 1450–1517):
Gruppenbild der Komponisten

Isabella von Portugal (1503–1539),
Gattin Karls V.: Gruppenbild der
Damen, Gruppenbild der Könige
(Erwähnung)

Iwan III. von Moskau (genannt
›der Große‹, 1440–1505):
Gruppenbild der Könige

Iwan IV. von Russland (genannt
›der Schreckliche‹, 1530–1584):
Gruppenbild der Könige

Jacob von Koburg, Simon
(Geburtsjahr unklar, gestorben
1564), Rechenmeister

Joachim II. von Brandenburg
(1505–1571): Gruppenbild der
Kurfürsten

Johann I. von Sachsen (genannt
›der Beständige‹, 1468–1532):
Gruppenbild der Kurfürsten

Johann III. von Portugal (1502–

1557): Gruppenbild der Könige

Johann Friedrich I. von Sachsen

(genannt ›der Großmütige‹, 1503–1554): Gruppenbild der Kurfürsten

Johanna (genannt ›die Wahnsinnige‹ = Juana la Loca, Mutter Karls V., 1479–1555): Gruppenbild der Damen

Johannes Paul II. (1920–2005), Gruppenbild der Päpste (Erwähnung)

Jonas, Justus (= Jobst Koch, 1493–1555), Gruppenbild der Reformatoren

Juan de Austria (1547–1578), ›natürlicher‹ Sohn Kaiser Karls V.

und Barbara Blombergs:
Gruppenbild der Damen
(Erwähnung)

Julius II. (1443–1513): Gruppenbild
der Päpste

Julius III. (1487–1555):
Gruppenbild der Päpste

Kalixt III. (1378–1458):
Gruppenbild der Päpste

Karl der Große (Carolus Magnus,
Charlemagne, 747/48–814),
Herrscher des fränkischen Reichs,
im Jahr 800 vom Papst zum Kaiser
gekrönt

Karl V. (1500–1558): Gruppenbild
der Kaiser, Erwähnungen in

etlichen weiteren Gruppenbildern

Karl VIII. von Frankreich (1470–1498): Gruppenbild der Könige

Karlstadt (= Andreas Rudolf Bodenstein, 1486–1541): Gruppenbild der Reformatoren

Katharina von Kastilien (1507–1578), Schwester Karls V.: Gruppenbild der Könige (Erwähnung)

Kellner, Heinrich (um 1440–1510), Erfurter Ratsherr

Kepler, Johannes (1571–1630), Mathematiker, Optiker, Astronom: Gruppenbild der Drucker (Erwähnung)

Klain Henslein (Geburtsjahr und

Stand nicht ermittelt), 1502 in
Nürnberg geköpft

Kleberger, Johannes (1486-1546),
Nürnberger, Berner und Lyoner
Bankier

Kleist, Heinrich von (1777-1811),
Schriftsteller und Dramatiker

Koberger, Anton (auch Anthoni
Koburger, zwischen 1440 und
1445 bis 1513): Gruppenbild der
Drucker

Kohlhase, Hans (um 1500-1540),
Brandenburger Kaufmann, ab
1534 bis zu seiner Hinrichtung in
Fehde mit dem Kurfürstentum
Sachsen

Kopernikus, Nikolaus (= Niklas

Koppernigk, 1473–1543),
Domherr im ermländischen (heute
polnischen) Frauenburg
(Frombork), Arzt, Geldtheoretiker
und Münzreformer, Astronom und
Weltbildrevolutionär

Krapp, Katharina: siehe
Melanchthon, Katharina

Lemnius, Simon (= Simon Lemm-
Margadant, 1511–1550),
schweizerischer
Homerübersetzer, neulateinischer
Liebesdichter, pornografischer
Lutherbeleidiger

Leo X. (1475–1521): Gruppenbild
der Päpste

Leonardo da Vinci (1452–1519),
Universalgenie der italienischen
Renaissance

Leonrodt, Hans von (1439–1504),
Verfasser eines posthum
publizierten ›Himmel- und
Höllenwagens‹

Liebig, Peter (Geburtsjahr nicht
ermittelt, bis 1527),
aufrührerischer Tuchmacher in
Görlitz

Linné, Carl von (1707–1778),
schwedischer Naturforscher,
Erfinder und nimmermüder
Weiterentwickler einer
systematischen Nomenklatur für
Flora und Fauna

Lotter, Melchior (manchmal auch

Lotther, der Altere, 1470-1549):
Gruppenbild der Drucker

Lotter, Melchior (der Jüngere, um
1490-1542): Gruppenbild der
Drucker

Loyola siehe Ignatius

Luder, Hans (1459-1530), Luthers
Vater, Bauer und
Montanunternehmer

**Ludwig II. von Ungarn und
Böhmen** (1506-1526):
Gruppenbild der Könige,
Gruppenbild der Kaiser
(Erwähnung)

Ludwig V. von der Pfalz (genannt
>der Friedfertige<, 1478-1544):
Gruppenbild der Fürsten

Ludwig X. von Bayern (1495–1545): Gruppenbild der Fürsten

Ludwig XII. von Frankreich (1462–1515), Gruppenbild der Könige

Ludwig XVI. von Frankreich (1754–1793), während der Französischen Revolution guillemotierter König: Gruppenbild der Drucker (Erwähnung)

Lufft, Hans (um 1495–1584): Gruppenbild der Drucker

Luther, Katharina (geborene von Bora, 1499–1552): Gruppenbild der Damen, Gruppenbild der Reformatoren (Erwähnung)

Luther, Martin (geboren als Luder

im Jahr 1483 oder 1484, das genaue Jahr ist ungesichert, auch wird überliefert, dass seine Mutter sich auf ihre alten Tage an sein genaues Geburtsjahr nicht erinnern konnte; gestorben 1546), die Dauerpräsenz erübrigt
Seitenhinweise

Machiavelli, Niccolò di Bernardo dei (1469–1527), florentinischer Staatsphilosoph, verfasste mit *Il Principe (Der Fürst)* eine überaus einflussreiche und stets heftig umstrittene Abhandlung über das Ergreifen, Behalten und Steigern politischer Macht: Gruppenbild der Päpste (Erwähnung)

Manuel I. (genannt ›der Glückliche‹, 1469-1521): Gruppenbild der Könige, Erwähnungen im Gruppenbild der Päpste, sowie im Gruppenbild der Damen

Manuel, Niklaus (vermutlich 1484-1530), Berner Reisläufer, Maler und Bilderstürmer, Schriftsteller, reformatorischer Ratspolitiker: Gruppenbild der Maler

Mann, Thomas (1875-1955), Schriftsteller

Marcellus II. (1501-1555): Gruppenbild der Päpste

Maria von Ungarn (1505-1558), Schwester Karls. V.: Gruppenbild der Damen, Gruppenbild der Könige (Erwähnung)

Marlowe, Christopher (1564-1593),
elisabethanischer Dramatiker

Margarethe von Parma (1522-
1586), ›natürliche Tochter‹ Kaiser
Karls V. und Johanna von der
Gheene: Gruppenbild der Damen

Mathesius, Johannes (= Johann
Matz, 1504-1565), Student und
Tischgenosse Luthers,
reformatorischer Pfarrer und
Pädagoge

Maximilian I. von Habsburg
(1459-1519): Gruppenbild der
Kaiser, Erwähnungen in etlichen
weiteren Gruppenbildern

Melanchthon, Anna (1522-1547),
Tochter Philipp und Katharina
Melanchthons: Gruppenbild der

Damen

Melanchthon, Katharina (geborene Krapp, 1497-1557): Gruppenbild der Damen

Melanchthon, Philipp (= Philipp Schwartzert, 1497-1560): Gruppenbild der Reformatoren, Gruppenbild der Damen (Erwähnung)

Menius, Justus (auch Jodocus Mening oder Jost Menig, 1499-1558), lutherischer Theologe

Mentelin, Johannes (1410-1478), Straßburger Drucker

Meseritz, Elisabeth von (1504-1534), Gattin von Caspar Cruziger: Gruppenbild der Damen

Michelangelo Buonarroti (1475–1564), Maler, Bildhauer, Architekt

Möllerin, Walpurg (Mitte des 16. Jahrhunderts, genaue Lebensdaten unbekannt), mit einem Kind ›sitzen gelassene‹ Magd

Moritz von Sachsen (1521–1553): Gruppenbild der Kurfürsten

Morus, Thomas (Sir Thomas More, 1478–1535), Lordkanzler des englischen Königs Heinrich VIII., gestürzt (1532) und hingerichtet (1535): Gruppenbild der Könige (Erwähnung), Gruppenbild der Maler (Erwähnung)

Münster, Sebastian (1488–1552), Professor für Hebräisch in Basel

(seit 1529), Datensammler,
Weltbeschreiber

Müntzer, Thomas (vermutlich 1489–1525), revolutionärer Prediger und theokratischer Aufstandsführer im Bauernkrieg: Gruppenbild der Drucker (Erwähnung), Gruppenbild der Damen (Erwähnung)

Münzer, Hieronymus (genannt Monetarius, 1437 oder 1447–1508), Nürnberger Humanist, Arzt und Geograf

Murner, Thomas (1475–1537), Franziskaner, Humanist, Satiriker, Luthergegner: Gruppenbild der Drucker (Erwähnung)

Musäus, Simon (= Simon Meusel,

1521–1576), evangelischer
Theologe

Musculus, Andreas (= Andreas
Meusel, 1514–1581),
evangelischer Theologe,
Hosenteufelsaustreiber

Nannen, Henri (1913–1996), *Stern*-
Verleger und Madonnenretter

Napoleon (= Napoleone Buonaparte,
1769–1821): Gruppenbild der
Kaiser (Erwähnung)

Narr, Claus (Lebensdaten
ungesichert, vermutlich vor 1486
geboren und nach 1530
gestorben), Hofnarr bei den
sächsischen Kurfürsten in Torgau

Nicot, Jean (1530-1604),
französischer Gesandter am
portugiesischen Hof, trug
maßgeblich zur Verbreitung des
Tabaks zunächst in Frankreich bei

Nonnenmacher, Melchior
(Geburtsjahr unbekannt, bis
1525), Pfeifer, wurde wegen
seiner Beteiligung am
Spießrutenlauf eines Grafen
geröstet

Nostradamus (= Michel de
Nostredame, 1503-1566),
Marmeladenkocher, Sterndeuter,
Verfertiger von Horoskopen und
Verfasser prophetischer
Almanache

Oecolampadius, Johannes (= Johannes Hausschein, auch Heussgen, 1482-1531): Gruppenbild der Humanisten, Gruppenbild der Damen (Erwähnung)

Oldecop, Johann (1493-1574), in Wittenberg studierter späterer Gegner Luthers, Priester und Universitätslehrer, Verfasser autobiografischer, zu Lebzeiten nicht veröffentlichter *Denkwürdigkeiten*

Oporinus, Johannes (1507-1568): Basler Drucker, studierter Mediziner: Gruppenbild der Drucker

Osiander, Andreas (1498-1552):

Gruppenbild der Reformatoren

Ovid (= Publius Ovidius Naso, 43 vor bis etwa 17 nach Christus), lateinischer Dichter

Palestrina, Giovanni Pierluigi da (1514/15 oder 1524/25–1594), italienischer Komponist, Erneuerer der Kirchenmusik, Tröster des Verfassers dieser Zeitreise in schwierigen Phasen: Gruppenbild der Päpste (Erwähnung)

Paracelsus (= Theophrastus Bombastus von Hohenheim, 1493 oder 1494–1541), Arzt und Alchimist, Mystiker und Philosoph

Paul III. (1468–1549): Gruppenbild
der Päpste

Paul IV. (1476–1559): Gruppenbild
der Päpste

Pauli, Johannes (1455–1530/33),
Franziskanerprediger,
Schwankdichter,
Schimpfexempelist: Abschnitt
»Wortgewalt« im Anhang

Paulus von Tarsus (um 5–um 64),
Apostel

Pencz, Georg (auch Jörg, um 1500–
1550), Maler, Kupferstecher:
Gruppenbild der Maler

Petreius, Johannes (1497–1550):
Gruppenbild der Drucker

Philipp I. von Hessen (genannt

›der Großmütige‹, 1504–1567):
Gruppenbild der Fürsten

Pilatus, Pontius (genaue
Lebensdaten unbekannt),
römischer Statthalter in Judäa
während des Auftretens von Jesus
Christus

Pirckheimer, Barbara (genannt
Caritas, 1467–1532), Schwester
Willibald Pirckheimers, Äbtissin in
Nürnberg: Gruppenbild der
Damen, Gruppenbild der
Humanisten (Erwähnung)

Pirckheimer, Felizitas (1497–1530),
Tochter Willibald Pirckheimers,
zunächst mit einem Imhof, nach
dessen Tod mit Johannes
Kleberger verheiratet

Pirckheimer, Willibald (1470–1530),
Nürnberger Patrizier:
Gruppenbild der Humanisten

Pius III. (1439–1503): Gruppenbild
der Päpste

Platon (427–348/47), griechischer
Philosoph, Schüler des Sokrates,
Lehrer des Aristoteles

Platter, Thomas (1499–1580), als
Schweizer Hirtenjunge
aufgewachsen, fahrender Scholar,
Botenläufer Zwinglis, später
Pädagoge in Basel

Rabus, Ludwig (= Ludwig Günzer,
1523–1592), lutherischer
Theologe

Ratgeb, Jörg (um 1480-1526),
Maler, sympathisierte mit den
aufständischen Bauern:
Gruppenbild der Maler und

Rebhun, Paul (auch Rebhuhn, um
1505-1546), reformatorischer
Dramatiker

Regiomontanus (= Johannes
Müller, 1436-1476),
Mathematiker und Astronom

Rem, Lucas (1481-1541),
Augsburger Kaufmann,
Tagebuchschreiber

Reuchlin, Johannes (1455-1522):
Gruppenbild der Humanisten,
Gruppenbild der Reformatoren

Reynmann, Leonhard (erstes Drittel

des 16. Jahrhunderts, genaue
Lebensdaten unbekannt),
Astrologe

Rhyff, Walther Hermann (auch Reiff
oder Rueff, um 1500–1548),
erfolgreicher und viel
(ab)schreibender Kolporteur und
Plagiator medizinischer Werke

Riemenschneider, Tilman (um
1460–1531): Gruppenbild der
Maler und Holzbildner,
Gruppenbild der Fürsten
(Erwähnung)

Ries, Adam (auch Rhys, Ryss, Riß,
Rieß, Ryß; 1492/93–1559),
Rechenmeister: Gruppenbild der
Drucker (Erwähnung)

Rodrigo de Triana (= Juan

Rodriguez Bermejo, geboren 1469, Todesjahr unbekannt), aus Sevilla gebürtiger Matrose, der dem Schiffstagebuch des Columbus zufolge als erster Land gesichtet, dabei aber modernen Berechnungen zufolge entweder geirrt oder bloß angegeben hat

Rörer, Walburga (1500–1569), Gattin von Johannes Bugenhagen: Gruppenbild der Damen

Roesslin, Eucharius (1470–1526, nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Sohn, der auch Rhodion genannt wurde und ebenfalls Arzt war), Arzt, Gynäkologe

Rohrbach, Jäcklein (Geburtsjahr

unbekannt, bis 1525),
Bauernführer, wegen seiner
Beteiligung am Spießrutenlauf
eines Grafen geröstet

Rosenblatt, Wibrandis (1504–1564),
Gattin von vier bedeutenden
Humanisten und Reformatoren:
Gruppenbild der Damen,
Gruppenbild der Humanisten
(Erwähnung)

»**Rosina von Truchsess**«
(Lebensdaten unbekannt), die
Hochstaplerin fand 1541 unter
diesem erfundenen Namen
vorübergehend Aufnahme bei
Luther

Rueff, Jakob (1505–1558, nicht zu
verwechseln mit dem nahezu

gleichzeitig lebenden, ebenfalls geburtshilflich publizierenden Walther Hermann Rhyff), Chirurg, Medizinschriftsteller, Theaterautor

Rülein von Calw, Ulrich (1465–1523), Humanist, Arzt, Bergwissenschaftler

Rudhart, Hans (auch Rudhardt, um 1500, genaue Lebensdaten nicht ermittelt), Verfasser eines ›Bergbüchleins‹ in der Nachfolge Rüleins

Russ, Wolfgang (vor 1500–um 1542), lutherischer Prediger

Sabinus, Georg (= Georg Schuler,

1508–1560), Dichter, Diplomat,
Gatte von Melanchthons Tochter
Anna: Gruppenbild der Damen
(Erwähnung)

Sachs, Hans (1494–1576),
Nürnberger Schuhmacher und
Meistersänger: Gruppenbild der
Schriftsteller

Sastrow, Bartholomäus (1520–
1603), Anwalt, Notar, ab 1578
Bürgermeister von Stralsund,
Verfasser einer zu Lebzeiten nicht
gedruckten Autobiografie

Schaffner, Martin (um 1478–um
1548), Maler in Ulm

Schedel, Hartmann (1440–1514),
Nürnberger Stadtarzt und
humanistischer Schriftsteller:

Gruppenbild der Drucker
(Erwähnung)

Schertlin von Burtenbach: siehe
Burtenbach

Schön, Erhard (um 1491–1542),
Nürnberger Zeichner und
Holzschneider

Schönsperger, Johann (der Ältere,
um 1455–gegen 1521):
Gruppenbild der Drucker

Schütz, Katharina: siehe Zell,
Katharina

Schwartzerd, Georg (nicht zu
verwechseln mit seinem
gleichnamigen Vater, 1500/1501–
um 1565), Bruder Melanchthons,
verfasste gegen Ende seines

Lebens Lokalchroniken

Schwarzenberg, Johann Freiherr von (genannt ›der Starke‹, gegen 1465–1528), fränkischer Ritter, verfasste den deutschen Grundtext der *Bambergensis*:

Secundus, Johannes (= Johann Nico Everaerts, 1511–1536), niederländischer neulateinischer Dichter

Senfl, Ludwig (um 1486–1542/43): Gruppenbild der Komponisten

Servet, Michel (= Miguel Serveto y Reves, um 1510–1553), Arzt, Theologe, in Genf als Ketzer verbrannt

Shakespeare, William (1564–1616),

elisabethanischer Dramatiker

Sickingen, Franz von (1481–1523),
Reichsritter: Gruppenbild der
Humanisten (Erwähnung),
Gruppenbild der Kurfürsten
(Erwähnung)

Sigismund Jagiello (1467–1548):
Gruppenbild der Könige

Silbereisen, Elisabeth (um 1495–
1541), zweite Gattin von Martin
Bucer: Gruppenbild der Damen

Spalatin, Georg (= Georg Burkhardt
aus Spalt, 1484–1545):
Gruppenbild der Reformatoren,
Gruppenbild der Drucker
(Erwähnung)

Springer, Balthasar (auch Sprenger,

Geburtsjahr unbekannt, gestorben
vermutlich um 1510), Kaufmann
und Seefahrer

Steyner, Heinrich (auch Steiner,
Lebensdaten ungesichert, in
Augsburg dokumentiert in den
1520er-Jahren bis in die 1540er):
Gruppenbild der Drucker

Stöffler, Johannes (1452-1531),
Mathematiker, Uhrenbauer,
Astronom

Stoß, Veit (1447-1533),
Bildschnitzer: Gruppenbild der
Maler

Strauss, Jacob (1480/85-1527/33),
evangelischer Prediger,
gelegentlich als ›Reformator
Eisenachs‹ bezeichnet

Stumpf, Johannes (1500–1577/78),
Schweizer Theologe und Chronist

Süleyman I. (genannt ›der
Prächtige‹, Mitte der 1490er–
1566): Gruppenbild der Könige

Tacitus, Publius Cornelius (um
58 – um 120), römischer Senator,
Historiker, Germanenerfinder

Tallat von Vochenberg, Johannes
(geboren in der zweiten Hälfte des
15. Jahrhunderts, Näheres nicht
ermittelt), Kompilator des
›Kräuterbüchleins‹

Taxis, Leonhard (= Leonard de
Tassis, um 1522–1612), kaiserlich
privilegierter monopolistischer

Postunternehmer

Thomas von Aquin (um 1225–1274), Dominikaner, der Riese der scholastischen Philosophie und Theologie des Mittelalters: Siehe das Stichwort ›Transsubstantiation‹ im »Kleinen Latinum für Zeitreisende« im Anhang

Truchsess von Waldburg, Georg (1488–1531), Feldherr des Schwäbischen Bundes im Bauernkrieg

Vasco da Gama (um 1469–1524), Meerfahrer, fand den Seeweg von Portugal nach Indien

Vehe, Michael (1485-1535),
Dominikaner, katholischer
Liederdichter

Vesalius, Andreas (= Andreas
Witinck, 1515-1564),
berühmtester Anatom der
Renaissance: Gruppenbild der
Drucker (Erwähnung)

Vespucci, Amerigo (Anfang 1450er-
1512), aus Florenz gebürtiger
Kaufmann und Seefahrer,
Erkunder der Ostküste
Südamerikas

Vischer, Peter (der Ältere, Vater des
jüngeren Vischer, um 1455-1529),
Bildhauer: Gruppenbild der Maler

Vischer, Peter (der Jüngere, Sohn
des älteren Vischer, um 1487-

1528), Erzgießer: Gruppenbild der Maler

Wagner, Ulrich (Geburtsjahr unbekannt, gestorben um 1490), Nürnberger Rechenmeister

Waldseemüller, Martin (zwischen 1472 und 1475 bis um 1520), Kartograf und insofern ›Erfinder‹ Amerikas, als er 1507 diesen Namen als Erster auf eine Weltkarte schrieb

Walter, Johannes (= Johann Blanckenmüller, um 1496–1570), als ›Kantor der Reformation‹ apostrophiert, Gruppenbild der Komponisten

Walther von der Vogelweide (um 1170 – um 1230), Meister der mittelhochdeutschen Lyrik

Warbeck, Veit (um 1490–1534), Schriftsteller, Übersetzer, Diplomat in kursächsischem Dienst: Gruppenbild der Drucker (Erwähnung)

Wasilij III. von Moskau (1479–1533): Gruppenbild der Könige

Welser, Bartholomäus VI. (1512–1546, nicht zu verwechseln mit seinem Vater Bartholomäus V. Welser), Konquistador in Venezuela

Welser, Philippine (1527–1580), Augsburger Patriziertochter

Wickram, Jörg (um 1505–vor 1562),
Gründer der Meistersingerschule
in Colmar, Schriftsteller:
Gruppenbild der Schriftsteller

Wilhelm IV. von Bayern (1493–
1550): Gruppenbild der Fürsten

Wimpfeling, Jakob (1450–1528):
Gruppenbild der Humanisten

Wolgemit, Michael (auch
Wohlgemut, 1434–1519), Maler,
Lehrmeister Dürers, Gruppenbild
der Drucker (Erwähnung)

Yersin, Alexandre Émile Jean (1863–
1943), französisch-Schweizer Arzt
und Bakteriologe, identifizierte
den Pesterreger

Zaschwitz, Günther von
(Geburtsjahr nicht ermittelt,
gestorben 1534),
Rittergutbesitzer, Feind des Hans
Kohlhase

Zell, Katharina (um 1497–1562),
Gattin von Matthäus Zell,
Verfasserin theologischer Streit-
und Rechtfertigungsschriften:
Gruppenbild der Damen

Zell, Matthäus (1477–1548),
reformatorischer Prediger in
Straßburg, Gatte von Katharina
Zell: Gruppenbild der Damen
(Erwähnung)

Zwingli, Huldrych (1484–1531):

Gruppenbild der Reformatoren,
Gruppenbild der Humanisten
(Erwähnung)

Über Bruno Preisendörfer

Bruno Preisendörfer, 1957 bei Aschaffenburg geboren, ist freischaffender Publizist und Schriftsteller mit eigener Internetzeitschrift (www.fackelkopf.de). Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, u. a.: *Die Beleidigungen des Glücks* (2006), *Die letzte Zigarette* (2006), *Das Bildungsprivileg* (2008), *Der waghalsige Reisende. Johann Gottfried*

Seume und das ungeschützte Leben (2012) und den Bestseller *Als Deutschland noch nicht Deutschland war. Reise in die Goethezeit* (2015).

Zuletzt erschien der Spiegel-Besteller *Als Deutschland noch nicht Deutschland war. Reise in die Goethezeit* (2015).

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Papst Leo und Elefant Hanno
das »Gruppenbild der Päpste« im
Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Zur Art des Zitierens die
Bemerkungen vor den
Nachweisen im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Also ein Abführmittel.

[zurück zum Inhalt](#)

Vespucci hatte 1502 in seinem Expeditionsbericht *Mundus Novus* von einer ›Neuen Welt‹ gesprochen. Der seefahrerische Beweis, dass Indien und Amerika nicht zu einer einzigen Landmasse, sondern zu getrennten Kontinenten gehörten, erfolgte erst 1513, sieben Jahre nach dem Tod des Columbus.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Dürer, Koberger und Schedel
siehe den Abschnitt über
Nürnberg im 4. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»»Wiedertäufer« und
»Sakramentierer« im 7. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Eine Kopie von 1892 befindet sich im Deutschen Historischen Museum in Berlin.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt über Alexander im »Gruppenbild der Päpste« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt über »das silberne Zeitalter« im 3. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der erste Abschnitt des nächsten Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu »Die Macht aus den Münztruhen« im nächsten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt über die Landsknechte im nächsten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Faust wird vom Teufel geholt« im 7. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt über den
Ewigen Landfrieden im nächsten
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Maximilian und Karl siehe auch das »Gruppenbild der Kaiser« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Die Karte ist online zu
besichtigen unter
<http://de.wikipedia.org/wiki/Mercat>

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Eintrag in »Bündnisse, Institutionen, Bekenntnisse« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Paracelsus siehe den
Abschnitt im Kapitel
»Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Predigtabschnitt im Kapitel »Himmel, Hölle, Alltag«.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Anfang und Ende« zu Beginn dieses Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Luther benutzte die 2. Auflage von 1519.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe »Bündnisse, Institutionen,
Bekenntnisse, Kampfschriften«
im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Im Abschnitt »Nürnberg, Unter der Veste« im 5. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Zeitreisende mit Faible für die unmittelbare Anschauung können zum jährlichen Frundsbergfest Ende Juni, Anfang Juli nach Bretten fahren und vom Straßenrand aus zusehen, wie in Gestalt von Landsknechtsfähnlein die Vergangenheit durch die Stadt zieht.

[zurück zum Inhalt](#)

Die beiden Eisenhände, die er sich später anfertigen ließ, kann man in der Burg Jagsthausen bei Öhringen nahe Heilbronn besichtigen. Die Schnapp- und Gelenkmechanismen darf man freilich nicht ausprobieren.

[zurück zum Inhalt](#)

Holzschnitte dieser Burgen auf
[https://de.wikipedia.org/wiki/Wand](https://de.wikipedia.org/wiki/Wand_Holzschnitte_von_1523)
[Holzschnitte_von_1523](#)

[zurück zum Inhalt](#)

Philologen haben ihm das Volksbuch vom Eulenspiegel in die Schuhe und unter die Feder geschoben. Dazu die Passage im Abschnitt über den Narr von Torgau im Kapitel über Burg und Stadt.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende
Abschnitt im Kapitel
»Geldleute«.

[zurück zum Inhalt](#)

Die Novelle von Kleist ist ein literarisches Meisterwerk, kein historisches Dokument. Das signalisiert schon der zu Michael abgeänderte Vorname des Titelhelden. Auch ist Kleists Kohlhaas ein ›Rosshändler‹. Ein nach Fasshering riechender Kaufmann wäre als heroische Verkörperung einer bis zur Selbstzerstörung getriebenen Rache ästhetisch zu unappetitlich.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Jörg Ratgeb wird gevierteilt« im Kapitel »Unter Bauern«.

[zurück zum Inhalt](#)

Reisige waren bewaffnete Reiter
(ursprünglich zum Schutz von
Reisenden), Reisläufer
Fußsoldaten.

[zurück zum Inhalt](#)

Vom französischen *garde*,
Wache, aber auch Bereitschaft.

[zurück zum Inhalt](#)

Aus dem Haufen ging später das Regiment hervor, aus dem Fähnlein die Kompanie.

[zurück zum Inhalt](#)

Adam Ries wird im nächsten Kapitel trotzdem besucht.

[zurück zum Inhalt](#)

Bevor Zeitreisende über diese bizarre Relation allzu heftig die Köpfe schütteln, sei erwähnt, dass Oxfam Anfang 2016 bekannt gab, 62 Leute hätten so viel Vermögen wie die ärmere Hälfte der gesamten Menschheit.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe die Einleitung.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Julius siehe das Gruppenbild
der Päpste im Anhang, zu
Albrecht das Gruppenbild der
Fürsten

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den letzten Abschnitt dieses Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu auch der Abschnitt »Faust wird vom Teufel geholt«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Die Macht aus den Münztruhen« im vorherigen Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Ältere Zeitreisende aus der BRD erinnern sich vielleicht an die älteren Zwanzigmarkscheine mit der Dame unter der Haube. Die Darstellung ging auf Dürers Porträt einer Tucher-Gattin zurück. Die Tucher gehörten zu den altehrwürdigen ratsfähigen Geschlechtern Nürnbergs. Das Tucher-Bier wurde erst seit dem späten 17. Jahrhundert gebraut. Der Geldschein mit der Tucherin kam 1961 in Umlauf, im Jahr des Mauerbaus. Die fränkische Brauerei wiederum gehört heute

zur Radeberger Gruppe, benannt nach der sächsischen Bierbrauerei, nach dem Fall der Mauer übernommen vom Oetker-Konzern.

[zurück zum Inhalt](#)

Zur Hexenverfolgung siehe den entsprechenden Abschnitt im Kapitel »Himmel, Hölle, Alltag«.

[zurück zum Inhalt](#)

Zum Bundschuh siehe
»Bündnisse und Institutionen«
im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe auch die Passagen über
dessen
Monopolisierungsversuche im
ersten Abschnitt dieses Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Wer das Rechnen nach Linien üben will, kann das auf der Website des Adam-Ries-Bundes tun (adam-ries-bund.de). Dort gibt es Aufgaben in den vier Grundrechenarten mit schematischen Darstellungen, wie die Rechenpfennige zu legen sind.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Was Bürgerinnen in der Truhe haben« im Kleidungskapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Und dann noch einmal Mitte des 20. Jahrhunderts nach seiner Zerstörung im Bombenkrieg.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe Gruppenbild der
Kurfürsten.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe das »Kleine Latinum für Zeitreisende« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Kurioserweise illustriert der Holzschnitt des Stocknarren auch die Verse über den Krämer. Dabei waren Krämer und Hausierer weniger für die eigene Dummheit berüchtigt als dafür, andere für dumm zu verkaufen.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende Abschnitt im Kapitel »Himmel, Hölle, Alltag«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dürers Elternhaus und
Wolgemuts Werkstatt
wurden im 2. Weltkrieg zerstört.

[zurück zum Inhalt](#)

Die vollständige Aufschrift im Abschnitt »Die letzte Ölung« im 13. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Orientierung bietet die Website
historische-meile.nuernberg.de.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»Männleinlaufen« im zweiten
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Wasser auf
die Mühlen« im
Handwerkskapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu den Brotordnungen der
Abschnitt »Was ist ein
Pfennigbrot?« in diesem Kapitel.

zurück zum Inhalt

Heute liegt das Schlachtgewicht im Schnitt bei rund 100 Kilo. Das Schlachtgewicht ist nicht das Gewicht zum Zeitpunkt der Schlachtung, wie die Nichtmetzger unter den Zeitreisenden vermutlich glauben und wie auch der Autor ursprünglich angenommen hat. Es handelt sich stattdessen um das Gewicht innerhalb der ersten 45 Minuten nach der Schlachtung, ohne Zunge, innere Organe, Gehirn etc. Das Lebendgewicht liegt um etwa 20

Kilo höher. Ein heutiges
Mastschwein erreicht also
dreimal mehr Lebendgewicht als
eine Straßensau zur Lutherzeit.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt
»Ochsenwege« im 9. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»Wortgewalt« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe das entsprechende Luther-Zitat in der Einleitung.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Der Kosmos weitet sich« im ersten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Aufzählung und Erläuterung im
»Kleinen Lateinum für
Zeitreisende« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den letzten Abschnitt dieses Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende
Abschnitt im Kapitel
»Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Macht Geld traurig?« im Kapitel »Geldleute«.

[zurück zum Inhalt](#)

Die sehr unregelmäßige
Rechtschreibung findet sich im
Original.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Welche Geschäfte sind schmutzig?« im Kapitel »Geldleute«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt
»Studentenunruhen« in diesem
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Näheres im Abschnitt »Was Bürgerinnen in der Truhe haben« im Kleiderkapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Mit ähnlicher Moral dichtete Alberus auch Fabeln über Stadt- und Landmaus (Abschnitt »Wie Fürsten tafeln und Bauern essen« im Ernährungskapitel) und Mast- und Zugochse (Abschnitt »Angst vor der Arbeit« im Bauernkapitel).

[zurück zum Inhalt](#)

Der Drahtzieher wurde übrigens bis zum 1. August 2013 vom Bundesinstitut für Berufsbildung als zweijähriger Ausbildungsgang geführt und dann mit dem Federmacher und dem Fräser zur Fachkraft für Metalltechnik zusammengefasst.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Macht
Geld traurig?« im Kapitel
»Geldleute«.

[zurück zum Inhalt](#)

Zwei davon sind im Abschnitt »Männleinlaufen« des Kapitels über »Die Herren des Reichs« dem Henker in die Hände gefallen.

[zurück zum Inhalt](#)

www.deutsche-fachwerkstraße.de.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den entsprechenden Abschnitt im ersten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Die fünfhundert Jahre sind vorüber. Aber es lässt sich nicht mehr überprüfen, ob Dürer zu viel versprochen hat. Die Tafel ist 1729 verbrannt.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Bündnisse, Institutionen, Kampfschriften« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Zur apokalyptischen
Zeitstimmung der Abschnitt
»Anfang und Ende« am Anfang
des ersten Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Hexenjagd«
im nächsten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Eröffnungsabschnitt
»Anfang und Ende« im ersten
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Die humanistische Universität« im 4. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der letzte Abschnitt im vierten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Holz und Haus« im fünften Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Das seit dem späten 13. Jahrhundert bekannte Wismut (heute Bi als chemisches Element) war noch nicht als eigenständiges Metall erkannt. Es hätte als ›achtes Metall‹ die symbolische Geschlossenheit des Siebenerkosmos gesprengt.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu auch die Passagen über das »Bergbüchlein« im Abschnitt »Das silberne Zeitalter« des 3. Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu »Die Sünden des Hosenteufels« im Kleiderkapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Obwohl katholisch erzogen, kann ich diese ›Marseillaise der Reformation‹, wie Heinrich Heine und Friedrich Engels den Choral übereinstimmend (und übereinstimmend irrend) genannt haben, aus dem Gedächtnis zitieren und lasse den Zitatnachweis weg. Weiteres zum lutherischen Kirchenlied im Abschnitt »Trost und Gesang« in diesem Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»Wetternöte« im Kapitel über die
Bauern.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Martin Luther schreibt Hans Kohlhase einen Brief« im zweiten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt
»Reliquienglaube« in diesem
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende
Abschnitt im Kapitel
»Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu das Stichwort ›Marburger Artikel‹ in »Bündnisse, Institutionen, Kampfschriften« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe »Bündnisse, Institutionen, Kampfschriften« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu »Der Streit um den Sturtz«
im Kleiderkapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Die Fortsetzung des Zitats mit den schönsten Versprechungen im »Jüngsten Gericht« des letzten Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Luthers Einstellung zum ›Gebärauftrag‹ der Frau siehe den Abschnitt über das Kinderkriegen im Kapitel »Frauen, Männer, Kinder«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende
Abschnitt im Kapitel
»Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Auch dazu der Pestabschnitt in
»Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Es sei daran erinnert, dass Papst Franziskus am 8. Dezember 2015 ein außerordentliches »Heiliges Jahr« mit dem Aufstoßen der beiden Flügel der »Heiligen Pforte« des Petersdoms eröffnet hat. Das »Heilige Jahr« währt bis zum 20. November 2016. Mit dem Durchschreiten der Pforte ist für Pilger ein Sündenerlass verbunden.

[zurück zum Inhalt](#)

Es sei darauf hingewiesen, dass Maria auch im Islam bei den einfachen Gläubigen sehr beliebt war (und ist). Sie ist die einzige Frau, die im Koran namentlich genannt wird. Eine der 114 Suren, die neunzehnte, heißt sogar »Maria«.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe das »Gruppenbild der Komponisten« im Anhang.

zurück zum Inhalt

»nottorfft«: nicht unsere
Notdurft, sondern im Sinn von
»unverzichtbarem Bedürfnis«;
»tzweheln«: Handtücher;
»facilet«: Mundtücher;
»hantbecken«:
Handwaschbecken;
»kandelbret«: Brett zum
Einhängen von Kannen;
»koepff«: Becher; »grueß«:
Krüge; »brieff«: wohl ein Druck
mit einem Holzschnitt;
»laßtzedel«: Regelblatt für
Aderlasszeiten, oft mit
astrologisch-symbolischen

Bezügen; »reysent oer«:
Sanduhr.

[zurück zum Inhalt](#)

»keß«: Käse; »erweyß«: Erbsen;
»tzwiffel«: Zwiebeln.

zurück zum Inhalt

»vil dester baß«: umso besser;
»spanbeth«: Bettgestell; »kueß«:
Kissen; »leylach, decklach,
deck«: Leinenzeug, Überzüge,
Decken; »kleck«: genügt;
»schalaun«: Wolldecke; »golter«:
gesteppte Decke – noch heute im
Fränkischen »colder« für Decke;
»gauch«: Narr; »bruntzscherb«:
Nachtopf; »warmes«: Wams;
»schauben«: Überwurfmäntel.

[zurück zum Inhalt](#)

Im Abschnitt »Götz von Berlichingen wird belagert« im 4. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

»lawen«: Lauge, Seifenwasser;
»heris«: hären, aus Haaren
gewebt; »darff«: braucht.

[zurück zum Inhalt](#)

»bueß«: Vorrat; »meßpeln«:
Mispeln, Apfelfrüchte.

[zurück zum Inhalt](#)

Zum Bier siehe den Abschnitt im nächsten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Der **Anachronismus**
›Arbeitgeber‹ geht zulasten des
Übersetzers.

[zurück zum Inhalt](#)

Das vielversprechende »gögel«
möge zur
Enttäuschungsvermeidung
unerläutert bleiben.

[zurück zum Inhalt](#)

Als Frankenkind freut und tröstet mich, dass diese Schwänze im Register mit B, in der Vorrede mit p geschrieben sind. Bis heute tun sich Franken schwer damit, die beiden Buchstaben beim Sprechen zu unterscheiden, wie ich – selbst beim eigenen Namen – immer wieder feststelle.

[zurück zum Inhalt](#)

Man darf annehmen, dass Leute, die in der Lage waren, Kochbücher zu kaufen, sich auch den teuren Saffran zum ›Gelben‹ leisten konnten.

[zurück zum Inhalt](#)

Der heutige europäische Grenzwert bei Speisegetreide liegt bei 0,05 Prozent.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Was ist ein Pfennigbrot?« im 4. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Es sind etwa 5300 Brote. Bei den Angaben sind heutige Ertragsverhältnisse zugrunde gelegt. Bei den fünfmal geringeren Hektarerträgen um 1500 wären es mithin nur etwas über 1000 Brote.

[zurück zum Inhalt](#)

»Welche Geschäfte sind
schmutzig?« im Kapitel
»Geldleute«.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe das Rezept am Schluss des Abschnitts »Von bereytung der speis«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu »Die Hanse und der Hering« im Kapitel »Geldleute«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der dritte Abschnitt des ersten Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt
»Wetternöte« im sechsten
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Genau genommen wurde der Terminus ›Reinheitsgebot‹ vor 100 Jahren erfunden, nicht vor 500, und setzte sich erst in den 1950ern durch. Aber das ist eine andere Geschichte.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu eine Bemerkung Luthers im Kapitel »Frauen, Männer, Kinder«.

[zurück zum Inhalt](#)

Zur versuchsweisen
›Rehabilitierung‹ der Epoche sei
ein moderner Historiker zitiert:
»Die Periode vom 14. bis zum 16.
Jahrhundert war kein
Saufzeitalter.«

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den ersten Abschnitt im 7. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Badehaus-Abschnitt im Kapitel »Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu die »Gebrauchsanweisung für Spießgesellen« im 2. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu eine Passage der
Einleitung.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende
Abschnitt im 5. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Behaims Globus der dritte Abschnitt des ersten Kapitels.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt über die
Badestube im Kapitel
»Leiblichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Schluss des Abschnitts über den Sturtz im Kleiderkapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Vom
Kinderkriegen und
Kinderverlieren« in diesem
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Inventare
in Versen« im Kapitel
»Häuslichkeit«.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Jörg Ratgeb
wird gevierteilt« im
Bauernkapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Irritierenderweise heißt nach dem himmlischen Raser heute ein Auto.

[zurück zum Inhalt](#)

Der Autor kann nicht widerstehen, den Kommentar zu einem bei Youtube eingestellten Magnifikat zu zitieren – ohne ihn zu teilen, versteht sich, denn diese Zeitreise ist konfessioneller Neutralität verpflichtet. Der Kommentar: »if only the prots (!) would know what there (!) missing«.

[zurück zum Inhalt](#)

Die nach Dürers Tod gemachten Bemerkungen seines alten Freundes Willibald Pirckheimer über Agnes gelten heute als fragwürdig.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Die
Schlächterei von
Frankenhausen« im
Bauernkapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Die Hebamme.

[zurück zum Inhalt](#)

Eine von der Deutschen
Bischofskonferenz 2007
herausgegebene »Arbeitshilfe«
der Internationalen
Theologischen Kommission zu
dieser Problematik verlautbart:
»Das Prinzip, wonach Gott das
Heil aller Menschen ersehnt,
gibt Anlass zur Hoffnung, dass es
einen Heilsweg für ungetauft
sterbende Kinder gibt« – Anlass
zur Hoffnung! –, »und folglich
auch zu dem theologischen
Bestreben, eine kohärente und
logische Verbindung zwischen

den verschiedenen Aussagen des katholischen Glaubens zu finden«, zum Beispiel zwischen der Heilsnotwendigkeit des Sakraments der Taufe, der Ursünde und dem Heilswillen Gottes.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe »Die Tiere der Stadtmenschen« im 4. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu die unterfränkische Bemerkung im Abschnitt von der »bereytung der speis« im Ernährungskapitel: »Ich werden an Ickelsamers Pfeiftipp denken, wenn ich mich das nächste Mal mit Namen vorzustellen habe.«

[zurück zum Inhalt](#)

Zeitreisende, die der Redewendung weiter nachspüren möchten, können damit auf der Website der Stadt Pappenheim im Altmühltal beginnen.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den entsprechenden Abschnitt im Kleidungskapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Bei ihm ist Baden bei Zürich gemeint, nicht etwa Baden-Baden.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der entsprechende Abschnitt in diesem Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»Wollüsterey und Gattenliebe«
im 11. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Bündnisse, Institutionen, Kampfschriften« im Anhang.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Wasser auf
die Mühlen« im
Handwerkskapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe »Anfang und Ende« im ersten Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Zu Claus Narr von Torgau der entsprechende Abschnitt im 4. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

»Es ist leichter, dass ein Kameel durch ein Naddelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes kome«, sagt Jesus im Markusevangelium.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt »Trost und Gesang« im 7. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe dazu die Einleitung.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»Reliquienglauben« im 7.
Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Pestabschnitt im 12. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Dazu der Abschnitt »Deutsche Bibeln und deutsche Drucke« im 1. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

Siehe den Abschnitt
»Wollüsterey« und Gattenliebe«
im 11. Kapitel.

[zurück zum Inhalt](#)

»Dies irae, dies illa / solvet
saeculum in favilla« – »Tag des
Zorns, jüngster Tag / wo die Welt
in Asche fällt«.



1. Auflage 2016

Verlag Galiani Berlin

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2016, Verlag Kiepenheuer &
Witsch, Köln

Covergestaltung: Manja Hellpap und Lisa
Neuhalfen, Berlin

Autorenfoto: © David Biene

Lektorat/Bildauswahl: Wolfgang Hörner,
Astrid Suckert

Fonteinbettung der Schrift DejaVu nach
Richtline von **Bitstream Vera**

Dieses E-Book ist urheberrechtlich
geschützt.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

eBook-Produktion: **GGP Media GmbH**,
Pößneck

ISBN: 978-3-86971-126-3 (Buch)

ISBN: 978-3-462-31566-0 (eBook)

www.galiani.de